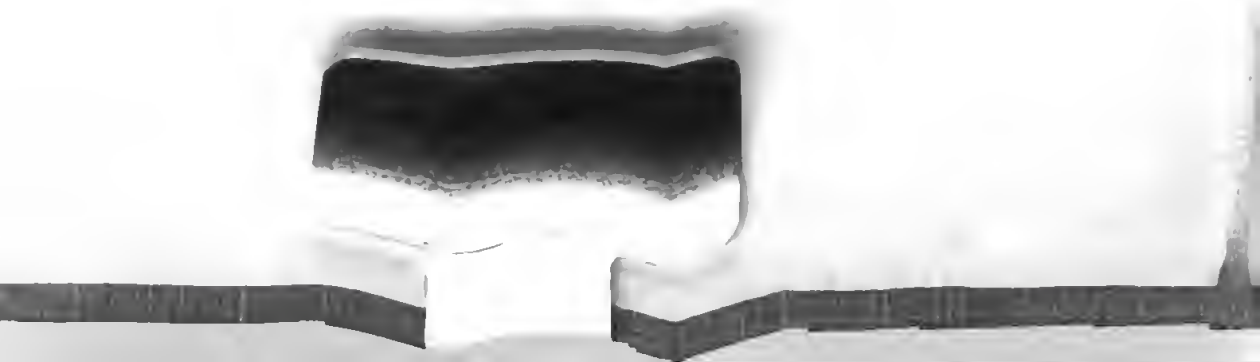
Adolf Wilbrandt

Das lebende Bild

Given to the
German Seminar Library, Taylor Institution,
in memory of
Henry Tresawna Gerrans
Curator of the Taylor Institution
1908–1921
By his Wife



~~E 7 576 A 1~~

REP. G. 4185

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 3. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—.— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Aufl.	.	M. 2.—
—.— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	.	M. 2.50.
—.— Menschenkinder. Novellencyklus.	.	M. 3.50.
—.— Ma. Ein Porträt.	.	M. 2.50.
Anzengruber, Ludw., Wolken und Sunn'schein. 2. Aufl.	.	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman	.	M. 3.—
—.— Yorks Offiziere. Historischer Roman.	.	M. 3.50.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	.	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	.	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman 2. Aufl.	.	M. 4.—
—.— Um Helena. Roman.	.	M. 3.50.
Bülow, Frieda v., Kara. Roman.	.	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	.	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen.	.	M. 2.50.
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	.	M. 3.—
—.— Božena. Erzählung. 5. Auflage.	.	M. 3.—
—.— Margarete. 4. Auflage.	.	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	.	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.		M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen.	.	M. 3.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	.	M. 2.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	.	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 6. Auflage.	.	M. 3.50.
—.— Der König der Bernina. Roman. 9. Auflage.	.	M. 3.50.
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	.	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	.	M. 3.50.
—.— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	.	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 2. Auflage.	.	M. 1.50.
—.— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	.	M. 3.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	.	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	.	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	.	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	.	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	.	M. 2.50.
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	.	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	.	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	.	M. 3.50.
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Auflage	.	M. 3.—

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen. Geheftet M. 3.—
—.— Vom heißen Stein. Roman. „ M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman. „ M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Serner. Roman. 2. Aufl. „ M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage. „ M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage. „ M. 4.—
—.— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck.) „ M. 4.—
Saltschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. „ M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman. „ M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. „ M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman. „ M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. „ M. 2.50.
—.— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Montblanc. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die ewige Burg. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 57. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Geschwister. Zwei Novellen. 22. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Der Katzensteg. Roman 44. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 26. Auflage „ M. 2.—
—.— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 23. Auflage. „ M. 2.—
—.— Es war. Roman. 30. Auflage. „ M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. „ M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage. „ M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. „ M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. „ M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. „ M. 2.50.
—.— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage. „ M. 4.—
—.— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage. „ M. 4.—
—.— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—.— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage. „ M. 3.—
—.— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage. „ M. 3.—
—.— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Der Sänger. Roman. 4. Auflage. „ M. 4.—
—.— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—.— Franz. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—.— Das lebende Bild und andere Geschichten. „ M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl. „ M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman. „ M. 4.—
—.— Thoms friert. Roman. „ M. 4.—

OXFORD
INSTITUTION
TAYLOR
GERMAN
LIBRARY

Das lebende Bild

und andere Geschichten

Von

Adolf Wilbrandt

Stuttgart 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

H. T. EVANS,
WORCESTER COLLEGE,
OXFORD.

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Franz und Lolo von Lenbach

in alter Freundschaft

zugeeignet

Inhalt

Das lebende Bild 9
Der Mörder 131
Zwei Tagebücher 177
Das Urteil des Paris 239

Das lebende Bild

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

I.

Herr von Hochfeld und ſein Inſpektor waren den halben Nachmittag über Feld gegangen, die faſt beendete Ernte und alte und neue Pläne beſprechend. Sie trennten ſich bei der großen Eiche, die nicht weit vom Hof am Weg ſtand; der Inſpektor ging ſeiner Wohnung zu, Hochfeld ſah ihm nach. Er lächelte ein wenig über den ehrenfeſten, harten, plebejiſchen Gang ſeines Gutsverwalters; in dem Lächeln lag aber Achtung und Anerkennung, und ſogar eine Spur von Neid. Wie vergnügt der Mann nun nach Hauſe geht, dachte er. Nachdem er als guter deutſcher Biedermann hier draußen ſeine Schuldigkeit gethan hat, thut er ſie nun auch in ſeinen vier Wänden und liebt ſeine Familie. Er weiß vielleicht ſelber nicht, ob er das mehr aus Vergnügen thut oder aus Pflicht! — — Ach, das iſt ja alles eins . . .

Hochfeld ſeufzte leiſe. Er hat eine Familie, dachte er weiter; das iſt doch die Hauptſache. Nun findet er ſeine nette Frau, die noch immer ein bißchen hübſch und auch noch immer ein bißchen kokett, aber doch eigentlich ein ſehr guter Kerl iſt; und findet ſeinen großen Jungen, der wohl auch einmal Inſpektor wird,

und ſein fideles Lieschen — das ſo gern nach Loſchwitz und Blaſewitz geht und für Schiller ſchwärmt. Das ſogenannte häusliche Glück. Na ja. Es iſt nicht ſehr feurig bei ihnen; aber es iſt doch. Es iſt doch ...

Er zog die Brauen nieder — eine Bewegung, die ſein allzu ernſt gewordenes Geſicht jetzt ſo oft entſtellte — und ging langſam über den Gutshof ſeinem Herrenhaus zu. Das Haus mit dem ſtattlichen gotiſchen Mittelgiebel, unter dem eine Welt von Grün emporrankte, und den zierlichen Seitengiebeln war wohl hübſch genug; aber zu einſam war's. Er trat ein und durchſchritt die Zimmer; durch irgend einen unbewußten Trieb geführt, kam er auch in die Wohn- und Schlafzimmer ſeiner Frau und ſeiner Tochter, die nebeneinander lagen; alle einſt mit Liebe und mit wähleriſchem Geſchmack von ihm eingerichtet; nun war niemand drin. Das ſtimmungsvolle Boudoir Clotildens, der Frau, die allerliebſte kleine Kajüte Luiſens — damals für einen werdenden Backfiſch gedacht; jetzt war der Backfiſch zur ſechzehnjährigen Jungfrau geworden, der Schule und Penſion entſchlüpft. Aber wo war ſie denn? Im Vaterhaus, wie ſich's gehörte? Nein, da drüben in Dresden, in der Villa Viola, bei dieſen Saus- und Brausmenſchen; mit der Mutter, die nun auch zu dem Volk gehörte ... Ein förmlich bitterer, galliger Geſchmack trat ihm auf die Zunge; es war das nichts Seltenes mehr. Ein feindſelig verächtliches Gefühl verzog ſein Geſicht. Ihm war ſogar, als verblaſſe die Liebe zu ſeinem

Kind, das er einſt übertrieben vergöttert, in das er wie in einen goldenen Kelch hineingeſehen hatte. Weil ſie in dieſer Villa Viola war, ſtatt bei ihm, ſchien ſie auch fremder, unholder, unerfreulicher zu werden. Er mochte ihre „Kajüte" nicht mehr anſchauen; ſo wenig wie das Boudoir Clotildens, die ihm ſo allmählich davongeflattert, ihm faſt wie ein Traum war. Ja, ja, ich träume nur noch, dachte er mit einem finſteren Lächeln. Ich träume mein Leben nur noch ... Er ging über den Korridor in ſein Arbeitszimmer.

„Du hier?" fragte er, da er ſeinen Neffen Hans am Schreibtiſch ſtehn ſah. Hans von Hochfeld, ebenſo lang aufgeſchoſſen und mager wie der Oheim, aber auch ebenſo kräftig gebaut, mit dem noch etwas kindlich runden Geſicht eines guten Jungen, ſtand wie wartend da, Hut und Reitpeitſche in der Hand, in ſeinem feinſten Sommeranzug. Er machte eine militäriſche Verbeugung; er hatte ſein Dienſtjahr hinter ſich.

„Hab' eben ein Telegramm gebracht," antwortete er und deutete auf den Tiſch. „Der Bote kam damit vor fünf Minuten. Ich dachte wohl, du kämſt jetzt bald; denn ich ſah den Inſpektor, mit dem du fortgegangen warſt, in ſeine Wohnung gehn."

Merkwürdig geſcheit! dachte Hochfeld; er hatte ſonſt von den Geiſtesgaben ſeines Neffen und „Volontärs" eine geringe Meinung. Mit der trägen, erwartungsloſen Gebärde eines vereinſamten Menſchen, dem das äußere Leben wenig bringt, nahm er das Telegramm vom Tiſch und öffnete es. Aus Dresden! ſah er; und von ſeiner Frau. „Beſtimme, ob Luiſe

hinauskommen ſoll, und wann, und wie lange. Sie grüßt ihren Vater zärtlich. Clotilde."

Seine Brauen zogen ſich wieder zuſammen; ja, das iſt ganz ihr Stil! fuhr ihm durch den Kopf. Ich ſoll immer beſtimmen, entſcheiden, erzwingen; wo ſich eigentlich alles von ſelbſt verſteht, oder durch guten Willen ſich von ſelbſt ergäbe, da ſoll ich den Herrn ſpielen. Warum denn? Damit ſie ſich dann als Märtyrerin fühlen kann? Oder weil ſie weiß, wie ſehr ich dies Erzwingen haſſe, und ſich darauf verläßt: es wird nichts geſchehn, alles bleibt wie es iſt, ich kann weiter thun und laſſen, was ich will?

Iſt denn das noch eine Ehe? dachte er und ſchloß die Augen. Jetzt fiel ihm aber ein, daß er nicht allein war; er hatte wohl auch eine Bewegung, ein Geräuſch gehört. Indem er die Depeſche auf den Schreibtiſch legte, ſah er über den Neffen hin. „Du haſt dich ja ſo fein gemacht. Willſt du noch nach Dresden?"

Hans nickte vergnügt. „Ich hab' ein paar Beſorgungen in der Stadt; bei der Gelegenheit möcht' ich bei den Tanten vorſprechen, — natürlich wenn du's erlaubſt. Nun iſt ja auch Couſine Luiſe da. Muß ſie doch begrüßen."

„Natürlich."

„Und dann überhaupt — in der Villa Viola ſoll es jetzt ſehr luſtig ſein. Intereſſanter Beſuch aus Berlin; dazu die fidelſte Dresdener Geſellſchaft. Immer was los!"

Hochfeld blickte den jungen Nachwuchs mit etwas ſpöttiſchem Lächeln an. „Dir blitzt ja die Lebensluſt

förmlich aus den Augen," ſagte er dann, durchs Zimmer gehend. „O ja, da iſt ‚immer was los'. Das richtige moderne Deutſchland; ſeit wir ein reiches Volk werden, mehrt ſich auch der Uebermut. Immer Geld ausgeben, immer uns amüſieren, uns amüſieren — und Sozialdemokraten züchten! Das verſtehn ſie in der Villa Viola. Die Villa Viola immer mit voran!"

Hans verzog aus Reſpekt keine Miene; auf ſeinem offenherzigen Geſicht ſtand aber doch leſerlich genug geſchrieben: du kannſt lange reden, eh mir was gefällt! — Nein, dachte er und wunderte ſich: wie dieſer Onkel Julius ſich verändert hat. Vor zwei, drei Jahren, wie famos konnt' er lachen; ein ganz entſchieden fideles Haus. Und jetzt — entweder ſinnt er vor ſich hin und ſpricht lang' kein Wort — oder es kommt alles ſo gallig heraus. Der lebt eben viel zu einſam. Der ſollt' in die Welt!

Onkel Julius war an die große Glasthür getreten, die in den Garten führte; er kam wieder zurück. „Früher," murmelte er, „da war's anders! — In Dresden, mein' ich. Aus meiner Knabenzeit erinner' ich mich: neben der Villa Viola ſtand eine andre, auch ſehr ſchöne, da wurden auch wir Jungens manchmal eingeladen, ſpielten im Garten, an der Elbe, oder in den Zimmern. Manchmal wohl an hundert Menſchen beiſammen; vortreffliche, reichliche Bewirtung, große Fröhlichkeit; aber gar kein Prunk. Vornehm und urgemütlich! Am frühen Nachmittag fing's an; punkt zehn Uhr war's aus.

Dann erſchien der Hausherr, der alte Großvater, den man bis dahin gar nicht geſehen hatte; der kleine Mann mit dem großen, klugen, ſonderbaren Kopf ging durch alle Zimmer, grüßte alle Leute — ſo mit der Hand, ich ſeh' es noch — und verſchwand dann wieder, Gott weiß wo. Das war das Zeichen zum Aufbruch: alle Mann hinaus!"

Hans ſtieß ein kleines Lachen hervor. „Das iſt komiſch, Onkel!"

„Meinetwegen war's komiſch. Aber wenn man nun an die Hausthür kam, ſo hielten da ſo viele Wagen, alle vom alten Großvater geſtellt, daß jeder nach Hauſe fahren konnte; kein Menſch brauchte zu Fuß zu gehn. Das war gar nicht übel, Hans! Hat mir ſehr gefallen. Eine gute, drollige Gaſtfreiheit; — ſonſt aber keine Spur von Prunk. Dagegen jetzt bei unſern Morlands, in der Villa Viola — na, und überhaupt. Ein Taumel von Genießen! Die Jagd nach dem Geld, und dann die Parforcejagd nach dem Vergnügen. — Ich bin froh, daß ich draußen bin. Zwei Meilen weit davon — ich kann auch zweitauſend ſagen. Mit meiner Landwirtſchaft, meinen Blumen, meinen Büchern ... Ich bin froh! Ich bin froh!"

Er ging mit aufgeregten, unruhigen Schritten durch das große Zimmer hin.

Hans ſah ihm mit den rundlichen Augen nach. Ach, du biſt ja gar nicht ſo froh, ſagte er inwendig, ohne ſich zu rühren. Du thuſt ja doch nur ſo, Onkel Julius. — Villa Viola hoch! Das iſt meine Mei-

nung. — Er wird alt, der Onkel. — Und ſonſt ſo ein Prachtmenſch. — Will machen, daß ich fortkomm'!

„Haſt du was in der Stadt zu beſtellen?" fragte er, als Hochfeld mit geſenktem Kopf wieder näher trat.

„Zu beſtellen? Nein. — Allerdings, wegen dieſes Telegramms da kannſt du der Tante Clotilde ſagen — — ja, was denn? — Es wird ſich finden, ſag ihr nur; ich weiß es noch nicht. Vielleicht — vielleicht fahr' ich heut noch ſelber hinein, auf 'ne halbe Stunde, um das Kind zu ſehn. Das Weitere wird ſich finden, wird ſich finden . . ."

„Sehr wohl, Onkel Julius."

„Du willſt natürlich reiten?"

„Ja."

„Nimm nur 'nen Mantel mit. Es wird vielleicht am Abend plötzlich kalt."

Hans lächelte. „Ein ſo abgehärtetes Menſchenkind wie ich! — Wir haben ja noch Auguſt."

„Kaum noch; beinah ſchon September. Und du kennſt doch unſer Klima, Junge: heiße Tage, kühle Abende. — Dein dünnes Röckchen."

„Aber darunter ein warmes Herz!" erwiderte Hans mit einem ſeiner „ſchuldloſen Scherze", wie ſie der kritiſche Onkel nannte. „Und zwar ein Soldatenherz. — Alſo auf Wiederſehn!"

Nein, was der ſorgenvoll wird! dachte er und ging aus der Thür.

Julius zuckte die Achſeln. Er ſah durch die Glasthür auf den Himmel hinaus; wolkenloſe Bläue lag

über den hohen, beſonnten Wipfeln und Kronen des Gartens. Es war noch ein richtiger Sommertag ... Plötzlich überlief ihn doch ein Fröſteln; warum? woher? Es mußte wohl aus der Seele kommen. Ihm war auf einmal alles leer und tot; die beſonnte Welt, dieſes ſchattige Zimmer, die Jagdtrophäen an der Wand, die Bilder, die Bücher, die hohen Yuccas, die mächtigen Philodendren, die Statuen dazwiſchen. Ein Ekel an allem legte ſich wie ein glattes, häßliches Ungeheuer um ihn her, umgeiferte, umſchnürte ihn, ſchüttelte ihn dann. Es war, wie wenn nichts mehr lebte, als das dumme Blatt da auf dem Tiſch, das kalte, nichtsſagende Telegramm. „Beſtimme, ob Luiſe hinauskommen ſoll. — Sie grüßt ihren Vater zärtlich. Clotilde.“ Warum grüßt ſie ihren Vater von der Villa Viola aus? Weiß ſie auch ſchon nicht mehr, wohin ſie gehört? Hat ſich dieſes junge Ding ſchon hineingefunden, daß Vater und Mutter ihre geſonderten Wege gehn? Und hält ſie zu ihrem Geſchlecht? Thut ſie, was die Mutter will? Iſt ſie doch mehr der Mutter Kind?

Und er hatte doch oft im ſtillen, mit heimlicher Freude gedacht: ſie iſt mehr mein Blut ...

Ein wilder Entſchluß, den er in ſich kommen und wachſen ſah, ſtand ihm auf einmal feſt in der Bruſt. „Nein!“ ſagte er laut gegen den Tiſch, gegen das Telegramm hinunter, „ſo halt' ich's nicht aus! Dieſe Halbheit — das iſt der Tod. Dabei vergeht einem ja die Menſchenwürde. Ein Ende machen! ſo oder ſo!“

Er ſah den alten Mahnke, ſeinen zweiten Diener,

durch den Garten gehn; Friedrich, den beſſeren, hatte er in ſeiner ritterlichen Art bei Clotilden gelaſſen. Er trat in die Gartenthür. „Mahnke!“ rief er. Der Alte kam heran.

„Laſſen Sie anſpannen; den Zweiſitzer. Legen Sie meinen Mantel hinein. Ich fahr' in die Stadt!“

II.

Hochfelds Gut lag nicht an der Elbe, ſondern hinter Hoſterwitz und Pillnitz nach Nordoſten ins Land hinein; die beiden Straßen, die nach Dresden führten, waren ungefähr gleich weit, gegen vierzehn Kilometer lang. Hans, auf ſeinem Braunen, wählte den hübſcheren Weg, nach Hoſterwitz hinunter und dann an der Elbe fort. Bei ſo ſchönem Wetter wie heut war es ihm ein immer neues Vergnügen, zwiſchen Fluß und Höhen hinzureiten; rechts die Hügel mit Villen bedeckt, links nahe und fernere Dörfer über die Ebene hingeſtreut, dazwiſchen der ſpiegelnde Strom, auf dem die Perſonendampfer, die Schlepper ſo heiter auf und nieder fuhren, als wäre das ganze Leben nur ein luſtiges Hin und Her. Dann wuchs ihm die große Stadt entgegen; zuerſt ihre Vorboten: Loſchwitz, Blaſewitz, die Schillerdörfer (auch Hans von Hochfeld kannte ſeinen Schiller, wenn er ihn auch ein wenig als unmodern verachtete); darauf die Vorſtädte hüben und drüben, die hochragenden Kirchen, die unzähligen Bäder

im Strom, die große Terraſſe, die Villen und die Gärten. Erſt das Geſchäft, dann das Vergnügen! hatte er ſich unterwegs als Ehrenmann mehrmals vorgeſagt, ſogar vorgeſungen; denn an Pflichtgefühl fehlte es ihm nicht. Zuerſt die Beſorgungen drüben in der Altſtadt, dann wieder herüber und in die Villa Viola! — Nur als ihn ſeine Straße geradezu an dieſer Villa vorbeiführte — das ſchöne weiße Gebäude mit dem vergoldeten Balkon lag ſo aufdringlich am Weg — da ſchüttelte er den jungen Kopf. So vorbeizureiten, dachte er, das iſt doch zu dumm! Man kann doch erſt mal ſehn, was die Leute hier machen ...

In der Thür, unter dem Balkon, ſtand Heinrich, der Diener; Hans ſtieg ab und übergab ihm ſein Pferd. In ſeiner neugierigen Ungeduld ſprang er dann ſogleich ins Haus. Sonderbar! Das hatte er ſich anders gedacht: alles war ſtill, die Zimmer leer; kein Menſch und keine Katze zu ſehn. Er ging immer gradeaus, durch den runden Saal, der ihm ſo beſonders gefiel, den oben eine ebenſo runde Altane umlief, auf die eine Menge Thüren mündete; auch hier tiefe Stille. Im Gartenſalon war's ebenſo. Durch die große Glasthür und die hohen Fenſter ſah er die belebte Elbe und die Altſtadt drüben, ein „famoſes Bild"; um ihn her regte ſich aber nichts. Erſt als er dann in den Garten trat, ſah er einen Menſchen; deſſen Anblick war aber auch unerwartet. Friedrich, der Hochfeldſche Diener, in der Hochfeldſchen Livree, der „Muſterdiener", ſaß am Eingang einer Laube im Schatten, an einem Tiſchchen, auf das er

die Hand und den Kopf gelegt hatte, und ſchlief. Man konnte ihn ſogar leiſe ſchnarchen hören.

Hans ging kopfſchüttelnd auf ihn zu. „Friedrich!“ rief er ihn nach einer Weile an.

Der Diener erwachte ſofort, ſah, wie und wo er war, und machte ein ſo verlegen beſchämtes Geſicht, daß der Jüngling auflachte. „Was Tauſend!“ ſagte er. „Friedrich! Muſterknabe! Sie ſchnarchen hier am hellen Tag?“

Friedrich ſtand auf; er verſuchte zu lächeln, es gelang ihm aber nicht. „Das ſagen Sie wohl, Herr von Hochfeld,“ erwiderte er verdrießlich. „Die Natur fordert ja bekanntlich ihre Rechte; wen man bei Nacht nicht ausſchlafen läßt, der muß dann bei Tage ſchlafen. Das iſt 'ne alte Geſchichte —“

„Ihr lebt hier ſo luſtig?“ fiel ihm Hans ins Wort.

„Es giebt immer was,“ ſagte Friedrich langſam. „Den Herrſchaften fällt ſo vieles ein, was notwendig geſchehen muß: bald 'ne große Reitpartie, bald ein Kegelabend hier im Garten, mit ausgeſetzten Preiſen; dann ein Feuerwerk. Und getanzt wird — wer weiß, wie oft. Und wer weiß, wie lange. Wir machen ja auch viel Muſik, Herr von Hochfeld. Heut abend werden wir im Konzertſaal ‚lebende Bilder‘ haben; zum Schluß italieniſche Mondſcheinnacht im Garten, am Waſſer —“

„Teufel!“ rief Hans, wie elektriſiert; es durchzuckte ihn. „Und ich faſt jeden Abend mit den Hühnern zu Bett!“

„Sagen Sie nichts gegen die Hühner," bemerkte Friedrich; legte ſich die Hand vor den Mund und gähnte. „Ich beneide Sie und die Hühner — wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf."

„Aber Sie ſind doch nur für meine Tante hier!"

Friedrich ſchüttelte lächelnd den Kopf: „Ach ne, ſagen Sie das nicht. Frau von Hochfeld leiht mich her; ich mach' alles mit. Das iſt ja auch ganz in der Ordnung; dagegen ſag' ich ja nichts. Heinrich und der kleine dumme Junge, wie wollten die mit dieſer Wirtſchaft fertig werden; die lägen ja ſchon unter dem Raſen, Herr von Hochfeld. Ach ne, es iſt ſehr gut, daß ich hier bin. Wir drei —"

Er brachte den Satz nicht zu Ende, weil er wieder gähnte.

„Armer Friedrich!" ſagte Hans mit ſeinem gutmütigſten Lächeln und legte dem Märtyrer eine ſeiner großen Hände auf die Schulter. — „Wo iſt denn aber jetzt die ganze Geſellſchaft?"

„In der Villa Eberhard; da war heut nachmittag große Quadrille. Nämlich auf dem Waſſer; die Villa Eberhard hat einen kleinen See, den haben wir nicht. Nun werden ſie aber wohl nach Hauſe kommen . . ."

Friedrich ſah auf ſeine Uhr und nickte.

Hans warf ſich auf einen Stuhl, vor Aufregung. „Quadrille auf dem See! — Lebende Bilder! — Himmeldonnerwetter, und ich wieder aufs Land!"

Der Diener ſah ihn ſchweigend an; ſein kluges Geſicht war nun wieder muſterhaft verſchloſſen. Ja,

hätt' ich nur dein Pferd! dachte er. Und könnt' ich aus dieſer Fidelität hinausreiten, zu meinem gnädigen Herrn!

„Hans!“ rief jetzt eine helle, angenehme Stimme. In der offengebliebenen Thür des Gartenſaals erſchien die Tante Clotilde; die noch jugendlich ſchlanke, ſchöne Geſtalt, in einem reizenden Ruderkoſtüm, ein Matroſenhütchen auf dem Kopf, einen glitzernden Orden an der Bruſt, winkte mit der Hand. Hans ſprang auf, ihr entgegen; ſie kam aber ſchon heraus, mit den raſchen, herzhaften Bewegungen, die er an ihr liebte. „Na, Landjunkerchen?“ ſagte ſie gemütlich lächelnd, als ſie vor ihm ſtand, und gab ihm die Hand. „Sieht man dich einmal? — Ich entdeckte dich eben, als ich in den Saal trat; da ſchlug mir das Tantenherz, und ich bin den andern weggelaufen.“

„Beſte aller lebenden Tanten!“ entgegnete Hans; es war ſeine ehrliche Meinung. Er ſtaunte ſie eine Weile an: wie jung und wie hübſch ſie noch war mit ihren fünfunddreißig Jahren. Dann küßte er ihr die Hand.

„Ach du lieber Gott!“ rief ſie nun aus, da ſie dem herangetretenen Friedrich in das farbloſe, müde, ſchlaffe Geſicht geſehen hatte; auch ſein verſtohlenes Gähnen unterwegs hatte ſie bemerkt. „Armer Friedrich! Was für ein Bild des Jammers. Mund auf, Augen zu!“

Friedrich wehrte ihr Mitleid ab. „Ach ne, gnädige Frau, es iſt nicht ſo ſchlimm —“

„Sie ſind ja hoffnungslos müde, Friedrich!"

Er ſchüttelte den Kopf.

„Mein gutes Herz, leugnen Sie doch nicht. — Sie halten dieſes Leben nicht aus. Ich hab's ſchon gefürchtet. Na, und jetzt verwünſchen Sie mich!"

Friedrich widerſprach mit Händen und Füßen. Er hing an ſeiner gnädigen Frau, er war auf ſeine Weiſe verliebt in ſie. Seine verneinenden Bewegungen wurden ſo leidenſchaftlich, daß Hans plötzlich auflachte; Clotilde lächelte.

„Es geht ja auch ziemlich toll bei uns zu!" ſagte ſie in ihrer drolligen Aufrichtigkeit. „Wird ja aber anders werden, Sie Armer, früher oder ſpäter. Jetzt ſollen Sie ſchlafen; machen Sie, daß Sie fortkommen. Gehn Sie in Ihr Zimmer, legen Sie ſich hin!"

„Um Gottes willen," erwiderte Friedrich und wand ſich, „liebe gnädige Frau! Machen Sie mich nicht zum Kinderſpott!"

„Ich brauch' Sie jetzt nicht."

„Aber vielleicht Frau Morland, oder —"

„Niemand, niemand. Wenn ich's Ihnen ſage. Gehn Sie! Ich will es!"

Ihre braunen Augen blitzten ihn ſo liebenswürdig herriſch an, daß er ſich wohl fügen mußte. Er zuckte aber die Achſeln: „Schlafen werd' ich d o ch nicht —"

„Na, dann r u h e n Sie!" fiel ſie ihm ins Wort. Sie nahm ihn mit beiden Händen und ſchob ihn ſanft dem Hauſe zu. „Fort, fort, fort!"

Friedrich ging, mit unterwürfig geſenktem Rücken; in den Schultern rührte ſich aber noch der letzte

Trotz. Ach ja, wenn sie nicht so gut wäre, dachte er, indem er ins Haus trat. Aber was will man machen; ihr Herz ist zu gut!

III.

Clotilde blickte ihm mitleidig nach; dann stieß sie einen leisen Seufzer aus und ging auf die Laube zu. Sie ließ sich auf denselben Sessel fallen, auf dem vorhin Friedrich geschnarcht hatte. „Ah!" seufzte sie noch einmal. „Müde bin ich auch. An allen Gliedern." Sie sah das „Landjunkerchen" komisch wehleidig an. „Hans! Hans! Ich werd' alt!"

Hans lächelte nur. — „Ihr kommt eben von der Ruderpartie?"

Sie nickte. „Siehst du diesen verrückten Orden hier? Den hat mir der Schwager Morland angeheftet; 's ist der Ruderpreis. Ja, du glücklicher junger Mensch, deine Tante hat sich ausgezeichnet! Als Führerin ihres Seelentränkers, bei der großen Quadrille —"

„Seelentränker!" unterbrach er sie. „Was ist das?"

„Das weiß nun wieder Hänschen nicht. Ach, du unschuldiger Krautjunker! — Was ein Seelentränker ist? Hast du noch nie so 'ne Nußschale gesehn? Eine Nußschale für einen Menschen, mit einem Ruder, das man so hin und her schlägt, nach rechts und nach links — das ist ein Seelentränker; und frag mich

nicht, was das Wort bedeutet, denn ich weiß es nicht. Sitzend liegt man drin — verſtehſt du — wie ein Kind auf einem Rieſenblatt der Victoria Regia; und wie in einem Traum ſchwimmt man dann dahin . . ."

Clotilde, die Todmüde, ſprang auf; alle ihre Glieder fingen an zu ſprechen. „Nun kommen ſie aber von allen Seiten heran, verſtehſt du, dieſe ſchwimmenden, bunten Blätter; auf jedem rudert ein Herr oder eine Dame. Und alle rudern aufeinander zu, wie um ſich in den Grund zu bohren; dann — auf ein Kommando — wieder alle zurück, pfeilſchnell auseinander. Dann alle im Kreiſe herum, langſam, wie Schwäne hintereinander her. Nun in zwei Reihen ſenkrecht aufeinander, ein großes ſchwimmendes Kreuz; und nun Paar an Paar — wachſen zuſammen, verſtehſt du — wachſen auseinander — fliehen ſich, finden ſich — wie Libellen, die über dem Waſſer tanzen. Endlich, wenn es keine Figur mehr giebt, die man nicht gemacht hat, dann ſalutiert man mit dem Ruder — feierliche Verneigung — aus iſt's."

Sie ſank wieder auf ihren Stuhl und fächelte ſich mit ihrem Taſchentuch. „Siehſt du, mein Sohn, das iſt die Quadrille!"

Hans ſchüttelte bewundernd den Kopf. Dann ſeufzte er vor Aufregung. „Und ich draußen, als Stoppelhopſer!"

„Natürlich," ſagte Clotilde mit mütterlichem Ernſt; „das iſt ja dein Beruf! — Na, wie ſchlägt dir's an?"

„Danke," erwiderte er und ſetzte ſich auch. „So,

ſo. Das landwirtſchaftliche Studium, weißt du, das war luſtiger; aber ich mußte ja endlich gründlich ins Praktiſche hinein, und dafür bin ich auch mehr gemacht, als für die Studia. Der Inſpektor, unter dem ich als Volontär diene, iſt ja leidlich zufrieden." Er lächelte treuherzig: „Für ein großes Licht ſcheint er mich zwar nicht zu halten —"

Clotilde zuckte heiter die Achſeln.

„Er behandelt mich aber mit Achtung; ſehr nett. Uebrigens ſoll ich dir vorläufig von ihm ſagen, daß er ſehr gerührt iſt: du haſt ja ſeiner Frau eine ganze Apotheke geſchickt."

„Wird ſie beſſer?"

„Ja; ſehr. — Er iſt doppelt gerührt, ſagt er, daß du bei deinem großſtädtiſchen, ruheloſen Leben —"

Clotilde, die ſich plötzlich verfinſterte, machte eine ungeduldige Bewegung, ſo daß er verſtummte. Das hätt' ich wohl nicht ſagen ſollen, fuhr ihm durch den Kopf. Das war wohl recht dumm!

Sie ward indeſſen ſchnell wieder heiter; in ihrer reizend leichtlebigen, raſchen Art, die ihm ſo gefiel. „Na, und du?" fragte ſie, als hätte er das andre zu Ende geſprochen. „Haſt dich von deiner letzten Verliebung erholt?"

„Ja," erwiderte er vergnügt. „Das iſt vorbei. Da hatt'ſt du wieder mal recht, Tante; wie immer. Die hätt' nicht für mich gepaßt."

Clotilde nickte zuſtimmend.

„Nein," bekräftigte er lächelnd, „das war eine Dummheit. — Das iſt ganz vorbei!"

„Junge," ſagte Clotilde, die ihn mit den klugen Frauenaugen forſchend anblickte, „du ängſtigſt mich. ‚Das iſt vorbei' ... Du ſprichſt ja, wie wenn ſchon wieder etwas andres — —"

Hans lachte zutraulich auf. „Dein bekannter Generalſtabsblick! — Es iſt aber nicht von Bedeutung, beruhige dich. Will dir nur pflichtſchuldig beichten, daß mir neulich, als ich zum Theater in die Stadt kam, eine reizende junge Dame mit wunderbar friſchen Farben ſehr — ſehr imponiert hat —"

„Schon wieder! — Kennſt du ſie?"

„Ja. Ich wurd' ihr im Zwiſchenakt vorgeſtellt. Fräulein von Sabirow. — Kennſt du ſie auch?"

Clotilde nickte ernſthaft. „Ja. Sie malt ſich ſehr ähnlich."

„Malt ſich? — Wieſo ähnlich?"

„Vor zehn Jahren ſah ſie grade ſo aus wie jetzt!"

Er ſtarrte die Tante verblüfft und daher nicht ſehr geiſtreich an. „Vor zehn Jahren?"

„Ja."

„Sie malt ſich?"

„Ja. — Ja, mein Herzchen, deine unſchuldigen Landjunkeraugen wählen bis jetzt nicht beſonders glücklich. — — Einen mütterlichen Rat möcht' ich dir bei der Gelegenheit noch geben; darf ich?"

„Bitte!"

„Du ſuchſt durchaus ſchon deine Zukünftige; — na ja, meinetwegen. Der zukünftige Gutsbeſitzer ... Aber du Unglücklicher haſt offenbar die fixe Idee, dich ſo recht durch einen Gegenſatz zu ergänzen;"

Clotilde ſeufzte leiſe und blickte auf die Erde; „gieb das auf, mein Junge. Glaub mir, Mann und Weib ſind von Natur ſchon verſchieden genug! Wenn nun gar Schwarz und Weiß ſich zuſammenthun, ſo nebeneinander auf die Scheibe gemalt — haſt wohl einmal ſo 'ne Scheibe geſehn, in 'ner phyſikaliſchen Vorſtellung —"

Er nickte.

„Und wenn dann in der Ehe die Scheibe ſich zu drehen anfängt — ſo wird, grade wie in der Phyſik, ein trauriges Grau daraus! — Nein, nimm dir lieber eine, die von deiner Art iſt. Wirſt dich immer noch wundern, Hänschen, wie die Bäume auseinander wachſen, du nach rechts, ſie nach links; dafür iſt geſorgt!"

Es war ihm, wie wenn er ſie wieder leiſe ſeufzen hörte; er wußte auch, warum. Es ging ihm zu Herzen. Etwas befangen antwortete er nach einer Pauſe: „Ja, ja. — Ja, ja." Er ſchwang ſich zu einem befreienden Scherz auf: „Ich hab' ja vor der Weisheit meiner Tante Clotilde allen denkbaren Reſpekt. Biſt ja mein Profeſſor der Lebenskunſt! — Ueberhaupt — meine Verehrung — — weißt du, daß ich deine Photographie immer bei mir führe? hier?"

Er griff in ſeine Bruſttaſche und zog eine Photographie in Kabinettsform hervor. Sie erkannte ſie.

„Welche Ehre!" ſagte ſie und lachte. „Rührender junger Menſch!"

Er ſteckte ſie wieder ein. Plötzlich kam ihm der

Gedanke, der ihm wohl schon eine Weile unklar die Brust beschwert hatte: Sie fragt gar nicht nach ihrem Mann!

In demselben Augenblick dachte Clotilde: Er spricht nicht von Julius!

Hans faßte Mut.

Mit einem diplomatischen Umweg begann er: „Ich reit' also noch heute abend wieder hinaus. Der — — Mein Cousinchen ist also hier?"

„Ja, seit drei Tagen. Ich hab' nun eine große, sechzehnjährige Tochter . . ."

Sie sah ihn erwartend an; er sie auch.

Er nahm wieder das Wort, vor Verlegenheit und Anstrengung rot geworden: „Und Luise — und ihr — und du denkst hier noch lange zu bleiben?"

„In der Villa Viola?"

„Ja."

„Warum sollt' ich fort?" — Sie stand auf. — „Hat dir Onkel Julius —?"

Hans erhob sich auch. „Was, Tante?"

„Das frag' ich dich. — Ich hab' ihm eine Depesche geschickt. Hast du die noch gesehn?"

„O ja. Freilich, Tante. Eh ich fortritt, hab' ich sie ihm noch auf den Tisch gelegt; und er kam dann und —"

„Und hat sie gelesen?"

„Natürlich. Ja."

„Und — und — — und er hat dir keine Antwort darauf mitgegeben?"

Hans ward wieder rot. Es kam ihm auf ein-

mal abſcheulich märchenhaft vor, daß zwiſchen dieſen beiden Menſchen, die er ſo verehrte, er, Hans von Hochfeld, auf eine ſo verrückte Art den Vermittler ſpielte.

„Mitgegeben?“ fragte er zurück, da ihm gar nichts anderes einfallen wollte.

„Nu ja!“ ſagte Clotilde, die auch ein Erröten anflog. „Einen Zettel? ein Blatt Papier? ein Billet?“

Er ſchüttelte eine Weile den Kopf.

„Alſo keine Antwort?“

„Doch, doch. Es wird ſich finden, ſoll ich dir ſagen. Er weiß es noch nicht.“

„Ah! Er weiß es noch nicht!“

„So hat er geſagt. Das Weitere wird ſich finden: das waren ſeine letzten Worte. Vielleicht, ſagte er, kommt er noch ſelber auf 'ne halbe Stunde, um Luiſe zu ſehn.“

„Hm!“ murmelte ſie. „Auf 'ne halbe Stunde ...“

Sie machte ein paar kurze Schritte; in vollkommener äußerer Faſſung kam ſie dann zurück. „Luiſe wird ſich freuen,“ warf ſie hin. „Sie erwartet ihn ſchon. — Dann iſt ja alles gut und in Ordnung ... Warum haſt du das nicht gleich geſagt? Haſt wohl unterwegs zu viel an die Selbſtmalerin, die Sabirow, gedacht! — — Na, und wie lebt ihr denn?“

„Onkel Julius und ich?“

Sie nickte ungeduldig.

„Danke; ſo, ſo. — Ich bin ja keine große Unterhaltung für ihn, er iſt aber ſehr gut zu mir. Wenn er allein in ſeinem Zimmer ſpeiſt, dann eſſ' ich in

meinem; oft eſſen wir aber auch zuſammen im Speiſeſaal; manchmal der Inſpektor mit. Dann wird viel von Politik und Landwirtſchaft geſprochen —"

„Und wenn ihr beide zuſammen eßt?"

Hans zuckte die Achſeln. „Ja, dann ſpricht der Onkel nicht gar ſo viel. Er brütet oft vor ſich hin; er —"

Clotilde machte eine Bewegung, daß er wieder verſtummte. Sie faßte ſich aber geſchwind. Durch eine zweite Gebärde ſchien ſie ihm zu ſagen: ſprich nur ruhig weiter!

„Onkel Julius iſt übrigens ſehr thätig," fing er denn auch geſchwind wieder an. „Er wandert viel mit dem Inſpektor herum; er ſitzt halbe Tage über ſeinen Büchern; beſonders glücklich iſt er mit ſeiner alten Liebe, ſeinen Blumen und Pflanzen. Neulich haben wir zur Abwechſelung ein Unglück gehabt —"

„Ein Unglück?"

„Nur ein kleines. Das heißt, doch ein Meter ſechzig hoch. Von den beiden großen Gipsſtatuen, die in Onkel Julius' Arbeitszimmer ſtehn — Flora und Fortuna — iſt die eine zerſchlagen worden —"

„Durch wen?" fragte Clotilde.

„Durch den alten Mahnke. Er fiel."

„Welche denn?"

„Die Fortuna."

„Oh!"

Ueber ihr bisher gleichgültiges Geſicht flog ein Zucken hin. Sie wendete ſich langſam ab. Endlich wiederholte ſie leiſe, in einem ſchmerzlich abergläubiſchen Gefühl: „Die Fortuna . . ."

„Ja," murmelte Hans.

Clotilde ging am Raſenplatz hin, gegen die Elbe zu. Ihr war ſchlecht zu Mut; das kam jetzt ſo leicht bei ihr, bei geringem Anlaß. Und auf meine Depeſche, dachte ſie, nur eine mündliche Antwort; durch den Jungen da. ‚Das wird ſich finden.' ‚Vielleicht kommt er auf 'ne halbe Stunde her.' Aber nur um das Kind zu ſehn ...

O Julius! Julius! Was iſt aus uns geworden?

Es erwachte nun aber ihr alter Trotz. Sie drückte die Fäuſte gegeneinander, daß die Ringe an ihren Fingern ihr weh thaten. Soll ich mich mit ihm aus der Welt verbannen, weil er die Laune hat, weltmüde zu ſein? Sind wir denn alt und grau? — Fünfundvierzig iſt er alt, und ich fünfunddreißig. — Ich will leben! leben!

IV.

Als Clotilde ſich zurückwandte, ſah ſie im Gartenſalon die Geſellſchaft, die ſich an der offenen Thür zu ſammeln ſchien; Hans ſtarrte neugierig hin. „Ich bin doch recht dumm," ſagte ſie, wieder in ihrem hellen, heiteren Weltton: „Hänschen will etwas erleben, und ich frag' ihn hier nach dem alten Mahnke und nach der Landwirtſchaft aus. Komm, mein Sohn: da iſt die Quadrille!"

Hans, deſſen Augen ſtrahlten, wollte noch galant

widerſprechen; Clotilde hörte aber nicht, ſie nahm ſeinen Arm und ging mit ihm ins Haus. Morland, der Hausherr, hatte in der That aus ſeinen Gäſten, Damen und Herren, eine Gruppe gebildet; ſeine behagliche, phlegmatiſche, wohlbeleibte Geſtalt mit der hohen Glatze trat vor, feierlich, ſo weit ſie das konnte. Nach einem flüchtigen Blick und Gruß für Hans und einem humoriſtiſchen Räuſpern nahm er das Wort: „Meine hochzuverehrende Schwägerin Clotilde, edler Gaſt meines Hauſes! Es hat der werten Geſellſchaft gefallen, dir außer dem Orden, den ich die Ehre hatte dir anzuheften, noch ein beſonderes, feſtliches Ehrenzeichen zu widmen —"

Fanny, Morlands Frau, fiel ihm wie gewöhnlich in die Rede. Auf die jungen Damen neben ihr deutend, ſetzte ſie hinzu: „Das unſre liebreizende Jugend gepflückt und gewunden hat!"

Sie winkte einer der jungen Damen, einer ſtattlichen, beinahe ſchon üppigen Wohlgeſtalt; nun trat dieſe auf Clotilde zu. Mit etwas theatraliſcher Gebärde hob ſie den Kranz in die Höhe, den ſie in der Hand hielt, einen einfachen Kranz, den aber viele Seeroſen ſchmückten, und ſagte mit ihrer etwas rauhen, bedeckten Stimme: „Und ich ſoll die unverdiente Ehre haben, es zu überreichen. Dieſen Kranz — unſrer Ruderkönigin!"

„Evviva!" rief einer der Herren, der Bankier Ellenberger.

„Sie lebe hoch!" ſchrie Morland.

Clotilde wehrte mit beiden Händen ab; ſie hatte

ihren jungen Ritter losgelaſſen. „Nein, nein, nein!“ rief ſie aus. „Das iſt Uebertreibung! Ich werde ja prämiiert wie bei einem landwirtſchaftlichen Feſt. Außerdem iſt es ungerecht, muß ja den blaſſen Neid gegen mich erwecken. Dieſen Kranz hätte Fräulein Jeannette von Loſſow, unſre kühnſte Reiterin, verdient ... Da!“

Sie nahm ihn der ſtattlichen jungen Dame aus der Hand, aber nur um ihn ihr auf den Lockenkopf zu ſetzen. Dies gelang ihr indeſſen nicht; Jeannette von Loſſow war ſtärker, oder gewaltthätiger. Sie ergriff den Kranz wieder; „nein, nein!“ ſagte ſie nun auch. „Der Königin der Geſellſchaft!“ Damit drückte ſie ihn Clotilden feſt auf die Stirn.

„Bravo, bravo!“ rief Ellenberger.

Fanny Morland ſtellte ſich vor Clotilde — ſie hatten ungefähr den gleichen Wuchs, Fanny war aber voller, rundlicher geworden — und verneigte ſich drollig gegen ihre Gäſte, als wäre ſie Clotilde. „Im Namen meiner Schweſter dank' ich der verehrten Geſellſchaft und erkläre hiermit: Angenommen, Punktum!“

Clotilde zuckte mit den Achſeln: „Was ſoll ich machen? Ich weiche der Gewalt. — Sehn Sie, großmütiges Fräulein Jeannette, wie mein Neffe ſie bewundert; wahrhaftig, er hält förmlich den Atem an. Mein Neffe Hans von Hochfeld, den Sie noch nicht kennen.“

Hans verneigte ſich tief; bei dieſer übermütigen Bemerkung der Tante waren ſeine Wangen ſehr erglüht. Er beeilte ſich dann, Morland und Frau Fanny

zu begrüßen; ein beinahe krampfhaftes Lächeln ſtand auf ſeinem Geſicht.

„Nein, ihr treibt's zu arg!" fing Clotilde noch wieder an. „Man verwöhnt mich hier ſo, daß ich's endlich gar nicht mehr aushalten werde, auf dem Lande zu leben."

„Na, das wär' ja gut!" rief Fräulein von Loſſow. „Kommen Sie nur zu uns nach Berlin! Da gehören Sie hin!"

Ellenberger lachte. Mit dem Fräulein durch den Saal gehend, ſummte er leiſe die bekannten, abgeleierten Verſe (damals noch nicht ſo abgeleiert wie jetzt):

„Du biſt verrückt, mein Kind,
Du mußt nach Berlin ..."

„Tante Clotilde!" flüſterte Hans, der dem Fräulein mit großen Augen nachblickte. „Aber die iſt doch richtig jung?"

„O ja," antwortete Clotilde leiſe, mit dem geſchulten Tondämpfen der Weltdame; „nach ihrem Taufſchein ſehr jung."

„Ein ganz reizendes —! — Du! Ob die ſich wohl für einen Landjunker wie mich —"

Er ſtockte.

„Intereſſieren könnte?"

Er nickte.

„Wenn du ein Pferd wärſt, o ja!"

„Was heißt das?"

Clotilde blickte ihn lächelnd an; er verſtand dieſes

Lächeln nicht. Der Bankier und Fräulein von Loſſow kamen eben plaudernd zurück. „Fräulein Jeannette," ſagte Clotilde, „ich muß Ihnen etwas verraten, das Sie nicht glauben werden: dieſer mein Neffe, ein ſonſt braver Menſch, weiß noch nichts von Stronzian!"

Jeannettens waſſerblaue Augen, für die große Geſtalt zu klein, ſahen dem jungen Menſchen ſtarr ins Geſicht. „Sie wiſſen nichts von Stronzian?"

„Nein," antwortete Hans verlegen, ehrlich. „Wer iſt Stronzian?"

Ellenberger lachte faſt beleidigend. „Sie wiſſen nicht, wer Stronzian iſt? dieſes Phänomen?"

„Mein edler Stronzian?" ſetzte Jeannette hinzu.

„Ja, Ihr edler Stronzian", ſagte Ellenberger mit komiſchem Vorwurf; „aber ich, der ich eins ſeiner Opfer bin: mit meinen beſten Pferden ſchmählich beſiegt —"

„Nämlich Bankier Ellenberger iſt auch auf dem Turf zu Hauſe," bemerkte Clotilde, da Hans ſie anglotzte.

„Ah!" rief Hans. „Nun verſteh' ich endlich. Stronzian iſt ein Rennpferd!"

Jeannette lächelte einen Augenblick, dann ſagte ſie wie in tiefem Ernſt: „Aber, Herr von Hochfeld, ſo ſpricht man nicht von Stronzian. Das iſt nach Kinceſem das Höchſte, was man erlebt hat —"

„Das Pferd aller Pferde," warf Ellenberger dazwiſchen.

Nun trat auch Fanny Morland wieder hinzu, ſie ſchlug ihre luſtigen Augen beinahe feierlich auf: „Deſſen

Namen ich gar nicht mehr aussprechen kann, ohne mich zu begeistern!"

„Tante Fanny!" stieß Hans in seiner Verwunderung hervor. „Du auch?"

„Ja, mein guter Junge. Warum ich denn nicht? Ja, auch ich leb' und webe jetzt im Stronzian-kultus. Ich wette auf ihn, ich träume von ihm, ich glaub' an ihn —"

„Na, das ist keine Kunst," rief der dicke Morland; „er gewinnt ja stets!"

Frau Fanny ließ sich aber das Wort nicht nehmen; „ja," rief sie aus, „veni, vidi, vici! — Du mußt seine Lebensgeschichte lesen, mein guter Junge; man hat sie gedruckt . . ."

Sie griff in eine von Morlands Seitentaschen und zog ein paar Blätter hervor. Nach einem Blick durch ihr langgestieltes Augenglas schüttelte sie aber den Kopf: „Nein, das ist es nicht. Das sind die Rennen, die ihm im September und Oktober noch bevorstehn. — Wo ist denn Stronzians Biographie?"

„R e c h t s, wenn ich nicht irre," erwiderte Morlands phlegmatischer Bariton.

Fanny griff in seine rechte Seitentasche, ein Heftchen kam zum Vorschein. „Ja, das ist sie. Da!" Sie drückte dem Neffen das Heft in die Hand. „Vierzigmal gesiegt! — Ich wette von nun an nur noch auf Stronzian! — Mußt dir mal mein Wettbuch anschauen; da wirst du sehn . . ."

Ihre Hand fuhr noch einmal in Morlands rechte

Seitentaſche; ſie kam aber leer heraus. „Steckt mein Wettbuch denn links?“ fragte ſie.

„Nein,“ antwortete Morland mit ſeiner unanfechtbaren, trockenen Gemütlichkeit. „In der Bruſttaſche, wenn ich nicht irre.“

Diesmal wollte er ſelber hineingreifen; Fanny kam ihm aber wie gewöhnlich zuvor; ſie fand auch, was ſie ſuchte. Sie hielt ihr kleines Wettbuch empor, dann reichte ſie es dem Jüngling hin, der ſie und Fräulein Jeannette noch immer tiefverwundert betrachtete. „Studiere das!“ ſagte ſie luſtig ernſthaft; „bilde dich!“

„Und bis er ſich gebildet hat,“ ſetzte Clotilde in demſelben Ton hinzu, „verzeihen Sie ihm, Fräulein Jeannette; ſein Herz iſt eigentlich gut!“

Sie bemerkte jetzt, daß Herr von Marwitz ſie mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete; der einzige „Staatsmann“ in dieſer kleinen Geſellſchaft, Mitglied des ſächſiſchen Landtags, eine elegante Erſcheinung, nur durch eine Brille etwas entſtellt. Er lächelte; ſehr ſchmeichelhaft, wie es ſchien, aber es war doch etwas darin, das ihr eigentlich nicht gefiel. „Worüber lächeln Sie, Herr Politiker?“ fragte ſie ohne Zögern; ſie ſagte gern alles frei heraus. „Mit Ihrem ſtaatsmänniſchen Lächeln?“

„Ach, das war nur ſo,“ entgegnete Herr von Marwitz und lächelte wieder: „es war ohne jede politiſche Bedeutung. Ich — freute mich an Ihnen. Ich ſah Sie ſo an, in Ihrer glücklichen, menſchenfreundlichen, entzückenden Heiterkeit, und — und wun-

derte mich, daß Sie liebenswürdigſte Frau doch auch einen Feind haben können. Denn Sie haben einen."

„Ich?" fragte Clotilde, nun auch verwundert. „Einen wirklichen Feind?"

„Ja, ja."

„Wie ſieht er denn aus? Was iſt das für 'ne Art von Menſch?"

„Einer meiner Kollegen im Landtag; ein nicht ſehr hagerer Mann, mit entſchieden mehr Schädel als Haaren —"

„Ah!" fiel Clotilde ihm ins Wort, „nun weiß ich, wen Sie meinen. Der hat mich einſt als junges Mädchen angebetet, wie er behauptet; aber nun haßt er mich, wegen der Ochſenrede."

„Ochſenrede?" fragte Morland. „Was iſt das?"

„Ach, dieſer dicke Demoſthenes machte mir den Hof; und ſein abſcheulicher Plan war, mich in den Landtag zu locken, wo mein Herz ſich an einer ſeiner ſtimmungsvollen Reden tödlich berauſchen ſollte. In Gottes Namen! ſagte ich endlich, morgen reden Sie wieder, um den Staat zu retten; ich nehme Ihre Eintrittskarte und ich gehe hin. Ich will Ihnen dann auch meine Gefühle zeigen: gefällt mir Ihre Rede ſo ſehr, daß ſie mich begeiſtert, dann werd' ich mein Taſchentuch in die Höhe heben und wie eine Fahne ſchwenken. Bleibt aber die Bezauberung aus, ſo heb' ich das Taſchentuch nur bis an die Naſe und nieſe hinein! — Ich war nämlich damals ein ziemlich übermütiges Frauenzimmer, meine Herrſchaften, und —"

„Na, da ſei nur ruhig," rief Morland, „das biſt du Gott ſei dank noch!"

„Alſo das war abgemacht. Ich ſitze in der Loge, er unten bei den Rettern des Staats. Die Vorſtellung — verzeihen Sie — die Sitzung hat begonnen. ‚Herr N. N. hat das Wort!' Mein Demoſthenes ſteht auf —"

Clotilde trat hinter einen Stuhl, auf deſſen Lehne ſie die Hände legte; ſie nahm eine ſonderbare Haltung an, es war, wie wenn ſie auf einmal breiter und dicker würde. Ein Doppelkinn heuchelnd, ein dümmlich bedeutendes Geſicht machend, begann ſie mit einer eigentümlich fetten Stimme: „Meine Herren!"

Marwitz lachte auf. „Sehr gut! Ausgezeichnet! — Bitte, bleiben Sie ſtehn, gnädige Frau, halten Sie die Rede!"

„Ich ſoll dieſe ganze Rede halten?"

„Ja," rief Jeannette, „die ganze Rede!"

Ellenberger legte bittend die Hände aneinander: „So, wie Sie geſtern beim Thee die Familie Müller ſpielten. Es war unvergleichlich!"

Clotilde lächelte; für ſo begeiſterte Anerkennungen war ſie ſehr empfänglich. „Verlangt die ganze Geſellſchaft, daß ich die Rede halte?"

Alles drängte näher, alles ſtimmte lebhaft zu. Jeannette ſchwenkte ihr Taſchentuch.

„Gut, dann red' ich, in Gottes Namen. Dann muß ich aber auch alle ſeine inneren Gedanken ſprechen, die er während der Rede hatte — während er mich anſah — kurz, als ſtünde ſeine Seele nackt vor Gottes

Thron! — Dieſer Fächer iſt ſein Papiermeſſer, damit muß ich ſpielen. Dieſe Friſur —" ſie brachte ihr üppiges braunes Haar etwas in Unordnung — „ſtellt ſeine dreizehn Haare vor." Das Doppelkinn wuchs ihr wieder, die bedeutende Miene auch; ſie that, als knöpfe ſie ſich den Rock bis oben zu; ſpäter knöpfte ſie ihn wieder auf. Sie räuſperte ſich; dann fing ſie an, mit der unheimlich fetten Stimme:

„Meine Herren! Es iſt eines der ernſten Zeichen unſrer Zeit, daß die ‚Ochſenfrage', wie ein geiſtreicher Vorredner den Gegenſtand unſrer heutigen Verhandlung genannt hat, daß ſelbſt dieſe Ochſenfrage zu einer Lebensfrage unſres Staates, ja des ganzen deutſchen Vaterlandes wird und an den Säulen der öffentlichen Wohlfahrt rüttelt! Denn —" Sie unterbrach ſich; ſeitwärts verſtohlen in die Höhe blickend, ſagte ſie leiſer und wie für ſich: „Iſt ſie da? — Ja. Sie hat das Taſchentuch in der Hand . . ."

Mit einer drollig breiten und dicken Bewegung wiſchte ſie ſich den gedachten Schweiß von der Stirn; laut und kräftig fuhr ſie dann fort: „Denn, meine Herren, wenn ein tiefſinniges altes Sprichwort ſagt: quod licet Jovi, non licet bovi — was Jupiter darf, darf der Ochſe nicht — wie kommen die Ochſen unſeres vielbewegten Vaterlandes dazu, die Rolle des Blitzes zu ſpielen, der plötzlich aus heiterem Himmel auf uns niederfährt?"

Clotilde ſchielte wieder ſeitwärts hinauf, als ſäh' ſie nach der Loge. Ihre Stimme ward leiſe, blieb aber merkwürdig fettlich: „Warum lächelt ſie? Findet

ſie es witzig —" ſie trocknete ſich wieder die Stirn — „oder hab' ich was Dummes geſagt?"

„Und doch" — jetzt ſprach ſie wieder mit ſchallender Stimme — „und doch handelt es ſich hier nicht um jene Ochſenfrage, die leider jedesmal auftaucht, wenn ſich eine verderbliche Viehſeuche unſern Grenzen nähert —"

Sie ſchielte und flüſterte: „Ich glaube, ſie lächelt mir zu —"

„Auch nicht um weiſe Maßregeln unſrer Zollpolitik, durch die wir unſern Nationalbeſitz an Rindvieh gebührenderweiſe zu vermehren trachten —"

Wieder ſchielend, flüſternd: „Warum hebt ſie denn ſchon das Taſchentuch? — Nur bis an den Mund ..."

„Sondern um eine jener —"

„Sie hält es ſich vor den Mund!"

„Sondern um eine ſo künſtlich aufgebauſchte, pfahlbürgerliche Intereſſenfrage, daß der weiterblickende, echte Vaterlandsfreund wohl mit einigem Unwillen fragen darf: wer iſt hier der Ochſe?"

Clotilde lächelte ſelbſtzufrieden; ihr kluges Geſicht war prachtvoll dumm. „Das war gut!" flüſterte ſie in ſich hinein, nach der Loge ſchielend. „Ah! Jetzt hebt ſie das Taſchentuch. — Nein, nur bis zur Naſe ... Teufel! — — Die Pauſe wird zu lang ..."

„Meine Herren!" fing ſie mit gewaltiger Stimme wieder an. „In einer ſolchen Lage —"

Ein raſches, erleichtertes Flüſtern: „Sie reibt nur ihr Näschen ..."

„In einer ſolchen Lage iſt es die Pflicht der Re-

gierung, den frivolen Anſtiftern eines ſolchen Intereſſenkampfs den Herrn zu zeigen; hier alſo, den Ochſen bei den Hörnern zu faſſen und ihm zuzurufen: ich, der Staat, bin ein größerer als du!"

Ein hoffnungsvolles Schielen: „Ob ſie jetzt das Tuch hebt? — Ja!"

Plötzlich nieſte Clotilde laut, mit merkwürdiger Kunſt: es klang, wie wenn es aus einiger Entfernung käme. Dann war ſie wieder der dicke Demoſthenes: ſie fuhr zuſammen. Mit einem jammervollen Geſicht flüſterte ſie ſtammelnd: „Sie nieſt! Großer Gott!"

Wie wenn ſie ſich an einen Nachbar wendete, ſagte ſie ſchwach, gedämpft: „Bitte, ein Glas Waſſer!" — Darauf raffte ſie ſich noch einmal auf; die Augen, die umhergerollt waren, ſtarrten leer, aber feſt in die Ferne. Sie ſtützte die Hände heftig auf die Lehne. Wie mit ihrer letzten Kraft ſtieß ſie laut hervor: „Dixi — animam salvavi!"

Im nächſten Augenblick war alles fort: das Doppelkinn, die Breite und Dicke, die denkende Borniertheit, die Niedergeſchlagenheit. Clotilde trat mit leichter Anmut hinter ihrem Stuhl hervor und verneigte ſich ſcherzhaft. Mit ihrer natürlichen Stimme ſagte ſie: „Dies, meine Herrſchaften, war die Ochſenrede."

„Bravo, bravo!" rief Herr von Marwitz. „Als ob ich ihn hörte! — Geſtatten Sie, Herr Kollege, daß ich Sie beglückwünſche!"

Er drückte ihr ſcherzend feierlich die Hand, wie im Parlament. Die andern klatſchten und riefen Bravo. Jeannette von Loſſow ergriff Clotildens rechte

Hand und küßte dieſe mit Gewalt, da ſie ſich ſträubte.

„O Sie goldenſte Frau!“ rief Jeannette; ihre Stimme blieb leider dumpf und faſt rauh. „Wie haben Sie das geſpielt! — Nun halt' ich es nicht länger aus ohne Ihr Bild. Sie haben mir's verſprochen!“

„Ja, wenn ich nur noch ein einziges hätte —“

Clotilde ſah Hans, der neben ihr ſtand, vor Vergnügen ſtrahlend. „Hänschen!“ ſagte ſie. „Mir fällt ein: du haſt ja meine Photographie in der Bruſttaſche. Willſt du ſie mir für das Fräulein geben?“

„Mit unendlichem Vergnügen,“ erwiderte Hans voll Eifer und griff in die Taſche. „Das heißt, Tante, auf Erſatz!“

„Gewiß!“

„Mit Autograph!“ rief Jeannette.

„Wie Sie wünſchen.“

Clotilde nahm die Photographie, zog einen zierlichen Stift aus ihrem Gürtel, der das Matroſenjäckchen umſchloß, und ſchrieb auf die Rückſeite des Kabinettsbildes ein paar Worte. Dann gab ſie es dem Fräulein hin.

„Tauſend Dank!“ ſagte Jeannette verzückt, und las. „Ich muß noch was dazu ſchreiben . . .“

Sie zog auch einen Bleiſtift hervor und ſchrieb etwas unter Clotildens Schrift.

„Darf man wiſſen, was?“

„O ja; es iſt kein Geheimnis.“

Clotilde blickte ihr über die Schulter und las:

„Mein Ideal!“ — Sie lächelte; darauf machte ſie doch ein ernſtes, mißbilligendes Geſicht. „Kind! was ſchreiben Sie da!“

„Die Wahrheit, weiter nichts!“

„Sie ſollten mir lieber Revanche geben; Ihr Bild.“

„Aber ſelbſtverſtändlich, ſüße Frau,“ erwiderte Jeannette; „ſobald ich eins habe! Ich laſſ' mich nächſtens zu Pferde photographieren; das erſte Bild bekommen Sie. Einſtweilen aber — warten Sie — einſtweilen geb' ich Ihnen etwas Beſſeres — ich hab's immer bei mir — Stronzians Photographie!“

Sie holte ſie aus ihrer Taſche; es war nur ein Bildchen. Clotilde konnte ſich nicht enthalten, zu lächeln; mit höflich verſteckter Ironie verneigte ſie ſich ein wenig: Sie berauben ſich ſo um meinetwillen. Danke, danke!“ — Hans trat unwillkürlich näher; ſeine neugierigen Augen ergötzten ſie. „Nun, ſo ſchau dir das Wunder an!“

Sie hielt ihm das Bildchen hin; es blieb dabei zwiſchen ihren Fingern. Während Hans das Rennpferd betrachtete, ſah ſie, daß auf die weiße Rückſeite etwas geſchrieben war. „Was ſteht denn da? ſagte ſie gedankenlos. „‚Mein Ideal!‘ — Ah!“

Jeannettens weißes Blondinengeſicht ward bis an die Augen rot. „Mein Gott!“ entfuhr ihr im erſten Schreck. Sie ſtreckte eine Hand aus, um Clotilden das Bild wieder wegzunehmen; hielt dann aber verlegen inne. „Verzeihen Sie ... Ich hatte ganz vergeſſen, daß —“

„Daß Sie noch ein Ideal hatten?“ fuhr Clotilde ſtatt ihrer fort, mit liebenswürdig umſchleiertem Lächeln. „Was iſt da zu verzeihen? — Ich Glückliche: ich ſteh' bei Ihnen ebenſo hoch wie ein ſo vortreffliches Pferd!“

V.

Es folgte eine kleine Stille, dann ein gedämpftes, diplomatiſches Lachen. Die Geſellſchaft fing an, ſich plaudernd zu verteilen; Marwitz und Ellenberger zogen mit Jeannette und einer zweiten jungen Dame im Saal herum. Clotilde fühlte eine Hand an ihrem Arm. Sie wandte ſich und ſah, daß es die Schweſter war. „Was willſt du?“ fragte ſie. „Was giebt's?“

Fanny erwiderte noch nichts; ſie behielt den Arm in der Hand, winkte mit den Augen ein wenig und führte Clotilde langſam in ein Nebenzimmer. Unterwegs begann ſie leiſe zu ſprechen: „Na, Tilde, wie ſteht's? Haſt du Antwort auf dein Telegramm?“

Clotilde verdüſterte ſich. Sie zögerte, es ſchien, daß ſie gar nichts erwidern wollte. Endlich ſagte ſie doch: „Nun ja. Durch Hans.“

„Und was will der Gatte?“

„Das — das weiß ich noch nicht.“

„Das weißt du noch nicht?“

„Nein; du hörſt ja doch. — Wird ſich finden, ſagt er. — Vielleicht kommt er ſelbſt.“

TAYLOR INST. OXFORD

„Hierher?"

„Ja; wohin denn ſonſt?"

„Verzeih. Ich frag' wohl recht dumm. — Ich möcht' dir nur ſagen: wenn er kommt, und wenn er dann — — Tilde, Tilde, bleib feſt!"

Clotilde machte ihren Arm los; ihr Geſicht ward bleich und noch finſterer.

„Ach ja, Kind," flüſterte Fanny raſch, „es iſt eure Sache, ganz allein, das weiß ich. Aber ich bin doch älter als du; und ich hab' die Erfahrung —" durch die offene Thür ſah ſie auf ihren Morland zurück — „alſo erlaub mir nur ein Wort! Dies iſt eure Kriſis, Kind. Dein Julius ſchmollt und grollt jetzt abſeits in ſeinem Zelt, wie Achill; der war's ja doch, nicht? Bleib du feſt! Bleib du feſt! Er kommt vielleicht jetzt und ſpricht irgend ein großes Wort, das lieben die Männer ja. Sag du nicht viel und bleib feſt! Wenn der Gatte ſieht, daß ſeine thörichte Laune nicht über dich ſiegt, daß du ruhig auf deinem Willen beharrſt, weil er vernünftig iſt, dann wird er endlich in ſich gehn, dich gewähren laſſen — und zu dir zurückkommen!"

Clotilde, die vor ſich nieder ſah, ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Schau, Tilde, wie hab' ich meinen Anton erzogen; das iſt ja doch das reine Glück, für ihn und für mich! Ich nähr' ihn vortrefflich — das ſieht man — ich laſſ' ihm ſeine kleinen Liebhabereien und Thorheiten — daran hängt er; warum auch nicht. Die geben ihm zugleich das Gefühl, daß er ein freier

Mann ist; na, das ist ja gut. Dafür hab' ich die Freiheit, in allen Ehren zu thun, was ich will." Sie gab der Schwester einen kleinen Stoß mit der kleinen kräftigen Hand: „Hörst du? Bleib fest!"

Clotilde antwortete nicht. Fanny nahm ihren Arm, da die Hausfrauenpflichten ihr wieder einfielen, und zog sie in den Gartensaal zurück. „Meine Damen und Herren," rief sie mit ihrer hellen, lebenslustigen Stimme, „jetzt kommt der Ernst des Tages! Es will Abend werden; — ja, ja, mein Berthchen. Die geehrten ‚lebenden Bilder' werden die Güte haben, sich in ihre Garderoben zu begeben; die Primadonna, Frau Clotilde von Hochfeld, voran. Unterdessen nehmen wir andern im Konzertsaal Musik und Erfrischungen zu uns; — auch Herr Hans von Hochfeld wird hiermit feierlich geladen." Sie tätschelte Clotildens Wange: „Komm, lebendes Bild! Komm!"

Clotilde nickte zerstreut; eine sichtbare Unruhe war über sie gekommen. Sie sah in den Garten hinaus, auf dem die letzte Abendsonne lag. Etwas lange Zurückgedrängtes bedrückte ihr die Brust ... Wo ist Luise? dachte sie. Wo bleibt denn das Kind? Es ist ja beinah, als meide sie mich. Sie geht ihrer Mutter förmlich aus dem Wege. Bei der Quadrille nicht, und im Garten auch nicht?

„Ja, ja, ich komme gleich," sagte sie und ging zur Gartenthür. „Laß nur erst die andern — — Ich bin immer die Schnellste. Ich komm' immer noch zur rechten Zeit!"

„Willst du noch in den Garten?" fragte Fanny.

Clotilde nickte, ohne zurückzusehn, und trat hinaus. Fanny folgte ihr mit den Augen; sie wunderte sich eigentlich nicht, sie wußte, daß die Schwester zuweilen ihre „Launen", ihre „Grappen" hatte.

„Wirst dich nicht verspäten?" rief sie ihr noch nach.

„Nein!" rief Clotilde ungeduldig zurück.

Es that ihr auf einmal wohl, daß sie wieder im Freien war; vielleicht mehr noch, daß sie nicht mit den andern war; sie dachte nicht darüber nach, sie schritt aus. Wo ist Luise? dachte sie wieder, mit den Augen suchend. Am Wasser? — Nein, da steht sie nicht; das ist nur ein Bäumchen. — Bei den Gewächshäusern? Diese Pflanzenwut hat sie ja vom Vater . . .

Sie wandte sich nach links; in demselben Augenblick erschien das Kind. Es ging langsam, in sich versunken, einen schmalen Pfad zwischen dichten Gebüschen hin; die lange, magere Gestalt erschien wohl noch magerer in dem schrecklich einfachen, dunklen Kleid, das der Mutter ein Greuel war. Und doch war auch etwas Vornehmes in dem ernsten Wesen . . . Clotilde betrachtete sie aufmerksam, mit einem schmerzlichen Gemisch von Verdruß und Freude. Es ward ihr so eigen eng ums Herz. Wie viel sie vom Vater hat, dachte sie, in Haltung und Gang. — Jetzt schaut sie auf, jetzt entdeckt sie mich. — Wie ernst sie mich ansieht. — Sonderbares, wunderliches Kind!

Luise kam heran, langsam wie vorher; sie nickte der Mutter zu.

„Du noch im Garten?“ fragte ſie etwas verwundert, mit der noch ſo jungen Stimme.

„Das wollt' ich dich eben fragen. Und ſo allein für dich.“

„Mich entbehrt ja niemand,“ warf Luiſe ſcheinbar leicht und harmlos hin. „Oder hat man mich vermißt?“

„Vermißt? — Ich hatte dich entſchuldigt: du ſeiſt ſo beſchäftigt.“

„Danke! Na, dann iſt's ja gut! — Ich hatt' auch wirklich zu ſchreiben; notwendige Briefe. — Und wenn ſie jetzt Muſik machen, oder Apfelſinen eſſen, was liegt daran, ob ich miteſſe. Ich möcht' lieber noch im Garten bleiben; die Elbe mit dem ſchönen Abendlicht und die Stadt da drüben — die Dampfer ... Aber du willſt dich ja griechiſch koſtümieren, Mutter.“ Das Mädchen ſah auf ſeine Uhr. „O, da mußt du wohl gehn! Es wird ſpät!“

Ueber Clotildens Lippen flog ein etwas gereiztes Lächeln. „Nein, dieſes ſechzehnjährige Mädel iſt die Pünktlichkeit in Perſon! ſieht immer nach der Uhr —“ Sie brach ab. In Gedanken ſetzte ſie hinzu: grade wie ihr Vater!

Luiſe zuckte mit einer liebenswürdigen Gebärde die Achſeln; die erſte Heiterkeit huſchte über ihr Geſicht. Der Mutter ward doch wieder weich ums Herz. „Haſt doch nicht im Zimmer gehockt?“ fragte ſie ſo recht mütterlich.

„O nein. O, was denkſt du! Nachdem ich die Briefe verfaßt hatte — am offenen Fenſter — ging

ich ins Gewächshaus; da hab' ich lange die Pflanzen ſtudiert. Dann kamen mir auf einem Beet die Blumen ſo vernachläſſigt vor; da hab' ich Waſſer geholt und hab' ſie begoſſen."

Wieder des Vaters Kind! dachte Clotilde, mit einem gepreßten Lächeln. Ihr ſchien auf einmal, daß ſie dieſem Kind viel zu ſagen habe, daß ihr allerlei von der Seele müſſe. Sie nahm Luiſe bei beiden Händen; dann ließ ſie ſie wieder los, legte einen Arm um ihre „lange Magere" und ging ſo mit ihr auf und ab. „Ich hab' dir allerlei zu erzählen," fing ſie mit einer gewiſſen Unruhe an, die ſie durch einen leichten Ton wegzuplaudern ſuchte. „Nämlich dein Vater, Kind —"

„Soll ich hin?" unterbrach das Mädchen ſie. „Wann denn?"

„Nein. — Er kommt vielleicht heut noch her . . ."

„Ah!" — Luiſe hob beide Arme vor Freude.

„Er will natürlich ſehn, wie du dich nun ausnimmſt. Ob du in der kleinen, ſtillen Stadt — — In eine Dresdener Penſion wollt' er dich ja damals nicht geben; er dachte, du wärſt da der — Villa Viola zu nahe; du weißt, er hat nun einmal dieſe — Averſion gegen das Morlandſche Haus! Na, da gaben wir dich lieber gleich weit fort, damit du in eine ganz andere Luft, zu ganz anderen Menſchen kämſt; zu ſüddeutſchen, wünſchte dein Vater. Es hatte ja auch viel für ſich; hat dir wohl auch gut gethan . . . Hat es? — Man weiß noch nicht! — Wie ernſt, wie forſchend guckſt du mich an. Kann ich's denn

ſchon wiſſen? Wie viele Stunden, Kind, hab' ich dich denn ſchon geſehn?"

Luiſe ſah auf den Weg und ſchwieg.

Mit wachſender Anſtrengung, etwas gereizt, ohne zu wiſſen warum, fuhr die Mutter fort: „Alſo nach dieſem großen Abſchnitt in deinem Leben: aus der Schule in die Welt hinein — was für Augen wird Vater machen! — Ich hoffe, dein liebes, gutes Geſicht wird ihm wohl gefallen; na, und vielleicht auch *das* an dir, was *mir nicht* gefällt —"

„Hm!" machte das Kind. — „Zum Beiſpiel, Mutter?"

Clotilde lächelte flüchtig, ſchwach: „Zum Beiſpiel ſchon dieſes ‚Hm', das du dir offenbar bei deinen Süddeutſchen nicht abgewöhnt haſt, und das ſo ſonderbar unjugendlich, unmädchenhaft iſt; hinter dem ſich allemal ein ſtiller kleiner Trotz — ja, ja — oder eine kritiſche Mißbilligung verſteckt. Ueberhaupt, mein liebes Herz, möchte ich dir ſagen: Kind, werde kindlicher! Junges Mädchen, werde jünger, werde mädchenhafter! — Mädchen und Frauen, weißt du ja doch, ſollen wie *Blumen* ſein, ein Schmuck für die Welt; und wie brav und gut wir auch in unſerm Innerſten ſein mögen, unſre erſte Pflicht bleibt doch immer, *liebenswürdig* zu ſein. Es iſt gewiß ſehr lobenswert und ſehr reſpektabel, wenn man ein tüchtiger, ordentlicher und ſolider Menſch iſt; aber ſo wenig wie man ſeinem Kind wünſchen kann, mit zwanzig Jahren ſchon graue Haare zu haben, ſo wenig könnt' ich wünſchen, mein Herz, daß du vor lauter Tüchtig-

keit und Solidität mit zwanzig Jahren ein altes Mädchen würdeſt, dem man reſpektvoll ausweicht! Deine Pünktlichkeit, deine Ordnungsliebe, deine in dich gekehrte, ſtille Ernſthaftigkeit, dein faſt kaufmänniſches Buchführen — dazu die Einfachheit deiner Toilette; ſchau dich doch nur an — all dieſe ehrenwerten Eigenſchaften haben, wie ich leider merke, ſo ungeſtört an dir zugenommen, daß ich vorhin einmal dachte: iſt ſie älter, oder ich? — Meine liebe Luiſe, halt ein wenig inne! Uebertreib es nicht! Werd mir nicht ehrwürdig, liebes, gutes Kind, eh du rechtſchaffen jung warſt!"

„Hm!" machte Luiſe wieder, mit einem halb kindlichen Schmollen der vorgeſtreckten Lippen. „Ich ſoll alſo lieber unpünktlich, unordentlich und unſolid ſein —"

„Gott ſei Dank," rief Clotilde aus, „da ſpricht ſie einmal wie ein dummes Ding! — Nein, das ſollſt du nicht; aber —"

„Aber das alles hab' ich ja vom Vater!"

Clotilde war eine Weile ſtill. „Ja, gewiß, gewiß," ſagte ſie dann, ſo ſanft wie möglich. „Ich hab' ja auch vorausgeſchickt: es ſind ehrenwerte, gute, gute Eigenſchaften. Nur — nur übertreib ſie nicht! Sie ſind auch gefährlich, mein Kind. Sie können ſehr — drückend werden, wenn man ſie hegt und pflegt, wenn ſie immer wachſen und wachſen ... Schau dich an, wie du ausſiehſt. Dieſes Nonnenkleid —"

„Ich lieb' es ſo, Mutter."

„Ja, ja! Du liebſt es ſo. Womit wird das enden? Daß du jahraus jahrein dasſelbe Gewand trägſt — nun ja, wie er, dein Vater. Daß man dich auswendig weiß wie 'nen Geſangbuchvers. Und daß du die Treue gegen deine Ueberzeugungen endlich auch ſo weit treibſt, alles auf Vorrat, doppelt und dreifach zu haben: Hut, Rock, Mantel, alles. Sieh zu, mein Kind, ob dich die Welt dann auch liebenswürdig findet —" ſie ſtockte, ſie zögerte — „wem du dann gefällſt, wen du damit beglückſt! — Ich geh' jetzt, um mich umzukleiden; — muß ja ſonſt fürchten, du ſiehſt wieder nach der Uhr, Möcht'ſt du unterdeſſen ein wenig über meine Warnungen nachdenken . . ."

„Gewiß!" murmelte das Mädchen, mit verhaltener Melancholie.

„Alſo ein andermal mehr davon!"

Clotilde ging der Villa zu. Sie blieb ſtehn und ſah noch einmal zurück, mit einem freundlichen Mutterblick; dann ſchüttelte ſie aber plötzlich den Kopf. „Nein, ich kann's nicht anſchauen! Dieſe Nüchternheit — das iſt Mord!" Sie kam gelaufen, wie ein junges Mädchen, löſte ſich mit Eins zwei drei ihre himbeerrote Krawatte ab und band ſie Luiſen um den Hals. „Ich muß dich etwas aufmuntern. So!" Darauf lief ſie ins Haus.

VI.

Luiſe ſtand regungslos im Weg und ſah in die Luft. Sie meint, ich verſteh' ſie nicht, dachte ſie und ſeufzte leiſe. Ich verſteh' ſie recht gut. Das alles gefällt ihr nicht, was ich vom Vater hab'; — bei dem ſie nicht iſt — und der nicht bei ihr iſt. — Ach Gott!

Sie legte ſich eine Hand auf die Stirn; dort oder anderswo — ſie konnte nicht ſagen, wo — war ihr weh zu Mut. Es war ihr ſchon öfter ſo geweſen, hier in dieſen Tagen. Alsdann erleichterte ſie nichts, als mit ſich zu ſprechen, laut; wie ihre lebhafte, ſo gern phantaſierende Mutter, von der ſie's geerbt hatte. Wie oft hatte ſie ſchon als Kind mit lauter Stimme geträumt; bis ſie endlich ein leiſes Lachen hörte und der Vater oder die Mutter oder beide in der Thür ſtanden und auf ihr närriſches Mädel herablächelten ... „Ach," ſagte ſie traurig vor ſich hin, „damals waren ſie beiſammen, die Eltern; und miteinander ſo lieb, ſo gut. — — Mutter mag mich nicht. Was ſoll ich denn anfangen, um ihr zu gefallen? Soll ich nicht mehr Luiſe von Hochfeld ſein?"

Sie hörte Schritte hinter ſich, erwachte und verſtummte. „Meine Luiſe!" hörte ſie dann. Sie fuhr vor Freude zuſammen. Als ſie ſich herumdrehte, ſah ſie den Vater im Weg ſtehn; ganz ſo, wie ſie ihn beim Abſchied nach Neujahr geſehen hatte: im dunkelbraunen, breitrandigen Filzhut, einen braunen Kapuzmantel über die Schultern geworfen; darunter ein

ſchwarzer Rock. Er lächelte ſie herzlich an. Sie lief ihm entgegen und warf ſich ihm an die Bruſt. „Vater!“ rief ſie und küßte ihn.

Er ſtreichelte ſie. „Gutes, holdes Kind! — Da ſteht ſie! wirklich!“ — Ein zärtliches Lächeln flog über ſein Geſicht: „Sprachſt eben wieder laut mit dir; daran allein hätt' ich dich erkannt. Alſo dieſe träumeriſche Offenherzigkeit haben wir behalten! — — Friedrich hatte doch recht. Ich kam angefahren, da ſtand er an der Gartenthür. Er behauptete, du wärſt noch im Garten. War mir grade recht: nun ſtieg ich gleich an der Gartenthür ab und ſchlich mich herein. Und kann meinen Liebling ans Herz drücken, ohne die ganze Bevölkerung des Salons zu ſehn ...“

Mit einem Ausdruck des Widerwillens, die Brauen zuſammenziehend, blickte er nach der Villa hin. Darauf ſuchte er das Kind wieder anzulächeln, fuhr ihr mit unruhiger Hand über das weiche, dunkle Haar. „Eine Stunde wenigſtens hab' ich dich ... Dann — ſchnell wieder fort!“

„Nein,“ ſagte Luiſe raſch, „nein, du ſollſt nicht fort.“ Sie nahm ihm Hut und Mantel ab und trug beides zu einer Hängematte, die in der Nähe zwiſchen zwei Bäumen hing, warf es dahinein. „Das geb' ich dir nicht wieder,“ ſagte ſie künſtlich heiter, während ſie zurückkam. „Alſo mußt du hierbleiben!“

Julius ward finſter. Ein tiefes „Hm!“ — ach, ſie kannte das ſo gut — brach aus ihm hervor. Sie verlor ihr Lächeln; etwas ſcheu ſah ſie ihm in die ernſten grauen Augen. „Verzeih, wenn ich eben was

Dummes geſagt hab'. — Ich wollt' dich nur nicht wieder hergeben, Vater; hab' dich ja noch gar nicht —"

Sie ſchmiegte ſich weich an ihn; es war, als umrankte ſie ihn. „Sei nur gut!" flüſterte ſie. „Hab' mich lieb!"

„Was red'ſt du, Kind?" erwiderte er und ſtreichelte ſie wieder; „hätt' ich dich etwa nicht lieb? Biſt du nicht mein Glück?" Er legte ſie ſich recht in den Arm; ſo führte er ſie, zuweilen die leichte Geſtalt ein wenig hebend, den gewundenen Kiesweg entlang, zum Elbſtrom hin. Das Haus hinter ſich, das er nicht anſchauen mochte, blickte er mit ihr nach der Stadt hinüber, nach der alten und neuen Brücke, die noch von Leben wimmelten. Dann wieder ſah er in ihr junges, charaktervolles, reizend nachdenkliches Geſicht. „Nein, nein," ſagte er mit Vaterſtolz, „deine Penſionsmutter hat nicht übertrieben: eine rechte Blume. Vorhin etwas blaß; jetzt nicht mehr ... Da ſteht eine Bank; komm, ſetzen wir uns. So, ganz nah zu mir; laß mich dieſen ſchönen Augenblick mit ganzer Seele genießen!"

Er drückte ſie ſanft an ſich; wie ein ſtilles Bild ſaß ſie in der Dämmerung neben ihm da. „Dies iſt nun alſo nicht mehr die Schulbank in der Penſion," fing er nach einer Weile mit etwas gepreßtem Ton wieder an. „Engliſch und Franzöſiſch haben wir vorläufig genug gelernt; jetzt auf gut Deutſch ins Leben — tapfer und tüchtig, nicht wahr — wie es uns auch anſchaut!"

Sie hörte den leiſen ſchwermütigen Klang in ſeiner

Stimme; in ihr ſelber klang's ebenſo. „Gewiß, lieber Vater, gewiß!“ ſagte ſie fröhlicher, als ſie's fühlte.

„Deine Penſionsmutter, mein gutes Kind, hat mir viel Liebes und Schönes von dir geſchrieben: daß du in manchem ein Vorbild für die andern warſt, ausdauernd, gewiſſenhaft, treu, liebevoll mit allen Geſchöpfen der Natur, Pflanzen oder Tieren; auch muſterhaft ordnungsliebend.“ Er lächelte zufrieden. „Darin erkenn' ich mein Kind!“

Sie lächelte auch und nickte.

„Dann — ja, dann hat ſie mir freilich auch andres geſchrieben — das nicht ſo erfreulich iſt. Gewiſſe Sonderbarkeiten deines Temperaments, die ſeien trotz all ihrer Bemühungen auch gediehen;“ er lächelte gezwungener: „Unkraut in dem Weizen. Zum Beiſpiel, dieſes ernſthafte Geſchöpf, dieſes charaktervolle kleine Mädchen da, plötzlich, ſo von Zeit zu Zeit, verfällt es in die Leidenſchaft, ſich zu vermummen, Faſchingsnarreteien zu treiben, mit andern oder auch ganz allein; ſich mit bunten Lappen und Fähnchen zu behängen, vor den Spiegel zu gehn, ſich darin wie ein Pfau zu beäugeln — bis man ihr alles fortnimmt wie einem Kind. Ja, mit dieſen Worten, glaub' ich, hat ſie mir's geſchrieben. Dann erwacht auch manchmal noch ein andrer kleiner Teufel in ihr, gegen den ich früher gekämpft hab', du weißt wohl noch; der Spielteufel ...“

Luiſe blickte ihn mit den dunklen Augen ſehr ernſthaft an; es war ein eigentümlich verſchleierter, rätſelhafter Blick.

„Der Spielteufel," wiederholte er, durch dieſen Blick etwas erregt; „alſo auch noch nicht ausgetrieben! Alles, was dir unter die Hände kommt, ſchreibt Frau Walter — Karten, Domino, Würfel, Damenbrett, ich glaub', auch Schach — alles wird in ſolchen Zeiten gepackt, ins Verſteck geſchleppt; und mit derſelben zähen, leidenſchaftlichen Ausdauer, mit der du ſonſt deine guten Eigenſchaften ausübſt, giebſt du dich dann dieſem Spielteufel hin!"

Luiſe wiederholte leiſe das Wort, das ihr offenbar nicht gefiel. „Warum iſt denn das unrecht?" ſagte ſie darauf, vor ſich nieder blickend. „Iſt es denn ein Laſter, zu ſpielen? Iſt es eine Schlechtigkeit, wenn man ſich vermummt?"

„Das ſag' ich nicht, mein Kind. Aber da nun einmal dieſer Fluch auf unſern Fehlern ruht — wie oft hab' ich dir das geſagt — daß ſie ſo wenig wie wir im Stand der Kindheit und der Unſchuld bleiben, daß ſie wachſen und wachſen, wenn man ſie nicht ausreutet; und daß ſie zuletzt wie Schmarotzerpflanzen den Stamm umſchlingen und ausſaugen, bis wir nur noch dazu da ſind, für ihr Leben zu leben —"

Ein Seufzer entfuhr ihm, in einer plötzlichen Bewegung ſtand er auf, er atmete tief. Dann erſt beendete er ſeinen Satz: „Darum ſag' ich dir heute, daß mich das betrübt; daß es — mich erſchreckt. Meine liebe Luiſe, gieb acht! Laß dieſe lieben kleinen Teufel nicht ſo wachſen, wie —"

Unwillkürlich blickte er nach der Villa hin, in der ſchon die erſten Lichter angezündet wurden. Er brach

ab; er ſchüttelte nur noch Luiſens Schulter. „Jag ſie fort!“ ſtieß er mit einer Art von Lächeln heraus. „Jag ſie fort!“

Wie von einer inneren Unruhe getrieben ging er dann von der Bank hinweg, der Gartenmauer zu.

Luiſe blieb ſitzen. Ihre Arme hingen ſchlaff hinunter, auch der Kopf ſank ihr gegen die Bruſt. Die Lippen öffneten ſich ein wenig; ein mutloſer Seufzer drängte ſich an die Luft. Mir iſt nicht zu helfen, dachte ſie. Was ich von der Mutter hab', das gefällt dem Vater nicht; und ihr nicht, was von ihm iſt. Ja, was bleibt dann von mir? — Dann muß ich mich ja auflöſen, in lauter Nichts. Dann haben ſie vielleicht ein Kind, wie es ihnen gefällt!

VII.

Frau Fanny Morland kam aus dem Hauſe, in ihrem behaglichen, etwas wiegenden Gang, dem man aber doch wohl abmerken konnte, daß dieſe rundliche Frau wußte, was ſie wollte. „Schwager Julius!“ rief ſie, während ſie näher kam. Julius ſtand mit einer unwirſchen Gebärde ſtill und kehrte ſich zu ihr herum.

Die gute Erziehung ſiegte, er ging ihr entgegen. „Eben ſagt mir euer Friedrich,“ fuhr Fanny wie in ſchönſter Unbefangenheit fort, „daß du im Wagen gekommen biſt. Das war ein guter Einfall von dir!

Freut mich außerordentlich. Du Einsiedler, du Entflohener —"

Auf eine ungeduldige Bewegung, die Julius durchaus nicht unterdrückte, ward sie augenblicklich still. Sie lächelte nur noch herzlich, zur Begrüßung, und gab ihm die Hand.

„Guten Abend, Fanny," sagte er höflich. „Du hast Gesellschaft, darum dacht' ich gar nicht daran, dich oder irgend jemand zu stören. Ich wollte das Mädel sehn. Ich verschwind' auch bald wieder; mein Wagen wartet."

„Ah!" rief Fanny aus. „Nein, nein!"

Luise war aufgestanden, sie horchte. Er will wieder fort! dachte sie voll Schmerz; es gab ihr einen Stich in die Brust. Es empörte sich etwas in ihr ... Nein, fuhr ihr nun wie ein Blitz durch den Kopf, so bald lass' ich ihn nicht wieder fort! — Ihr fiel ein, daß sie ihm Hut und Mantel fortgenommen hatte; beide lagen noch in der Hängematte. Die war aber zu nah; man konnte sie sehn. Rasch entschlossen, nach ihrer Art, ging sie hinter dem Vater und der Tante vorbei, nicht zu schnell, damit die nichts merkten; eher etwas träumerisch, als hätte sie nichts im Sinn. Erst als sie vor der Hängematte stand, mit dem Rücken gegen die beiden, die sie miteinander sprechen hörte, lächelte sie kindlich froh; „du wirst angeführt!" sprach sie vor sich hin. Vorsichtig nahm sie Mantel und Hut, trug sie tiefer in den Garten hinein, bis zu einem kleinen Lusthäuschen, das bei dem großen Gewächshaus stand. Drinnen legte sie ihre Beute

auf den runden Tiſch. Wer wollte ſie nun finden? — Sie liebäugelte mit dem ſchönen braunen Hut, der für ſie zum Vater gehörte, in dem ſie ihn ſich am liebſten vorſtellte. Sie ſetzte ſich dazu und legte eine Hand auf ihn. Auf einmal verging ihr dann alle Freude; ſie fing an zu weinen ...

„Das hatt' ich mir ſchöner gedacht," ſagte unterdeſſen Fanny, mit einem bekümmerten Blick auf den ſpröden Gaſt. „Ich hoffte — — Es iſt ja wohl ſchon ein Monat, daß du nicht mehr hier warſt!"

„Mag ſein," entgegnete Julius. — „Clotilde macht Toilette, wie ich höre —"

„Ja, für das lebende Bild."

„Für das lebende Bild," ſprach er ihr unfroh murmelnd nach. — „Wo iſt denn Luiſe geblieben?"

„Da in den Garten hinein. Wird wohl wiederkommen. Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, dich in den Salon —"

„Bitte, nein, nein!" fiel er ihr ins Wort. „Du weißt, meine liebe Fanny, mir gefällt eure moderne Geſellſchaft nicht."

„Modern!" ſagte ſie ruhig lächelnd. „Ihr modernen Verächter der Geſellſchaft braucht ſo gern das vernichtende Wort ‚modern'! Mein Gott, antik können wir doch nicht ſein. Es wär' wohl auch noch ſehr die Frage, ob wir dabei gewönnen, lieber Julius; mir ſcheint wenigſtens, eure alten Griechen lebten auch in ſehr ‚gemiſchter' Geſellſchaft! Mit all ihren Fabelgeſchöpfen, ihren Faunen, Satyrn, Centauren —"

Julius unterbrach ſie wieder: „Fabelgeſchöpfe?

Bitte ſehr; ganz was anderes. Das ſind alles tiefſinnige, ſymboliſche, ewig wahre Geſchöpfe; ewig wahre Nachbilder der menſchlichen Unnaturen und Thorheiten. Eurer Unnaturen —"

„Ah!"

„Jawohl! Eurer, eurer! Ihr ſeid's, ſie kannten euch alle — euch da im Salon!"

„Das iſt mir neu," erwiderte Fanny herzhaft lächelnd. „Wenn du mir das gefälligſt —"

„Centauren, ſagteſt du. Da in deinem Salon ſind ja gleich ſo ein paar von ihnen, aus Berlin importiert! Fräulein Jeannette von Loſſow, dieſe Prachtcentaurin, die offenbar in ihrer ſchönen Seele nur zur Hälfte Menſch, zur Hälfte Pferd iſt —"

„Ah, ah!" rief Fanny aus, beleidigt und beluſtigt zugleich.

„Dann der Bankier Ellenberger, dieſer Halbmenſch, der ſich durch ſeine Pferde zu ergänzen ſucht; — der iſt allerdings nur ein nachgemachter Centaur: die beiden Hälften ſind künſtlich zuſammengenäht — wie die beiden Gaukler, die ſich zuſammengenäht hatten, um für ſiameſiche Zwillinge zu gelten. Dann ſchwebt da, wie ich höre, Frau von Helling herum, dieſe alte Sirene, die mit ihrer ſüßen Stimme die Männer anzulocken ſucht —"

„Nein, du biſt abſcheulich! Pfui!" ſagte Fanny, die wider Willen lächelte. „Als wenn mein Salon — — Und wir alle, ſagſt du. Alſo ich? Morland? Deine Frau?"

„Iſt denn meine Frau nicht ein weiblicher Pro-

teus, wie man ihn nur wünſchen kann? Bald macht ſie nichts ſo glücklich, als im feuchten Element zu leben, als Schwimmkünſtlerin; oder obendrauf, im Boot, in der Ruderquadrille. Bald klettert ſie zu Fuß, in einem graziöſen Koſtüm, auf die hohen Berge; bald jagt ſie zu Pferde unten im Wald, als moderne Amazone! Dann überfällt ſie die Leidenſchaft, vor den ‚Lampen‘ zu ſtehn, als dramatiſche Künſtlerin; oder einen Salon durch ein lebendes Bild zu entzücken. Iſt das ein richtiger Proteus oder nicht? — Und Morland — dieſer gute Morland, den du ſo vortrefflich dreſſiert haſt, das Leben zu genießen — dein gemütlicher, zufriedener Silen —"

„Silen!"

„Ja, Silen!"

Fanny verſuchte den Schwager in tiefer ſittlicher Empörung anzublitzen; es gelang ihr aber nicht, die Heiterkeit ging ihr nicht vom Geſicht. „Ich ſollt' eigentlich wütend ſein," fing ſie mit ihrer luſtigen Stimme an, „daß du ſo ſchauderhafte Sachen ſagſt; aber ich muß lachen. Mein guter, guter ‚Silen‘ ... Ja, er iſt zufrieden. Ja, er genießt das Leben. Und das iſt die Hauptſache; und das iſt mein Verdienſt!"

Julius ſah ihr in das fidele Geſicht, als wollte er ſagen: an dir prallt auch alles ab! — Seine Augen gingen dann unruhig umher; er konnte Luiſe nirgends entdecken. „Das Kind kommt nicht wieder," murmelte er. „Clotilde — — Clotilde macht alſo noch immer Toilette?"

„Es ſcheint ſo."

„Hm! — Was für ein lebendes Bild wird man denn erleben?“

„Ach, wie nur ſie es kann; von ihr allein geſpielt! Eine ganze Reihe von Bildern, alle in einem Koſtüm; bloß durch Veränderungen der Drapierung und der Stellung wird ſie immer eine andere. Die ſitzende Agrippina, die ſchlafende Ariadne; die Muſe Polyhymnia oder wie heißt das Mädchen, dann die Flora; Niobide, die ſich zu ſchützen ſucht, ſtehende Matrone —“

„Der wahre Proteus! Bravo, bravo!“ — Julius lachte auf. Er ging dann einige Schritte hin und her; es war keine Ruhe in ihm. „Ja, ja,“ ſprach er zwiſchen den Zähnen, „dieſer Proteus hat ſich gut entwickelt ... Wenn ich denke, was ſie nun ſchon alles nacheinander, nebeneinander war —“

„Mein Gott,“ ſagte Fanny, „warum gönnſt du ihr das nicht? — Wärſt du nur tolerant, wie du könnteſt und wie du ſollteſt —“

„Wie dein lieber Mann —“

„Ja gewiß, wie mein vernünftiger Mann! Dann wärſt du froh, ſehr froh, daß deine lebhafte und lebensluſtige Frau nicht — kokett iſt, ſo wenig wie ich; daß ſie nicht an Männer denkt, nur an unſchuldige Amüſements. Proteus, ſagſt du. Sie wechſelt, ja. Aber ſie wechſelt nur mit ihren Liebhabereien, nicht mit ihren Liebhabern; ſie hat keine — ſie hat nur einen, einen leider nicht ſehr beglückenden und beglückten — ihren unduldſamen Gatten!“

Julius' Brauen zogen sich eng und enger zusammen; er sah diese Frau fast feindlich an. Um die nötige Ruhe zu behalten, dämpfte er die Stimme: „Was ich darauf zu erwidern hätte, meine liebe Fanny, will ich dir nicht sagen. Dir will ich nur sagen: du in deiner unerschütterlichen Heiterkeit, du, grade du hast vielleicht die meiste Schuld! Du hast Clotilde seit Jahren gereizt, verführt, ihre schon beruhigte Proteusnatur wieder zu entwickeln; du hetzest sie immer tiefer in diese verhängnisvolle Ruhelosigkeit des Genießens und Glänzens und Begehrens hinein; jawohl, du, Fanny Morland! Und ich — —"

„Und du?" fragte Fanny mit äußerer Ruhe, da er nicht weitersprach.

Er antwortete nicht. Er fühlte sich aber in diesem Augenblick entschlossen wie noch nie. Und ich mach' ein Ende, dachte er, sei es wie es sei!

VIII.

„Ah, das lebende Bild!" entfuhr ihm jetzt; seine Brauen zuckten. In der Thür des Gartensalons erschien Clotilde, in einem altgriechischen Gewand von gelblich angehauchtem Weiß, ein Schleier wallte vom Kopf herunter; sie hatte aber, wohl als Schutz gegen die Abendluft, ein modernes, farbiges Tuch um die Schultern gelegt. Von dem weltklugen Einbläser, dem Friedrich, war ihr gesagt worden, daß Julius

im Garten ſei; plötzlich hatte es ſie dann doch ſehr gedrängt, ihn zu begrüßen. Als ſie jetzt in der Thür ſtand und ihn erblickte, machte ſie eine lebhafte Bewegung, ihm entgegen. War es nun aber die Ruhe, mit der er ſtehen blieb, oder war es, daß neben ihm Fanny ſtand: ſie hielt wieder an ſich, legte nur flüchtig eine Hand ans Herz; dann ſtand ſie wie ein wirkliches Steinbild da.

„Guten Abend, Clotilde," ſagte Julius nach einer Stille.

Sie nickte mit dem Kopf.

Er trat einen Schritt auf ſie zu; dann fiel ihm erſt das Rechte ein. Er wandte ſich wieder zur Hausfrau, deren beobachtende Augen hin und her gingen. „Gute Nacht, Fanny," ſagte er ſehr höflich und gab ihr die Hand.

„Ah," entgegnete ſie lächelnd, mit gedämpfter Stimme, „das iſt gut: er ſchickt mich aus meinem eigenen Garten fort! — Aber ſchon gut, ich geh' ſchon. — Wegen deiner letzten Reden ſollt' ich dir ſehr böſe ſein; ich bin aber zu gutmütig, es gelingt mir nicht. Alſo — gehab dich wohl; und auf Wiederſehn, wann es dir beliebt!"

Er grüßte ſtumm mit der Hand. Fanny ging zum Haus. Als ſie an Clotilde vorbeikam, die ſich nun näherte, flüſterte ſie nur: „Bleib feſt!"

Sie verſchwand in der Gartenthür.

Julius erwartete ſeine Frau, ohne ſich zu regen; es widerſtand ihm, der Villa noch näher zu treten; für die Zwieſprach zwiſchen Mann und Frau war ſie

immer noch näher, als ihm gefiel. Er ſah mit widerwilliger Freude, in wie edler Haltung dieſe antike Geſtalt heranſchritt; ſie erinnerte ihn wieder — früher hatte ſie es oft gethan — an das Muſterbild für griechiſchen, königlichen Gang, Charlotte Wolter, die Künſtlerin. Aber „bleib feſt!“ ſagte auch er zu ſich. Erſt als Clotilde faſt vor ihm ſtand, trat er ihr entgegen. Die grauen und die braunen Augen winkten einander zu.

„Laß mich dir ohne weiteres ſagen,“ begann er mit Faſſung und feſter Stimme, „was zu ſagen iſt; Umſchweife zu machen, das ſtünd' uns nicht gut. Als ich zuerſt zu Hans davon ſprach, ich führe heut vielleicht hierher, da dachte ich nur des Kindes wegen zu kommen; oder vielmehr, ich bildete mir's ein. Dann iſt mir aber klar geworden, daß es nun endlich — zur Entſcheidung kommen ſollte zwiſchen dir und mir. In jedem Menſchen, weißt du ja, bewährt ſich ſeine Natur; die meine —“

Er mußte erſt einen jähen, tiefen Schmerz bekämpfen, ehe er weiterſprach: „die meine erträgt keine Halbheit.“

Clotilde war zuſammengefahren, als ſie das Wort „Entſcheidung“ hörte; auf dieſes Aeußerſte war ſie nicht gefaßt. Sie bezwang ſich aber wie er. Den Schleier ein wenig vom Geſicht zurückwerfend, ſagte ſie, wie wenn ihr Kleid ſie zu einer alten Römerin machte: „Auch die meine nicht.“

„Mag ſein. Eben darum denk' ich — — Dieſer letzte Monat war unleidlich; immer noch ein Warten

und Warten, ob es anders werde, ob deine Abneigung gegen mein Stillleben und — mich doch noch zu einem guten Ende kommen werde ... Das ist nicht geschehn; konnte wohl nicht geschehn. Und so hab' ich denn jetzt meinen Entschluß gefaßt; denn jeder Entschluß ist erträglicher als die Unentschlossenheit — in der man sich verzehrt. Also diesen meinen Entschluß leg' ich dir nun vor. Ich lasse dir eine letzte Bedenkzeit — natürlich — aber eine kurze. Jetzt fahr' ich wieder heim, aufs Land. Bis Mitternacht wart' ich dann noch auf dich. Bist du bis dahin nicht gekommen, reis' ich morgen ab."

Clotilde erschrak nun doch noch heftiger als vorhin. Es war ihr einige Augenblicke, als käme ihr die Erde entgegen, als müßten sie beide zusammenfallen. Sie drückte die Augen ein, um etwa so den Nebel zu verscheuchen, der sich ihr hineindrängte. Es gelang ihr auch. Sie blieb aufrecht, sie sah auch wieder klar. Der Erdboden kehrte in seine alte Entfernung zurück.

„So reisest du morgen ab —"

„Ja. — Auf lange. — Mit andern Worten: so machen wir aus einer halben Trennung eine ganze ... Ohne Geräusch, natürlich. Wir zwei unter uns; die Welt geht es nichts an. Luise —"

Jetzt zitterte er doch; drum zitterte auch die Stimme mit. Er wartete eine Weile, bis er ruhiger fortfahren konnte: „Luise kann und werd' ich dir nicht nehmen; sie ist ein Mädchen und gehört zur Mutter. Wir werden uns aber so einigen, denk' ich,

daß ſie einen Teil des Jahres ihrem Vater gehört —"

„Julius!"

„Clotilde?"

Sie hob die Hände gegen ihn; ließ ſie wieder ſinken. „Befiehl, daß ich mit dir hinausfahre — ſo gehorch' ich!"

„Hm!" murmelte er. Dann ſchüttelte er den Kopf. „Ich will keinen Gehorſam dieſer Art; der hilft uns zu nichts. Was für ein Zuſammenleben, wenn es ohne Wahrheit, ohne Ueberzeugung iſt, wenn es dem Widerwillen abgerungen iſt? Nein, lieber Trennung; ſo weh — —"

Er ſprach nicht weiter.

Auch Clotilde war eine Weile ſtill; ein ſchmerzliches Lächeln irrte um ihre blaß gewordenen Lippen. „Thut dir's doch noch weh?" fragte ſie endlich.

Er ſchwieg.

„Julius! Biſt du ein anderer geworden oder ich? Früher gefiel dir an mir das alles, alles, was du jetzt verdammſt. Meine Luſt am Leben — meine Luſt, mich in allerlei Geſtalten zu bewegen, allerlei Künſte zu können — meine ‚Sonntagsſtimmung', wie ſie damals hieß — mein ‚Unternehmungsgeiſt'. Du warſt jung mit mir! Denk doch zurück. Als du noch ſo eifrig Bild auf Bild von mir machen ließeſt, oder ſelber machteſt; Photographien über Photographien; weißt du das nicht mehr? Um all meine ‚Metamorphoſen' darin feſtzuhalten, wie du ſie nannteſt — wie du ſie an mir liebteſt —"

„Verzeih," fiel er ihr ins Wort. „Das iſt — lange her. Du warſt eben jünger als jetzt. Jetzt muß ich fürchten —".

„Was?"

„Daß bei dir dauernd, ewig wird, was nur der Jugend gut ſteht; was dich nicht mehr ſchmückt, ſondern — verzeih, Clotilde — ſondern lächerlich macht, wenn es dich bis ins Alter begleitet! — Aber wie eine Leidenſchaft iſt es über dich gekommen — wie es über ſo manche Frau an der Grenze der Jugend, in den kritiſchen Jahren des Uebergangs kommt: jung bleiben um jeden Preis! glänzen und genießen! So kam es auch damals — ſo viel Jahre früher — über deine Schweſter. Und nun ſieh ſie an: die Jugend iſt zu Ende, aber dieſe Leidenſchaft nicht; ſie wird nie mehr enden, nie mehr, nie mehr, nie mehr! — Ihr Beiſpiel, ſtatt dich abzuſchrecken, hat dich angeſteckt; ‚ewiger Karneval', das iſt eure Parole. So ſchau' ich das Leben nicht an! So will ich nicht leben!"

„Nein!" ſagte Clotilde bitter, mit verzogenen Lippen. „‚Ewiger Aſchermittwoch', ſo heißt es bei dir! Denn dir iſt es leider umgekehrt ergangen: vor der Zeit biſt du ſtill, alt und kalt geworden. Menſchenmüde, weltſcheu, vergraben in deine Bücher, Pflanzen und Gedanken — —"

Sie hielt inne, ſie machte eine Bewegung mit der Hand, als jage ſie ihre Worte weg, als vertreibe ſie ſie aus der Luft. „Verzeih," ſetzte ſie ruhiger hinzu. „Ich hatte mir gelobt, dieſen Streit nicht mehr zu erneuern—"

„Ich auch. Alſo vergieb! — Nur dies eine Wort laß mich dir noch ſagen: du ſtehſt ſo feſtlich, ſo geſchmackvoll und edel gekleidet da — auch ſo ſchön — o ja — aber glücklich ſiehſt du doch nicht aus. Mir deucht, du fühlteſt es eben ſelbſt: dieſe Bewegung, mit der du dich abwandteſt ... Und jetzt, in dieſem herausfordernden Blick, iſt doch auch mehr Trotz als Glück. Wie ſollt' es auch anders ſein? Du haſt zu viel Geiſt, um mit ſolchen Karnevalsmenſchen wirklich glücklich zu ſein; und auch zu viel Herz. Du kannſt es nur nicht mehr entbehren, in dieſem Taumel zu leben, der deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit umflimmert, deine Phantaſie berauſcht. Befriedigen kann er dich nicht; das verlangſt du wohl auch nicht ... O genug, genug! — Ich hab' alſo mein letztes Wort geſagt. Nicht daß ich ernſtlich gehofft hätte, dich noch zu bekehren; dazu kenn' ich denn doch das Menſchenherz zu gut. Aber — den Verſuch war ich dir und mir noch ſchuldig. Den Verſuch — den —"

Er zögerte, ein Ende zu machen. Seine Augen lagen mit einer letzten, langen Frage auf ihrem faſt ſtatuenbleichen Geſicht. Dort ſprach aber nichts. Die trotzigen Lippen waren feſtgeſchloſſen, und auch wie verſteinert. „Alſo genug, genug!" wiederholte er, dieſes nutzloſe Schweigen brechend. „Ich hab' nun mein Kind geſehn — und — und dich noch einmal — und nun iſt's gut. Heute mitternacht — Ende. Dann morgen ein neues Leben; jeder für ſich!"

Clotilde zuckte zuſammen. Sie erwiderte dann aber: „Wie du willſt."

„Nicht wie ich will —"

„Alſo wie ich will," ſagte ſie tonlos.

„Gut. — Gute Nacht!"

Es ſchien, daß ſie gehen wollte; es ward aber ein Schwanken daraus, bei dem ſie ſich mühſam aufrecht hielt. „Clotilde!" rief Julius und trat näher.

Das gab ihr Kraft, ſich aufzurichten; ſie wehrte ihn mit Faſſung ab. „Was noch?" fragte ſie kalt.

Er trat wieder zurück. Eine letzte Stille entſtand. „Wo iſt Luiſe?" murmelte er. Seine Augen ſuchten rechts und links; und ſie fürchteten doch, das Kind zu ſehn. „Laſſen wir ſie," murmelte er weiter; „wohl ebenſogut, ich geh' fort, ohne ſie zu ſprechen. Sag ihr, bitte — — Nein, nein; es iſt nichts zu ſagen. Ich werd' ihr ſchreiben ... Alſo gute Nacht! — Mein Mantel? Mein Hut?"

Es war dunkel geworden; der faſt volle Mond begann jedoch zu leuchten, und Julius' ſcharfe Augen ſahen weit genug. Ihm ſchwebte vor, als hätte Luiſe ſeine Sachen in die Hängematte gelegt; die war aber leer. Ah, nur fort, nur fort! dachte er. „Was liegt an dem Hut," warf er hin, um über die Stille hinwegzukommen; „ich laſſ' mir einen von Morlands Hüten holen. Und die Nacht iſt mild. Milder, als ich dachte. Den Mantel, den brauch' ich nicht ..."

„Find'ſt ja auch draußen den andern, den gleichen," ſagte Clotilde, ſcheinbar ruhig, mit verhaltener Bitterkeit.

„Ja, gewiß, gewiß. — Mir war, als wollt' ich noch etwas ſagen. — Offenbar ein Irrtum ..."

Er wartete zwei, drei letzte Sekunden. Sie ſchwieg.

„Gute Nacht!“ murmelte er und ging, am Hauſe vorbei zur Gartenthür.

IX.

Erſt nachdem er fort war — ſie ſah ihn nicht mehr, ſie hörte nur noch gedämpfte Schritte — ſagte auch Clotilde, tonlos: „Gute Nacht.“ Sie fühlte nun doch einen dumpfen Schmerz in ihren Knien; wunderbar ermattet fühlte ſie ihre ganze Geſtalt. Es wunderte ſie auch nicht; eher ſtaunte ſie, daß nicht in allen Gliedern Weh und Elend war. Sie rang die Hände ineinander, ohne es zu wiſſen; aus ihren Augen leuchtete aber der ſtarre Trotz. Näher beim Hauſe ſah ſie ein paar Seſſel ſtehn. „Ach ja!“ ſeufzte ſie. Halb unbewußt wankte ſie hin und ſank auf den nächſten. Abſchied! dachte ſie. Es ſchien ihr nicht ein Wort, ſondern eine Sache, ein körperliches Ding zu ſein. Es ſtand in der Luft vor ihr. So auch „Mitternacht“. Bis Mitternacht; dann iſt's aus ...

Der Gedanke ſchüttelte ſie. — Es iſt aber nicht zu ändern, dachte ſie. Es iſt nicht zu ändern ...

Die beiden Hände legten ſich vor ihr Geſicht.

Morland trat vorſichtig aus dem Hauſe, mit den kleinen Augen ſpähend. Noch bei der Thür fragte er mit möglichſt wenig Stimme: „Julius iſt fort?“

Clotilde fuhr auf. Sie blieb aber auf dem Seſſel. „Ja," antwortete ſie.

Die runde Geſtalt kam näher, ſtand dann bedächtig, faſt ſchüchtern ſtill. „Ich ſtöre, wie es ſcheint . . ."

„O nein," warf ſie hin.

„Sehr ſchön! — Wenn du nun alſo bereit wärſt, meine liebe Clotilde —"

Ohne Blick, wie abweſend, fragte ſie: „Zu was?"

Morland lächelte ein bißchen: „Eine merkwürdige Frage. Wir warten ja ſchon auffallend lange, teure Schwägerin. Wir warten mit Sehnſucht — mit Entzücken — auf das lebende Bild. Iſt die ſchlafende Ariadne bereit?"

Clotilde legte ſich feſt gegen die Lehne. „Nein," antwortete ſie.

„Nein?"

Sie zog ſich das Tuch enger um die Schultern, als fröſtle ſie. „Jetzt anfangen? — Ich kann nicht. Ich — — Luft muß ich haben; Luft!"

Sie legte ſich eine Hand an den Kopf.

„Was heißt das?" fragte Morland beſtürzt. „Was hat's gegeben? Was giebt's?"

„Weiter nichts, als daß ihr warten müßt. Sollſt der Geſellſchaft melden, verſtehſt du: das lebende Bild hat Kopfweh. Das lebende Bild bleibt noch hier im Garten! — Habt doch Geduld, Geduld. Bin ich denn nur auf der Welt, euch zu unterhalten?"

„Um Gottes willen! O nein!" Morland that ſein Aeußerſtes mit beiden Armen, um ihr zu beteuern, das ſei nicht der Fall. Dieſe Frauen mit

ihren Launen, o Gott, o Gott! dachte er; zugleich fuhr er aber fort zu reden: „Beſte, Teuerſte, wie bedaur' ich das; ich bin ganz geknickt. Kopfweh. Infam! Eine ſolche Frau und Kopfweh! — Soll ich Erfriſchungen holen? Soll ich bei dir bleiben? Was ſoll ich?"

Der ganze Umfang des dicken Silens ſtellte ſich zu Befehl.

„Sollſt mich ein wenig in Ruhe laſſen," erwiderte ſie, den Kopf ſchüttelnd; „das iſt alles, was ich wünſche. Weiter brauch' ich nichts. Geh, ſag's ihnen. — Geh!"

„Augenblicklich, ſtantepede," ſtieß er dienſteifrig hervor, mit einer Gebärde, als ſtürze er bereits davon. „Ich hoffe nur, ſüße Frau — — Nicht wahr, ich gehe in der Hoffnung auf —"

„Beſſerung! Gewiß!"

Sie entließ ihn mit einer ungeduldigen Bewegung. Er nickte und ging dem Hauſe zu. Als er an die Thür kam, hatte er ſchon ſein ganzes phlegmatiſches Behagen wiedergefunden; er zuckte wohl noch die Achſeln, aber mit einer Art von Genuß. Gemütlich reſigniert ſpitzte er die Lippen. Sie macht's grade wie Fanny, dachte er. Na, in dieſem Punkt bin ich abgehärtet!

Die Thür ſchloß ſich hinter ihm. Clotilde horchte, das Geräuſch that ihr wohl; ſie atmete erleichtert. Sie war nun wenigſtens einſtweilen allein auf der Welt . . . Der heraufſteigende Mond ſchien nur gar ſo hell, und ihr ins Geſicht. Sie ſtand auf, ſie wandte

ſich von ihm ab, ſah umher. Jetzt leuchtete das weiße Haus ſo grell unter ſeinem Licht; es war ihr ſo nah; es ſtarrte ſie ſo zudringlich an. Aus den Fenſtern kam überall rötlicher, gelblicher Schein; als wären Dutzende von Rieſenaugen auf ſie gerichtet, neugierig oder vorwurfsvoll: warum amüſierſt du uns nicht? du, unſre Primadonna? Warum treibſt du dich ſo allein herum? Was iſt dir geſchehn?

Sie wandte dem Haus den Rücken zu. Ich will tiefer in den Garten gehn, dachte ſie; wo mich niemand ſieht! — Am Fluß war es zu frei, zu hell; rechts war die Mauer zu nah, der Garten bald zu Ende. Nur links, auf die Gewächshäuſer zu, konnte ſie in tiefem Schatten verſchwinden. Sie ſchritt raſch, beinahe heftig aus, in dieſen Schatten hinein. Mit einer Art von Wolluſt verſank ſie in die Nacht unter den hohen Bäumen, zwiſchen den dichten Gebüſchen.

Als ſie das große Gewächshaus und daneben das Luſthäuschen ſah, hörte ſie gedämpftes Sprechen; es klang wunderlich, traurig, dabei ganz eigen verſchleiert. Sie war zuerſt erſchrocken, blieb dann lauſchend ſtehn. Nun merkte ſie, daß es aus einer dicht überwachſenen Laube kam, nur wenige Schritte von ihr, am Weg. Sie ſtaunte beklommen: es war Luiſens Stimme ...

Mit wem ſpricht ſie denn? dachte ſie. Eine Weile verſtand ſie nichts. Das Reden ward beinah zum Flüſtern; dann zu einer Art von geſprochenem Geſang; aber undeutlich, wie aus dem Traum. Spricht ſie denn mit jemand? — Clotilde ſchüttelte den Kopf.

Ach nein, dachte ſie, dann kläng's nicht ſo. Mit wem ſollt' ſie auch — — Nein, das iſt wieder eines ihrer Selbſtgeſpräche! Das hat ſie von mir! — Wirkt denn heut der Mond auf ſie? Oder — iſt ihr auch das Herz ſo traurig? — Könnt' ich nur verſtehn!

Sie ſtand und regte ſich nicht. In der Laube knarrte etwas; das Kind ſchien auf der Bank ausgeſtreckt zu liegen, ſich unruhig nach rechts und nach links zu drehn; und es knarrte wohl die Bank auf ungleichen Füßen. Die junge Stimme wuchs allmählich. Sie klang ſo traurig, daß Clotilde auf einmal zitterte, was ſie wohl hören werde ...

„Ach, was wollt ihr denn?" — Luiſe ſprach noch leiſe, aber doch zu laut; Clotilde verſtand nun jedes Wort. — „Ach, warum quält ihr mich. Kann ich mich denn auflöſen? Kann ich mich zerreißen? Laßt mich doch, wie ich bin. Bin ich denn nicht euer Kind? — Ihr könnt auseinander gehn, ach ja — ich kann's nicht; in meinem armen Kopf müßt ihr euch vertragen. Ihr müßt! Ja, ja, ja, ihr müßt! — Hab' doch das alles von euch geerbt, ohne daß ihr mich fragtet. All die ‚Teufel' und Nichtteufel, die haben in meinem Kopf miteinander gelebt all die Jahre her. Warum hetzt ihr ſie mir gegeneinander auf? Was ſoll ich dann machen?"

Clotildens Kopf, bisher vorgeſtreckt, ſank ihr allmählich gegen die Bruſt. Das Kind warf ſich offenbar wieder auf der Bank herum; es kam ein Seufzer aus ihr, daß die Mutter zuckte. Eine Weile war's dann ſtill. „Dich kenn' ich ſehr gut," fing Luiſe plötz-

lich wieder an zu ſprechen; „dich da in der Ecke! Du biſt der ‚Spielteufel‘, wie Vater dich nennt. Du biſt von der Mutter. Biſt du denn ſo ſchlimm? Ich hab' immer nur gefunden, daß du luſtig biſt. Ach was, ich kann dich nicht ſo ohne weiteres hinausjagen ... Aber die andern auch nicht. Alſo geh hin und vertrag dich! — Geh zu dem andern da, zum Ordnungsteufel, den Mutter nicht mag. Halt du nur Frieden mit ihm, dann ſeid ihr wohl auch beid' nicht ſo ſchlecht, wie ſie von euch ſagen! — — Ach, Vater! Mutter! — Warum iſt das ſo? — — Du biſt der kleine Trotzteufel! der immer ‚Hm‘ ſagt; das mag ſie auch nicht. Na ja, mit dir muß es wohl auch beſſer werden; — dich werd' ich mit dem andern Böſewicht, dem Verkleidungsteufel, in die Ecke ſtellen, bis ihr beſſer werdet. Aber da ſteht dann und vertragt euch! Ich hab' euch von Vater und Mutter, ihr müßt Frieden halten! Wenn ihr alle auseinander geht, kann ich nicht mehr leben!“

Großer Gott! dachte Clotilde erſchüttert, plötzliche Thränen in den Augen, wie das Kind phantaſiert! — Als hört' ich mich ſelbſt. Wenn ich als Mädchen, im Kummer über meine uneinigen Eltern, in halbem Fieber, in närriſchen Phantaſien — —

„Ach, Vater!“ fing das Kind wieder an. „Warum biſt du mir doch weggefahren; ohne Hut und Mantel. Ich hab' deinen Wagen rollen hören. Haſt mir nicht einmal Adieu geſagt. Warſt wohl wieder uneins mit ihr! — Nun ſcheint hier der Mond durch die Blätter; und ich lieg' hier allein; und er fährt allein. Und

im Saal machen sie nun wohl Musik, und Mutter steht als lebendes Bild ... Ach, Vater! Mutter! — Ich bin auch nicht glücklich!"

Sie fing an, leise zu weinen. Hörbar war es doch.

Das ertrug Clotilde nicht; „sie weint!" fuhr ihr aus der Kehle, wenn auch fast ohne Klang. Sie bewegte sich wohl auch. Luise hatte das eine oder das andere gehört; ihr Weinen ward plötzlich still. Es schien, daß sie horchte. Dann stand sie auf und ging leise bis an den Eingang der Laube. „Ist da jemand?" fragte sie, mit Angst in der Stimme. Nach einer Weile, etwas mutiger: „Wer ist da?"

Clotilde hatte im Schatten gestanden; sie trat nun rasch in den Mondschein vor, als käme sie eben gegangen, und auf Luise zu. „Ich bin's," sagte sie.

„Du?" fragte das Kind verwundert, immer noch etwas verwirrt. Sie blieb in der Laubenöffnung stehn. „Wie kommst du hierher, Mutter?"

„Ich komm' aus der Villa, Kind. Mein Kopf ist nicht gut. Ich wollte mich in der Luft — — Nein, bedaure mich nicht! Laß mich nur hier — bei dir!"

Sie ergriff Luisens Arm und drückte ihn mit zärtlicher Heftigkeit.

Luise verstand nicht, was das sollte. Befangen, mit bittenden Augen sagte sie: „Verzeih, Mutter —"

„Was?"

„Ich war da in der Laube, im Mondschein — und ich hab' versäumt, dich mit anzuschauen."

„Du hast nichts versäumt! Das lebende Bild ist

noch hier, ſiehſt du; noch hat es kein Menſch geſehn. — Anzuſchauen ... Eben ſchauſt du mich ja an. Ganz mit — deines Vaters Blick ..."

Auf einmal warf ſich ihr das Kind an die Bruſt: „Verzeih! ich kann nichts dafür!"

Vor Erſchütterung ſtand Clotilde eine Weile wie erfroren da. Sie hielt Luiſe in den Armen, wagte ſie aber nicht zu drücken. „Kind!" ſtammelte ſie endlich, ſich allmählich faſſend. „Was ſprichſt du nur? Ich verſteh' dich nicht. Wie können dir ſolche Worte, ſolche Gedanken kommen ..."

Ihr wuchs der Mut, ſie preßte ſie leidenſchaftlich an ſich. „Ich hab' dich ja über alles lieb, du närriſches Kind; ſo, ſo, wie du biſt! ganz ſo, wie du biſt!" Sie ſah ihr in das gute Geſicht, das eben ſo kummervoll geträumt, auf die ſchöne junge Stirn, die wie im Fieber des Grams phantaſiert hatte; mit beiden Händen faßte ſie den Kopf, ſtreichelte ihn, küßte ihn. „Ach, dieſer arme Kopf — mit allem, was in ihm iſt — laß ihn ſo, Luiſe. Er ſoll Frieden haben ..."

Luiſe ſtarrte die Mutter betroffen an; hatte die etwas gehört? — Clotilde machte ihre Uebereilung geſchwind wieder gut: „Wenn ich dir vorhin weh gethan hätte, mein' ich; bei unſerm Geſpräch vor dem Haus. Als ich mit dir ſchalt ... Ach, du biſt mein gutes Kind. Ich hab' dich lieb, wie du biſt!"

An die Mutter angeſchmiegt, vor Glück lächelnd, drückte das Mädchen die Augen zu. „O," ſagte ſie leiſe, „wie thut das gut. — Daß du mir das jetzt

ſagſt — grade jetzt — o wie thut das gut. Wenn du wüßteſt, Mutter . . ."

Clotilde antwortete nicht und drückte ſie nur an ihre Bruſt.

„Ach, laß mich noch 'ne Weile ſo . . ."

„Ja, ja, ja," hauchte Clotilde ihr an die Wange hin. „Du haſt recht: ſo iſt's gut!" — Sie beugte den Kopf zurück und betrachtete das junge Geſicht. Wie ſie ihm gleicht, dachte ſie; und doch ein Mädchengeſicht. — Wie wunderbar iſt die Welt gemacht! — — Und ihre Mondſcheinphantaſien — darin mein, mein Kind. Ja, doch auch mein Kind! — Eine gute Miſchung . . .

Sie küßte das dunkle Haar, die lichte Stirn. Luiſe nahm der Mutter Hand und drückte die heißen Lippen darauf.

Ach, dachte Clotilde, ſo eine gute Miſchung ſollte auch die Ehe ſein; Frieden und Eintracht, wie in dieſem jungen Kopf. — In einem jähen, hoffnungsloſen Schmerzgefühl ließ ſie das Kind aus den Armen. — Vorbei! Vorbei! Ach, das kommt nicht wieder!

X.

Auf dem ſchattigen Weg von der Villa her tauchten farbige Lichter auf; Stimmen und Schritte ließen ſich hören, ein ganzer Zug kam heran. Es fehlte keiner von der luſtigen Geſellſchaft. Die Bowle hatte

ſie angeheitert, man konnte es den Stimmen abmerken und auf den Geſichtern ſehn. Morland ging voran, mit einer der älteren Damen; Ellenberger und ein paar junge Herren trugen bunte Papierlaternen, in denen die Lichter brannten. Marwitz hatte einen Hut auf dem Kopf, die andern waren unbedeckt. „Lebendes Bild im Mondſchein," rief Morland, der offenbar nicht zu wenig getrunken hatte, wenn auch noch nicht zu viel: „Mutter und Kind!"

„Wir hielten es nicht länger aus, gnädige Frau," ſagte Ellenberger. „Da das ‚Bild' noch immer nicht kommt, ſo gehn wir zum Bild!"

Fanny drängte ſich vor: „Wir mußten ſehen, hören. Na, du arme Kleine, wie geht's?"

„Danke," antwortete Clotilde, die ſich wie von einer Schar von Bacchanten überfallen fühlte. „Beſſer. Sehr viel beſſer."

„Beſſer, ſehr viel beſſer," ſprach Fanny ihr nach. Dann lachte ſie drollig auf. „Ich glaub' wahrhaftig, ich hab' zu viel Bowle getrunken!"

Ein unwillkürliches „Hm!" kam aus Luiſen hervor. Sie trat darauf, wie erſchrocken, hinter die Mutter zurück.

Wieder dieſes väterliche „Hm!" dachte Clotilde; diesmal lächelte ſie aber inwendig. — „Was giebt's?" fragte ſie. Hans hatte ſich an ihre Seite geſtellt und machte ihr verſtohlene, geheimnisvolle Zeichen.

„Diesmal war ich zu raſch im Urteil, Tante," flüſterte der Jüngling. „Wenn Stronzian ihr Ideal iſt, dacht' ich, mit ſo 'nem Gaul konkurrier' ich nicht!

Aber das nehm' ich zurück. Ein ganz famoſes Frauenzimmer! ein Prachtmädel!"

„Ah!" flüſterte Clotilde.

„Und gegen mich ſehr liebenswürdig; aber ſchon ſehr! Beim nächſten Rennen, dem Schlußmeeting — ein Flachrennen, ein Hürdenrennen und drei Steeplechaſes — ſoll ich Stronzian mit ihr in ihrer Loge bewundern. Morlands und ich. — Lebend oder tot, kommen muß ich!"

Er hatte nach und nach, vielleicht mit Abſicht, etwas lauter geſprochen. Jeannette von Loſſow war mittlerweile auch herangetreten; einige Hauptworte hatte ſie gehört. „Sie ſprechen von Stronzian?" fragte ſie; ihre waſſerblauen Augen waren voll Harmloſigkeit und Unbefangenheit.

„Nein, von Ihnen, gnädiges Fräulein!" erwiderte Hans galant. „Ich erzählte meiner Tante eben —"

Er ſprach leiſer weiter. Alſo ſchon wieder verliebt! dachte Clotilde. Richtig, nach einigen Augenblicken ging er mit dem Fräulein den Weg entlang, auf die Gewächshäuſer zu, eifrig in ſie hineinredend; ſie ſah in den Mond, er in ihr Geſicht.

Ellenberger und die andern Laternenträger waren in die Laube getreten und hatten dort die bunten Lichter auf den Tiſch geſtellt; ſie kamen jetzt auf den Weg zurück. Ellenberger blickte den beiden jungen Leuten nach; er ſagte nichts, aber er ging hinterdrein. Fanny, Morland, Marwitz verfolgten wieder ihn mit vergnügten Augen; ſie ſahen im Mondſchein, wie

er zu den beiden ſtieß, wie nun zwei Trabanten um die üppige Jeannette kreiſten. Fanny lachte leiſe. „Das muß man ſehn," murmelte ſie ihren Herren zu, „wie dieſe kluge Jeannette die beiden da magnetiſiert! Sie will einen Mann haben!"

In ihrer Bowlenheiterkeit ſprach ſie allmählich lauter: „Beide haben Geld; der eine auch hübſche Pferde; der andre iſt ſelber hübſch. Für wen wird ſie ſich entſcheiden? Wer weiß das?"

„Um Gottes willen," flüſterte Morland, „ſprich doch nicht ſo laut. — Die Bowle!"

Fanny lächelte.

„Sie nimmt Ellenberger," ſetzte Morland hinzu.

Fanny ſchüttelte den Kopf. Ihre Wangen glühten, ihre Augen lachten. „Ich wette, ſie nimmt Hans!" — Das Wort „wetten" brachte ſie auf einen fidelen Gedanken; mit immer lachenden Augen hob ſie ihren Zeigefinger: „Wetten wir! Wetten wir!" Sie griff in Morlands Bruſttaſche und zog ihr kleines Wettbuch heraus, riß ein Blatt davon ab und nahm ihren Bleiſtift. „Ich ſetz' fünfhundert Mark auf Hans, daß er früher ankommt. Wer hält gegen mich?"

Luiſe ſtand rückwärts, auch an der Laube, allein; ſie hatte von Fannys Reden einiges gehört. Unwillig das Geſicht verziehend, ſtieß ſie wieder ein „Hm!" heraus, diesmal ganz unbewußt.

Niemand gab drauf acht; nur Clotilde, die ſich auf eine Raſenbank unter dem Gebüſch geſetzt hatte, hörte den bekannten Ton. Was „hmt" ſie wieder? dachte ſie.

„Im Mondſchein kannſt du ja doch nicht leſen," murmelte Morland.

„Zur Not, o ja!" antwortete Fanny; „aber da brennen ja die Lampions." Sie winkte ihren Herren und trat in die Laube; Morland und Marwitz folgten ihr. „Hans hat Raſſe," fuhr ſie fort und ſetzte ſich an den Tiſch; „und er hat gut geſtartet. Wer hält gegen mich, auf Ellenberger?"

„Ich!" ſagte Morland, faſt zu laut; er legte ſich dann die fette Hand auf den Mund.

„Ich auch," flüſterte Marwitz lächelnd.

Fanny ſchrieb mit ihrer modernen, kühnen (nachträglich gelernten) Schrift auf das ausgeriſſene Blatt: „Fanny Morland fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld; Handicap-Steeplechaſe; Ziel: Jeannette von Loſſow. Herr von Marwitz fünfhundert Mark auf Bankier Ellenberger . . ."

Sie ſchrieb für Morland das Gleiche. Morland ſchmunzelte. Er liebte jeden gewagten Humor.

Jeannette kam von den Gewächshäuſern mit ihren beiden Männern zurück. „Ach Gott," ſeufzte Hans, nach einem heimlichen Eiferſuchtsblick auf Ellenberger, „ich muß leider fort!"

Jeannette bedauerte es; ihre Augen ſuchten ihn noch zurückzuhalten.

„Das verdammte Pferd iſt geſattelt," ſeufzte er weiter, „und die elende Pflicht ruft!"

Luiſe trat jetzt hinter der Laube hervor; auf einmal ſtand ſie im hellen Mondlicht. „Du mußt fort?" ſagte ſie zu Hans. In dieſem Augenblick fiel ihr ein:

ſie hatten ſich noch gar nicht geſehn. Sie gab ihm die Hand: „Guten Abend, Hans. — Du reit'ſt nach Hauſe? zu meinem Vater?"

Er nickte. „Das heißt, ich muß ja erſt noch in die Altſtadt hinüber; ein paar Beſorgungen. Verbummelt. — Dann geht's Hals über Kopf hinaus!"

„Bitte, wart noch eine Minute!"

Luiſe lief fort, dem Hauſe zu.

„Sie reiten doch g e r n?" fragte Jeannette, die neben der Laube ſtand.

„O gewiß!" beteuerte Hans. „Mit Paſſion!"

„Ich find' alles andre fad; nur zu Pferde iſt man ein Menſch! — Tanzen? Es iſt ſo lächerlich, wenn man ſich herumdreht —"

Hans nickte. Er ſtimmte jeder ihrer Behauptungen zu; — ſo ein Vollblutmädel.

„Und Schlittſchuhlaufen," fuhr ſie fort, „iſt Cichorie!" — Sie lächelte ihn an. „Wollen Sie mit mir reiten, Herr von Hochfeld?"

„Ich? Ob ich will! Durch ganz Rußland, bis Sibirien!"

Fanny war in den Eingang der Laube getreten, das kleine Blatt in der geſchloſſenen Hand; Marwitz und Morland ſtreckten hinter ihr die neugierigen geröteten Geſichter vor. „O ſeht, ſeht," flüſterte Fanny zurück, „wie ſie den Hans avancieren läßt. Seht Ellenbergers verſauertes Geſicht. Ich wette n o ch fünfhundert auf Hans!"

Marwitz lächelte überlegen, ſtaatsmänniſch. „Er behält aber nicht die Führung."

„Ein Outſider," murmelte Morland geringſchätzig.

Fanny lachte die Herren leiſe aus. „Wer hält Ellenberger?"

Marwitz deutete auf ſeine Bruſt.

Ihren Gatten beiſeite ſchiebend, trat Fanny wieder an den Tiſch, ſetzte ſich und ſchrieb.

Jeannette hatte ſich inzwiſchen zu Ellenberger gewendet, um den etwas Vernachläſſigten wieder aufzuheitern; es kam auch ſchon ein erſter Sonnenſtrahl in ſein Geſicht. Hans blickte den Weg hinunter, ob Luiſe käme; dabei entdeckte er Clotilde in ihrem Schatten, auf der Raſenbank. Abſchied nehmen! dachte er. Ihm war lächerlich verrückt zu Mut: das Herz in ihm lachte und blutete zugleich. Es blutete und lachte ... Er ging zu Clotilden hinüber. „Gute Nacht," ſagte er mit weich gedämpfter Stimme, „Tante aller Tanten."

Sie zog ſeinen Kopf ſanft zu ſich herunter. „Armer Junge!" ſprach ſie ihm ins Ohr. „Es ſcheint, du biſt ſchon wieder rettungslos verliebt!"

„Rettungslos!" antwortete er.

Luiſe kam in geſchwindem Schritt, ein eingewickeltes, großes und dickes Buch im Arm. Sie zog Hans von der Mutter fort, ein Stück Weges weiter. „Willſt du mir einen Gefallen thun, Vetter?" ſagte ſie leiſe, als niemand ſie mehr hören konnte. „Schau, dieſes Buch. Willſt du das mitnehmen, und ſobald du meinen Vater ſiehſt — — Siehſt ihn heute noch?"

„Ich denke."

„Willſt du's ihm dann geben?"

„Natürlich! Mit Vergnügen!"

Sie legte es ihm auf die Hand. „Donnerwetter! Schwer!" ſagte er erſchrocken.

„Ja, leicht iſt es leider nicht —"

„Ach, das macht ja nichts. — Was iſt denn drin?"

„Nicht neugierig ſein. — Ihm ſelber geben."

„Sehr wohl! — Gute Nacht!"

Er drückte ihr die Hand, mit dem gemütlichen, leidenſchaftsloſen Vetterdruck. Als ſie nun aber zur Laube zurückkamen und er noch einmal vor Fräulein Jeannette, vor dem „Prachtmädel", ſtand, und ſie ihm ſo feſt, ſo unbegreiflich kräftig die warme Hand mit ihrer noch wärmeren drückte, da ward ihm anders zu Mut. „O mein Fräulein," fing er an; es kam aber faſt kein Ton heraus. „Mein verehrtes —"

Er ſah jetzt, daß all die andern ihn anſchauten; ihm verging das Sprechen. Er machte ſeiner Dame nur noch eine verlegene, tiefe Verbeugung, wie vor einer Fürſtin; dann ging er im Sturmſchritt davon.

Clotilde ſah ihm nach, heimlich mitleidig lächelnd. Was hat ihm Luiſe gegeben? dachte ſie dann und ſuchte das Mädchen mit ihren zärtlichen Augen. Luiſe ſtand am Eingang der Laube; ſie warf einen Blick hinein; darauf zeigte ſich wieder ihr ernſthaftes, faſt zu ernſtes Geſicht. Sie blickte die Mutter, die ſich näherte, wie auffordernd an. Sie winkte mit dem Kopf, zur Laube hin. Was wollte ſie? Was meinte ſie?

Schnell entſchloſſen ging Clotilde an ihr vorbei und in die Laube hinein. Dort ſaß Fanny noch am Tiſch, bei den Papierlaternen; ſie las leiſe vor, was

ſie geſchrieben hatte, die beiden Männer lächelten. „Was habt ihr da?“ fragte Clotilde. „Was erheitert euch ſo?“

„Ach, nur ein kleiner Spaß!“ raunte Fanny, mit ausgelaſſen vergnügten Augen. „Wir wetten auf Ellenberger und Hänschen: wen wird ſie erhören? wer ſiegt? Ich hab' tauſend Mark auf Hänschen geſetzt —“

Sie wollte weiterreden; nun ſtockte ſie aber vor Clotildens empörtem Geſicht. „Das iſt ein ſchlechter Spaß, meine teure Fanny!“ ſagte Clotilde in der erſten Entrüſtung zu laut; ſie dämpfte dann die Stimme. Sie riß Fanny das Blatt aus der Hand und ſteckte es in ihre Taſche. „Ihr macht die Pferde zu Menſchen, jetzt wollt ihr auch die Menſchen zu Pferden machen; der Karneval wird mir doch zu toll!“

Fanny ſtand auf. Tiefverwundert, beſtürzt guckte ſie die Schweſter an; ihre weltklugen Augen waren nun ganz dumm. Die Männer ſtarrten nicht viel anders. „Was haſt du?“ ſtammelte Fanny endlich. „Warum ſo empört?

„Clotilde hat recht,“ murmelte Morland, der geſchmeidige; er ſuchte ſeine Verlegenheit mit halb ernſthaftem Ausdruck wegzulächeln. „Es iſt eine Frivolität!“

Jeannette und Ellenberger erſchienen vor der Laube; mit ahnungsloſer Neugier ſchauten ſie hinein. Geſchwind plauderte Morland weiter, mit einem ſüßen Blick auf Clotilde: „Alſo nun das lebende

Bild? Meine teure Schwägerin, dürfen wir nun hoffen?"

In der Thür der Laube, hinter Jeannette, bemerkte Clotilde noch ein Geſicht; eigentlich nur die Stirn und die Augen; ſie erkannte aber gleich ihr Kind. Sonderbar — und ganz mit des Vaters Blick — ſchauten die Augen ſie an; als wollten ſie ſagen: thu's nicht! — Clotilde wußte nicht, was ſie wollte; es war ein wüſtes Durcheinander in ihr. Die Entrüſtung, die Weltrückſicht, die Spielluſt; dazu das neue Gefühl für ihr Kind ... „Ich bitt' noch um 'ne kleine Weile Geduld," ſagte ſie, eine Hand am Kopf, als ſchmerze der noch. „Die Herren und Damen, denk' ich, gehn wieder ins Haus; unterdeſſen erhol' ich mich ganz und —"

„Das ſei fern von uns, daß wir dich bedrängen," fiel ihr Morland ins Wort. „Wir ſind immer in deiner Schuld!"

Schmeicheln ſchadet nie! dachte er.

„Mein Gatte hat recht!" rief Fanny, die ſich über ſeine diplomatiſche Gewandtheit freute. „Ich ſind' übrigens, hier wird's kühl. Erkält' dich nur nicht, Tilde. Alſo Rückkehr in den Konzertſaal, wenn ich bitten darf! Wir machen noch Muſik!"

„Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck," ſagte Marwitz lächelnd, zu Fanny und dann zu Clotilden gewandt.

Die Geſellſchaft ging; diesmal die drei Herren mit den Papierlaternen voran, die ſie aus der Laube geholt hatten. Jeannette ſchlenderte hinterdrein. Sie

that es wohl mit Abſicht; denn ſie kehrte noch wieder um und war mit ein paar raſchen Schritten bei Clotilde, die wieder auf ihrer Raſenbank ſaß. Ebenſo geſchwind ſagte ſie, mit halber Stimme: „Ich hab' übrigens ein neues Verdienſt an Ihnen entdeckt, angebetete Frau."

„Nämlich?"

„Ihren Neffen Hans!"

Darauf lief ſie den andern nach.

XI.

Clotilde folgte ihr mit den Augen; es war aber ein kriegeriſcher Ernſt darin. Ja, dieſer dumme Hans! dachte ſie. Den werd' ich doch vor dir zu ſchützen ſuchen, meine teure Jeannette!

Alle waren fort; Luiſe auch. Wo war die geblieben? — Doch nicht mit den andern ins Haus? — Clotilde ſchüttelte den Kopf. Das war doch unmöglich! — — Es ward ihr auf einmal ſo eng, ſo bang zu Mut; ſie fühlte es ſtark; ihr Verſtand ſtellte ſich aber noch immer, als verſtänd' er's nicht. Was will ich denn Schlimmes thun? dachte ſie. Ums Herz war ihr aber ſo ſchwer, als wollte ſie ein Verbrechen begehn; oder als riefe ſie eine mahnende Glocke und ſie ginge nicht ...

Vor Ueberraſchung und Schreck ſtand ſie auf. Luiſe kam von den Gewächshäuſern her; ſie hatte

aus dem kleinen Lusthäuschen des Vaters Hut und Mantel genommen, den braunen Hut aufgesetzt und den braunen Mantel umgehängt. Im ersten Augenblick war Clotilden, als käme Julius selbst. Nun sah sie aber Luisens Lächeln, im Mondlicht. Das Kind blieb vor der Mutter stehn, mit einem militärischen Gruß.

„Wo hast du das her?" fragte Clotilde. „Vater hat's gesucht, als er fortging."

Luise lächelte, wie eine sechzehnjährige Spitzbübin. Immer war aber heut ein gewisser Ernst hinter ihrem Lächeln; auch jetzt.

„Hattest du's versteckt?"

Luise nickte.

„Warum?"

„Weil — — Ich wollt' ihn nicht fortlassen. — Er ist aber d o ch fort!"

„Hm!" sagte Clotilde bewegt.

Das Mädchen lächelte etwas erzwungen: „Jetzt machst d u ‚Hm!' D u!"

Clotilde sah sie eine Zeit lang schweigend an. „Kind, wie siehst du aus?" warf sie dann möglichst harmlos hin; es klang aber doch viel hindurch. „Wie — merkwürdig diese Vermummung dir steht. Bist ihm wirklich ähnlich — dem Vater — als er jung war . . ."

Luise griff nach dem Mantel, um ihn abzulegen; Clotilde machte aber eine abwehrende Bewegung. „Nein, nein, bleib noch so! Ich muß dich noch 'ne Weile so anschauen; im Mondschein. Es hat so was —

Märchenhaftes. — Geh, Kind, tritt einmal etwas zurück. Daß du etwas undeutlicher wirſt — und ihm ähnlicher. So! — — Was für eine Idee, ſo zu mir zu kommen. Ich fang' ja an zu träumen, zu phantaſieren, wenn ich dich ſo ſehe. Ich denke, jetzt —"

Ihr ward ſo beklommen, daß ſie nicht weiterſprach.

„Was denkſt du?" fragte Luiſe.

„Ich denke, jetzt wird ſie das oder das thun, was der Vater that . . ."

Luiſe lächelte. Der Spielſinn in ihr war ſchnell geweckt; er hatte vielleicht nur auf ſo ein Wort gewartet. Einen Augenblick dachte ſie nach; dann nahm ſie eine denkende, ſinnende Stellung an, eine Hand am Kopf.

„Richtig! Da thut ſie's ſchon. — Sehr gut. — Wie du ihm das abgelauſcht haſt, wenn er ſo daſteht und in ſeine Gedanken verſinkt. — Sonderbares Kind! — Wo willſt du hin?"

Luiſe trat zu einem der Gebüſche, wobei ſie Julius' Gang nachzuahmen ſuchte; unter dem Gebüſch blühten Spätſommerblumen. Sie ſah auf die hinunter und auf den Buſch, aufmerkſam, liebevoll. „Weißt du, ſo ſteht er morgens im Garten, vor ſeinen Pflanzen. Stellt ſich ſo hin, weißt du, um zu ſehn, was über Nacht geworden und gewachſen iſt —"

Clotilde lächelte: „Ja, ja. Und pflegt ſie."

„Und nimmt hier 'ne Raupe ab — und da wieder eine . . ."

Das Kind that es ihm nach.

„Und dann bindet er mit furchtbar ernſtem Geſicht dieſe Ranke feſt, die ſo zwecklos in der Welt herumirrt. Und bricht die welken Blätter ab ..."

Luiſe ſpielte das alles. Mit kopfſchüttelndem Staunen ſah Clotilde zu.

„Ja, ja, ja. — Wie du das machſt!"

„Das hab' ich ja von meiner Mutter," ſagte Luiſe kindlich drollig lächelnd; „das iſt Künſtlerblut. — Die Mutter in mir ſpielt den Vater in mir."

„Meinſt du!"

Clotildens heiteres Staunen verging; ein tiefer, befangener Ernſt erfüllte ihre Züge. Auf ihrer Bank weit vorgebeugt ſtarrte ſie das Mädchen an; „ach, wie märchenhaft, wie wunderbar das iſt," murmelte ſie. — „Spiel ihn weiter, Kind! — Laß ihn auch einmal reden, Kind. Oder kannſt du das nicht?"

Luiſe ſchüttelte den Kopf. Sie ward blaß; ſo erſchreckte ſie dieſer Gedanke, der ſie doch auch reizte. Ein ſcheuer, noch zaghafter Wunſch, es zu thun, flog ihr durch das junge Herz.

Clotilde bewegte ſich, als wollte ſie aufſtehn; jetzt ſagte Luiſe raſch, mit plötzlichem Entſchluß: „Doch, Mutter, ich kann's!" Sie zerrte vor Erregung mit der einen Hand an der andern und wiegte den rechten Fuß auf den Zehen. „Ich möcht's einmal verſuchen, Mutter. — Er iſt auf dem Lande, weißt du ..."

Sie ſuchte noch ihren Gedanken, ihre Worte.

„Ja," murmelte Clotilde.

„Im Garten iſt er; ganz allein. Er hat mit

ſeinen Pflanzen geliebäugelt; jetzt — guckt er umher, als ſucht' er jemand. Er denkt —"

Sie ſagte nicht, was er denke; ſie wagte auch nicht mehr, die Mutter anzuſehn. Aber ſie fing an zu ſeufzen, in Julius' Art, ſo gut ſie das konnte. Es gelang noch ſchlecht; ihr Herz ſchlug zu unruhig, ſie fürchtete ſich. Ach was, dachte ſie, warum mich fürchten; Mutter ſitzt ja ſo ſtill, ſo gut. Ich muß es thun — ich muß was thun . . .

„Luiſe!" rief ſie dreiſt, wie mit des Vaters Stimme, den Kopf auf die Seite gedreht. — „Ja ſo. Luiſe iſt nicht hier. Die iſt in der Stadt. — Und hier iſt's ſo ſtill. — Warum kommt denn meine Luiſe nicht zu ihrem Vater? Hat ſie ihn denn nicht lieb? Sehnt ſie ſich nicht nach ihm? — Ach, was red' ich da; wie kann ich das ſagen. Gewiß hat ſie ihn lieb. Sie ſehnt ſich auch nach ihm. Aber ſie muß ja in Dresden bei der Mutter bleiben . . ."

Die Worte waren glücklich heraus; nun zitterte ſie aber ſelbſt. Zur Mutter hinſchauen mochte ſie nicht; mit dem Augenwinkel konnte ſie jedoch ſehen oder fühlen, daß ſich die helle Geſtalt auf der Raſenbank unruhig bewegte. Wird's nun ſchlimm? dachte ſie. Wird ſie nun bös?

Es kam nichts. Es ward eine tiefe Stille. Die helle Geſtalt regte ſich auch nicht mehr. Endlich konnte Luiſe den Atem der Mutter hören, ſo laut ging er durch die ſchweigende Nacht. „Warum haſt du ſchon aufgehört?" ſagte Clotilde nach einer Weile, ſo weich und ſo heimlich bewegt, daß es dem Kind

über die Haut lief. „Spiel nur weiter, Kind. ‚Sie muß bei der Mutter bleiben‘ ... Sag nur alles, was er ſich denkt!“

„Ja,“ antwortete Luiſe ſelig; obwohl ihr noch immer der Mut verging, nach der Bank zu blicken. „Alſo er ſteht da noch im Garten. Und — er denkt und denkt ...“

Sie wühlte ein wenig mit der Hand in ihren Haaren, wie ſie's am Vater kannte. Ihr Blick bohrte ſich in die Erde, es legte ſich eine tiefe Schwermut auf das rührend junge Geſicht. „Wo mögen die nun wohl ſein?“ fing ſie wieder an, als wär' ſie der Vater; die Aehnlichkeit des Tons und der Stimme wuchs. „Im Saal, bei der Muſik? Oder ſind ſie noch im Garten, im Mondſchein — Mutter und Kind — und denken auch einmal an mich?“ — Leiſe begann ihr die Stimme zu zittern, aber ungewollt. „Iſt ihnen doch ein wenig traurig zu Mut, daß ſie nicht bei mir ſind? Haben ſie doch auch etwas Kummer, wie ich?“ — Jetzt hielt ſie den Kopf und eine Hand ſo, als horchte ſie. „Was iſt das? Rollt da nicht ein Wagen auf den Hof? Ich hör's ja, wie die Hufe ſtampfen. Mein Gott! Könnten ſie das ſein? Wenn ſie plötzlich kämen, um mich zu überraſchen. — Clotilde! Luiſe!“

Sie hob die Stimme, als riefe ſie. Dann ſank die aber ebenſo geſchwind, und mit ihr die Geſtalt. „Nein, jetzt hör' ich's. Kein Wagen. Nur ein Reiter. Nur Hans. Niemand als mein guter dummer Hans ...“

Sich nach rechts wendend, wie zu einem Ein-

tretenden, ſagte ſie nur noch, ſo recht reſigniert: „Guten Abend, Hans!“

Es ward wieder eine tiefe Stille. Nichts, gar nichts rührte ſich auf der Bank. Luiſe ſah noch immer nicht hin. Bei dem Schweigen ward ihr endlich bang zu Mut; ſie grollt mir wohl ſo! dachte ſie. Dann ſchämte ſie ſich aber ihrer Bangigkeit. Sie wandte das Geſicht der Mutter zu.

Jetzt wunderte ſie ſich: Clotilde ſaß in ſich zuſammengeſunken, die Hände vors Geſicht gelegt. Luiſe hatte einmal ein Bild geſehn, auf dem war eine Griechin oder Römerin auch ſo abgebildet, wie in einen großen Kummer vertieft. Daran mußte ſie denken, bei dieſem antiken Gewand und dem Schleiertuch. Es ſchien nun ſogar, als finge die Mutter leiſe an zu weinen ... Eine andre Bangigkeit kam über das Kind. Sie fürchtete: ich hab' ihr zu weh gethan ...

„Verzeih, Mutter!“ flüſterte ſie. „Es — es kam mir ſo. — Ich war kindiſch. Ich will nicht wieder — —“

Sie nahm ſich den Hut vom Kopf und warf ihn ins Gebüſch, wo er hängen blieb.

„Nein, nein, nein,“ ſagte Clotilde, ſo ſtill weiter weinend. „Laß nur. Es war gut. — Laß nur. O laß nur ...“

Sie nahm die Hände vom Geſicht und ſtand auf. „Kind! Ach, komm zu mir!“

Immer noch zagend trat Luiſe zur Bank. Auf einmal fühlte ſie ſich umſchlungen, rundum, ſo leidenſchaftlich wie noch nie. Sie fühlte der Mutter nacht-

kühlen Mund auf dem ihren, und einen rollenden, warmen Tropfen. „Luiſe! Mein Kind!“ ſagte die zitternde und thränende Stimme zwiſchen Kuß und Kuß. „Du mein einziges ... Meiner Jugend Kind! Meiner Liebe Kind!“

XII.

Friedrich, der Diener, der von der Villa her kam, blieb in einiger Entfernung ſtehn; er wartete reſpektvoll, wie er's gewohnt war, bis die Umarmungen von Mutter und Tochter ein Ende nahmen. Sie dauerten ihm allerdings unbegreiflich lange; das war aber ihre Sache; ſeine Sache war, geduldig auf ſeinen beiden Füßen zu ſtehn. Als Clotilde, das Kind noch in einem Arm haltend, den umſchleierten Kopf endlich wandte, räuſperte er ſich, auch nach ſeiner Gewohnheit; darauf trat er heran. „Ach ne, keine Sorge, gnädige Frau,“ ſagte er zur Beruhigung, „die Herrſchaften ſchicken mich nicht; die machen noch Konzert. Ich wollt' mir nur erlauben, zu fragen — da ich höre, gnädige Frau ſind nicht ſo ganz wohl — ob Sie vielleicht meine Dienſte wünſchen. Wir haben ja unſre Hausapotheke.“

„Mein guter Friedrich,“ verſetzte Clotilde langſam, als erwachte ſie aus einem Traum. „Hausapotheke ...“

Sie lächelte. Das Kind an ſich drückend fragte ſie: „Was hat er eigentlich geſagt?“

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

„Nichts, Mutter. Er fragte nur —"

„Wie es mir geht?"

Luiſe nickte.

„Ach, der gute Friedrich. — Ich hatt' ihn ja doch zu Bett geſchickt; oder hatt' ich das nicht? — Er ſchüttelt den Kopf. — Wie's mir geht? Beſſer, beſſer, Friedrich. Viel, viel, viel beſſer!"

Sie ließ Luiſe aus dem Arm; es war nun offenbar eine Unruhe über ſie gekommen. Sie ſtarrte in die Büſche; dann zum Himmel auf. Mehrere Male nickte ſie, wie ein Menſch, der ſich in ſeinem Willen klar wird, der an ſeinem Entſchluß nun nicht mehr deutelt oder zweifelt. Danach lächelte ſie, offenbar vor Freude; ihr blaſſes Geſicht verjüngte ſich. Ein roſiger Hauch erſchien auf den Wangen. „Wie ſpät iſt es?" fragte ſie, ſich langſam wieder zu den beiden wendend.

„Neun Uhr," erwiderte Friedrich.

„Neun Uhr . . ."

Sie ſah an ſich hinunter. „Die ſchlafende Ariadne . . . Ach, was thut das. Man hängt ihr was um. — Sagen Sie, Friedrich: ob die Gartenthür an der Landſtraße wohl noch offen iſt?"

„Gewiß, gnädige Frau."

Sie wiederholte mechaniſch: „Gewiß. — Kind, laß einmal m i c h den Mantel — —"

Sie nahm Luiſen den braunen Mantel von den Schultern und hängte ihn ſich ſelber um, bedeckte damit auch vorn ihr gelbweißes Gewand. Dann trat ſie an den Buſch, in dem Julius' Hut hing, warf

ihren Schleier ab — sie mußte ihn erst aus dem Mantel lösen — und drückte sich den Hut auf das üppige Haar. „Braun," murmelte sie. „Man könnte darin aussehn wie 'ne Pilgerin; — das war ich noch nie. — Pilgerin auf der Bußfahrt —"

Sie flüsterte in sich hinein: „Die nicht ruht, bis sie ihr frommes Ziel — —"

Mit einer ihrer jugendlich raschen Bewegungen trat sie wieder vor Luise hin und legte ihr die Arme um die Hüften, indem sie die Hände hinter ihr zusammenschloß. „Willst du mitgehn?" fragte sie. „Willst du mich begleiten?"

Das Mädchen wußte noch nicht: verstand sie die Mutter recht? Es war aber ein so eigener Glanz in deren Augen ... „Gewiß!" sagte sie für jeden Fall.

„Aber weit, weit!" — Clotilde deutete auf den Mond. „Was thut das; die Nacht ist hell!"

„Mutter!" flüsterte Luise; nun zweifelte sie nicht mehr. Sie hätte beinah gelacht vor Glück. Ihre Arme, ihre Hände zitterten vor Freude.

„Aber — wir zwei allein?" sagte sie dann leise; es rührte sich die väterliche Bedächtigkeit. „Diesen weiten Weg? bei Nacht?"

„So hell."

„Aber doch nur zwei Frauenzimmer. — Vater wär's nicht lieb ..."

Clotilde kämpfte ein wenig; das Absonderliche, Romantische hatte sie gelockt. „Friedrich!" sagte sie dann.

„Gnädige Frau?"

„Sie ſind nun wohl ſehr müde, Friedrich?"

Er begriff, um was es ſich handelte; ein Freudelächeln huſchte über ſein Geſicht. Gleich ſah er aber wieder nach gar nichts aus. „Ach ne, gnädige Frau," antwortete er mit ſeinem trockenen, verſchloſſenen Ernſt. „Ich hab' mich ja auf Ihren Befehl ausgeruht."

„Haben Sie das wirklich gethan?"

„O ja."

„Lange?"

„Sehr lange nicht, das müßt' ich lügen; aber doch lang' genug."

„Wenn Sie nun aber tüchtig marſchieren ſollten?"

„Wär' mir grade recht. Nur im Stillſitzen ſchlaf' ich ein. — Die Luft iſt ſo gut."

„Ich thu' Ihnen auch einmal was zuliebe, Friedrich! — Sie gehn alſo ins Haus und holen Ihren Hut; und Hut und Mäntelchen für Luiſe; aber ohne daß man's merkt. Und dann geben Sie dieſen Zettel an Heinrich ... Ja ſo, ich hab' nichts bei mir."

„Ich immer, gnädige Frau!"

Friedrich zog ein kleines Taſchenbuch aus der Bruſttaſche und riß ein Blatt heraus. Clotilde nahm es und ſchrieb ein paar Worte, auf Luiſens Rücken. „Hätten Sie auch ein kleines Couvert?" fragte ſie.

Er nickte, er hatte ſchon eins aus derſelben Taſche hervorgeholt. Er führte Bindfaden bei ſich, Oblaten, Briefmarken, Heftpflaſter, alles. Das beſchriebene Blatt übernehmend, faltete er es, ſteckte es in den Umſchlag

und leckte ihn zu. „Alſo an Heinrich geben!“ ſagte Clotilde noch einmal. „Er ſoll das Billet eine halbe Stunde behalten; dann ſoll er es an Frau Morland geben. Es ſei eine Ueberraſchung.“

„Verſteh' ſchon. Werd's ſchon machen.“

„Sie treffen uns dann bei der Gartenthür.“

Friedrich nickte und ging. — Clotilde legte ſich eine Hand auf die Bruſt. Ihr war zu Mut, wie wohl noch nie.

„So, nun komm!“ ſagte ſie leiſe.

Luiſe trat zu ihr. „Die werden ſich wohl wundern,“ ſagte ſie ebenſo, nach dem Haus zu blickend.

„Die mögen dann weiter wetten. — Ich hab' meinen Weg. Ich mit meinem Kind!“

XIII.

Hans von Hochfeld verlor allmählich die Geduld. Zweimal war er ſchon mit Luiſens Buch in Onkel Julius' Arbeitszimmer eingetreten, um es ihm verſprochenermaßen ſelbſt zu übergeben; jetzt kam er zum drittenmal und der Oheim war noch nicht da. Die große Stockuhr hatte halb zwölf geſchlagen. Müde war Hans nicht, heute abend gar nicht; aber er ſollte doch zu Bette gehn. Heimgekommen war der Onkel gewiß. In ſeinem Schlafzimmer war er nicht, in den andern auch nicht. Auf ſeinem Arbeitstiſch brannte die Lampe; ſonſt war alles dunkel und tot. So

konnte er nur im Garten ſein, im Mondſchein ſpazieren gehn ... Zum vierten- oder fünftenmal trat Hans an die große Glasthür; bisher hatte er in dem mondhellen Garten nichts Lebendiges entdeckt. Diesmal — ja! Da ging er! Aus der Nacht unter den dichten Bäumen kam er ins Lichte heraus, ging quer über den Raſenplatz hin; den Kopf geſenkt, die Hände auf dem Rücken, wie er das ſo liebte.

Merkwürdig! dachte Hans. Eigentlich verrückt! So kurz vor Mitternacht irrt er noch umher. — Wenn er noch ein verliebter junger Burſch wär' wie ich! — — Schauderhafte Einſamkeit hier! Keine Muſik, keine Parfums, keine Toiletten, keine blitzenden Augen. Donnerwetter, dieſe Augen! Jeannette von Loſſow hat doch die merkwürdigſten, unternehmendſten Augen, die — — Klein ſind ſie ja eigentlich. Und kein rechtes Blau. Aber manchmal guckte ſie mich an, daß ich — —

Mit einem verzückten Lächeln ſah er in die Luft. Wie viel hatte er in den paar Stunden erlebt! Wie perſönlich wohl war ihm zu Mut; er fühlte, daß es ganz entſchieden ein Glück war, Hans von Hochfeld zu ſein. Nur das muß ich ſagen, ging ihm nach einigem Nachdenken durch den Kopf: etwas in mir bäumt ſich doch gegen ſie auf. Ich bin ja nicht unbeſcheiden; aber wenn ſie zum Beiſpiel meine Frau würd' und ſagte mir dann eines Tages: ich hab' Almanſor doch noch lieber als dich —

Ein furchtbarer, ſchauderhaft aufregender Gedanke; Hans ballte ſeine beiden Fäuſte. Dieſem Almanſor ſchöſſ' ich eine Kugel vor den Kopf!

Er hatte das ſchwere Buch auf den Arbeitstiſch gelegt; aus Pflichtgefühl konnte er ſich aber noch nicht entſchließen, zu gehn. Endlich! Der Oheim kam! In ſich verſunken, unheimlich ernſt, ohne Hans zu ſehn, trat er durch die Glasthür ein, in braunem Mantel und braunem Hut, ganz denen gleich, die er in der Villa Viola gelaſſen hatte. Er drehte den Schlüſſel um. Er ſah auf die Erde, ließ ein paar Töne hören, die wie halb unterdrückte Seufzer klangen. Derweil blieb er ſtehn, neben der lebensgroßen Flora-Statue; gegenüber ſtand nur noch das leere Poſtament der zerſchlagenen Fortuna. Er nahm Hut und Mantel ab und legte ſie, wie er ſchon öfter gethan, der Flora auf Kopf und Schultern. Als er dann zum Arbeitstiſch ging, ſah er Hans.

„Guten Abend, Onkel Julius," ſagte der junge Mann.

Julius nickte ihm zu: „Guten Abend, Hans." Er unterdrückte ein bitteres Lächeln; d e r kommt immer wieder! dachte er. — „Was, du noch auf?"

„Ich hatte dir was zu übergeben, Onkel. Uebrigens war ich auch — noch zu aufgeregt. Hätte doch noch nicht ſchlafen können."

„Du warſt im Salon bei Morlands?"

„Ja, a u c h; eine Zeit lang. Hab' aber natürlich auch meine Geſchäfte beſorgt. — In der Villa war's — recht intereſſant. Ich hab' auch dieſes merkwürdige junge Mädchen, Fräulein von Loſſow, kennengelernt —"

„Ah!" unterbrach ihn Julius. „Die Centaurin!"

„Centaurin?"

„Ja. Dieſes junge Weibchen mit dem Pferdeherzen."

Julius trat an das Fenſter, das auch in den Garten ſah; es war aber durch einen langen, dunklen Vorhang verdeckt. Er lüftete ihn und ſtarrte wieder in die dämmernde Nacht.

Er drückt ſich immer merkwürdig abkühlend aus, dachte der doch etwas verwirrte Hans. Wie ein Regenbad! — „Ich find' ſie aber jedenfalls ſehr intereſſant," entgegnete er, um ſich aufzulehnen.

Julius lächelte über die Schulter. „So? Sehr intereſſant? Daß ſie immer von Pferden ſpricht? — Ich hab' ſie im Frühling in Berlin geſehn; das war nicht ſehr — —"

„Aber w i e ſie davon ſpricht!" warf Hans ein, wenn auch etwas unſicher. „Und dann — ihre friſche, herzliche Art; ihre Natürlichkeit."

Der Oheim ſah ihn ſchweigend an. Was er dachte, konnte er nicht gut ſagen: Alle Weisheit aller geſcheiten Menſchen kann die Dummen nicht hindern, dumm zu ſein!

„Verliebt!" murmelte er dann in den Vorhang hinein, wie um den Bengel ein wenig zu entſchuldigen.

„Sagteſt du etwas?" fragte Hans.

„Nur ſo für mich. — Na, und du warſt auch ſo glücklich, die lebenden Bilder zu ſehn?"

„Nein, Onkel, ich nicht mehr. Tante Clotilde ließ ſich entſchuldigen, weil ſie Kopfweh hatte. Später ſuchten wir ſie alle im Garten auf; da ſah ſie aber

in ihrem Kleid und Schleier und Bläſſe noch aus wie eine Statue des —"

Er ſuchte das Wort; er hatte ſich zu weit gewagt.

„Weſſen?" fragte Julius.

„Wie eine Statue des Kopfwehs," brachte Hans mit einem kühnen Lächeln heraus. „Es ging ihr aber doch ſchon beſſer ... Du, Onkel, bei Statue fällt mir ein: da fehlt alſo noch immer das Gegenſtück zur Flora. Das Poſtament und gar nichts drauf; es ſieht ſchauderhaft unſymmetriſch aus. Willſt du ſie nicht wieder kommen laſſen?"

„Die Fortuna?"

„Ja."

„Nein, nein. — Laß es nur ſo ausſehn. Was liegt daran. — Ich werd's auch nicht mehr lange ſehn. Ich reiſe ab."

„O! Du reiſeſt ab?"

„Ja." — Julius ging durchs Zimmer, langſam hin und her. — „Eine längere Reiſe. Nach dem Süden; es kommt ja nun der Herbſt."

Nach einigem Zögern fragte Hans: „Allein?"

„Ja. — — Geh zu Bett, mein Junge. Es iſt ſpät, du biſt für einen Landmann ſchon viel zu lange auf. Morgen wieder früh heraus —"

„Ich ſchlaf' ſchnell!"

„Sehr angenehm. Aber doch gute Nacht!"

Hans trat näher und gab ihm die Hand. „Wie der Herr Onkel befehlen. Gute Nacht!" Er ging.

„Allein!" dachte Julius, ſich Hanſens Wort wieder-

holend, als er die Thür hatte schließen hören. Es ödete ihn an, dieses Wort; sich auf die Reise freuen konnte er nicht. In der Fremde herumirren, allein ... Und doch war's vielleicht gut. Vielleicht verjüngte es ihn; denn sie hat wohl nicht Unrecht, dachte er, die verfinsterten Augen schließend, — ich fühl's: ich bin wirklich älter, als ich sollte. Die wahre Lust am Leben, die ist mir entfallen ...

Nebenan, im Salon, hörte er Klavierspiel; leises, aber er hörte es doch. Er erkannte Hans am Anschlag; weich spielten seine Finger nicht. War der dumme Junge denn in den Salon gegangen, statt nach seinem Zimmer? — Der glückliche dumme Junge fand also noch nicht zu Bett. Offenbar verliebt! Der Waldmensch in die Centaurin! — Julius saß an seinem Schreibtisch nieder, stützte die Stirn in die Hand. Wär' wenigstens Luise bei mir! fuhr ihm durch den heißen Kopf; das würd' mich verjüngen! Mit ihr in die Welt hineinschauen — o ja. Mit ihr wieder neu staunen lernen über alles! — Sie bleibt bei der Mutter.

Sie bleibt bei der Mutter ...

Er starrte auf den Tisch. Etwas Eingewickeltes fiel ihm in die Augen; „an meinen lieben Vater" stand darauf. Es war von Luisens Hand geschrieben. Wie kam das hierher?

Er stand auf, ging zur Salonthür und öffnete sie. Eine einzige Kerze brannte dort, auf dem Klavier; Hans saß noch und spielte. Als der Jüngling den Oheim sah, sprang er auf. „Bitte um Vergebung!

Ich wollt' mir nur noch ein Schlummerlied aufspielen —"

„Haſt du das gebracht?" unterbrach ihn Julius. „Auf meinem Tiſch liegt ein Buch, wie es ſcheint."

„O Gott, ja! Verzeih! Das hab' ich vergeſſen. Als du von der — Centaurin anfingſt — —"

Er folgte dem Onkel ins Arbeitszimmer, um ſeine Dienſtfertigkeit zu zeigen, und legte ihm das Buch ſelber in die Hand. „Schwer! Was? Und damit den ganzen Weg geritten. Couſine Luiſe ſchickt es dir."

Julius wickelte den Inhalt heraus; befremdet, mit einem mißfälligen Spiel der Brauen, ſah er darauf hinunter. „Ein Album. Das alte Buch mit — den Photographien von Tante Clotilde. — Das ſchickt mir Luiſe?"

„Ja."

„Warum?"

„Lieber Onkel, das weiß ich nicht. Sie kam damit und gab mir's; baſta."

Julius öffnete das Album und durchblätterte es. „Ich verſteh' nicht! — Vielleicht hat ſie ſich vergriffen; mir fehlte ein anderes Buch, das ich in der Stadt gelaſſen hatte. Das ſollte Friedrich mir ſchicken."

„Ja, ſo wird's wohl ſein!"

Hans ſah dem Oheim über die Schulter, ſeine Augen blätterten mit. „Donnerwetter, ſchöne Photographien! — Weißt du, Onkel Julius, wenn dir's kein Opfer iſt, könnt'ſt du mir eine davon geben: Tante Clotilde iſt in meiner Schuld. Die einzige

Photographie, die ich von ihr hatte, mußt' ich heute hergeben; ſie verſchenkte ſie weiter —"

Er ſagte doch lieber nicht, an wen.

„Gut," antwortete Julius gleichgültig; er ſchaute ſchon nicht mehr hin. „So nimm dir eine."

„Darf ich wählen?"

„Ja."

Hans deutete mit dem Finger auf das Bild, das er eben ſah. „Die da iſt ausgezeichnet, Onkel; die im Bergwandererkoſtüm. Kann ich die nehmen?"

Julius nickte. Er zog die Photographie aus dem Album heraus und hielt ſie ihm hin; dabei warf er noch einen Blick darauf. „O ja," ſagte er, „ein gutes Bild; nur etwas verblaßt. Das ließ ich in der Schweiz machen, als wir beide ſogenannte Bergfexe waren, mit Leidenſchaft auf die ‚Pics' und ‚Pize' ſtiegen; — da waren wir beträchtlich jünger als jetzt . . ." Er lächelte, in langſam aufſteigender Wehmut; er hielt die Photographie beſſer zum Lampenlicht. „Ja, das war in Pontreſina. — Ein gutes Bild. Ganz das unternehmende, friſche, feurige Geſicht; und die elaſtiſche, unermüdliche Geſtalt! — Vier, fünf Wochen wanderten wir damals in der Schweiz und in Tirol herum; faſt jede Nacht ein neues Quartier. Dieſen Alpenſtock" — er lächelte wieder — „den ſie ſo kriegeriſch in der Hand hält, wie die Jungfrau von Orleans ihre Fahne, den verlor ſie den Tag darauf; er rollte in den Abgrund. Bei einem Haar rollte ſie ihm nach. — — Weißt du, nimm lieber ein andres Bild. Dies da — zur Erinnerung ſollt' ich's doch

behalten. Das ganze Album ist voll; also Auswahl genug!"

Hans nickte und blätterte zurück. „Da war eins, das mir auch sehr gefiel; im Reitkleid. Da ist es."

„Gut, also nimm's!"

Indem Julius es herausziehen wollte, sah er es noch einmal an. „Ja, ja, damals lernte sie reiten; als junge Frau: denn als Mädchen war sie nicht aufs Pferd gekommen, ihre ängstliche Mutter hatt' es nicht gelitten. Sie lächelt auf dem Bild, rein vor Glück. ‚Reiten ist der Himmel,' sagte sie damals, ‚Reiten ist das Paradies'! — — Ein kindlich triumphierendes Lächeln. Ich glaube, so kann das nur 'ne Frau! — — Mein lieber Junge, das Bild ist nicht gut; zu wenig Form im Gesicht, zu viel retouchiert; aber ich — wenn ich's ansehe, wird es mir lebendig; ich seh' wieder die Wangen glühn und die Augen leuchten. Diese Reiterin — nein, die geb' ich doch nicht her. Such' dir eine andre; von der Infanterie!"

Er macht wieder Witze, dachte Hans sehr verwundert. Auf die Kavallerie verzichtend, blätterte er weiter zurück. „Da ist eine, die sitzt und liest. Die find' ich vortrefflich."

„Findest du?" — Julius betrachtete sie nun auch, zuerst nur von der Seite. „Das ist der wahre Gegensatz zu der Reiterin! So ernsthaft still, wie man nur sein kann; träumend, weltvergessen. — Des Gegensatzes wegen sollt' ich das Bild eigentlich behalten; — aber nimm es hin!"

Er zog es heraus, hielt es Hans entgegen; der

griff danach. Julius hielt es aber noch feſt: „einen Augenblick!“ Er betrachtete es aufmerkſamer. „Das Bild hab' ich ſelbſt gemacht; ich glaube, damit fing mein Photographieren an. Ja, ja. Sie hatte zum erſtenmal Lord Byrons ‚Manfred‘ geleſen; ich fand ſie grade, als ſie ſo ergriffen, in das Buch verſunken daſaß; mit einem fremden, beinah rätſelhaften Geſicht. Könnt' ich das feſthalten, dacht' ich! So entſtand dieſe Photographie . . .“

Er ruhte noch mit den Augen darauf; eigentlich ſah er ſie aber nicht mehr. Es ward ihm ſo wohl und weh ums Herz. O ja, dachte er, eine merkwürdige Frau. Was für eine Frau. So viele, viele Geiſter in der einen Seele. Ein Proteus . . . Aber ach —!

Er verſank in ſich.

Hans wartete eine Weile; dann fragte er ſchüchtern: „Alſo — behalte ich dieſes Bild?“

Julius blickte auf. Er lächelte: „Du haſt's ja noch nicht.“ Nach einem ſtummen Blick auf den Jüngling — was er für Augen hat! dachte Hans — ſteckte er die Photographie wieder an ihren Platz. „Ich kann dir's nicht geben, Junge. Es hängt etwas daran; eine Erinnerung, mein' ich. Nimm irgend ein anderes Bild, das mir nichts bedeutet.“

„Gieb mir doch, welches du willſt!“ ſagte Hans.

„Alſo dieſes da. Im antiken Koſtüm; mit Schleier und Diadem;“ Julius' Geſicht verzog ſich: „als ‚lebendes Bild‘. Aus der Zeit, als ſie anfing,

die Statuen aus dem Altertum zu ſpielen — in Drapierungen und Stellungen zu glänzen —"

Er ſprach nicht weiter. Ein bitterer Geſchmack trat ihm auf die Zunge, wie an dieſem Nachmittag. Bis es nun damit endet, dachte er, daß Centauren und Silene ihr dort Beifall klatſchen, während ich hier im Mondſchein durch den Garten irre ...

Weg mit dieſem Bild!

Er begann es herauszuziehn; dabei blickte es ihn noch einmal an. O, ſie weiß warum! ging ihm durch den Sinn, während ſeine Augen es wider Willen anſtarrten: das Antike ſteht ihr ſo gut. Es macht ſie vornehm und edel; es legt gleichſam den Zeigefinger auf die Poeſie ihrer Geſtalt, es giebt ihren Augen Stimme ... Dieſe Bilder machen mich verrückt!

Er ließ das Album auf den Schreibtiſch fallen. — Um dieſe Bewegung wieder harmlos zu machen, fragte er, ohne Hans anzuſehn: „Haſt du endlich gewählt?"

„Du wollteſt ja für mich wählen, Onkel."

„Wollt' ich das? — Na, gut!"

„Soll ich das lebende Bild da nehmen?" fragte Hans und griff nach dem Buch.

Julius zog es ihm fort: „Nein, nein, nein! Die nicht! — Verſteh mich, mein Junge — um des Koſtüms willen muß ich ſie behalten. In dieſem Koſtüm iſt ſie eben eine andere; und dieſe andre ergänzt ſie; und aus all den Ergänzungen wird ja erſt der ganze Menſch. Reiß' ich ein Blatt heraus, iſt das Buch verſtümmelt ..."

Er ſah die aufhorchende, wachſende Verwunderung auf Hanſens Geſicht; mit einem faſt verlegenen Lächeln brach er ab. „Du verſtehſt," murmelte er nur noch.

„O ja," erwiderte Hans treuherzig. „Verzeih, daran dacht' ich nicht. Dann verzicht' ich, Onkel."

„Warte, warte; wir finden vielleicht —!"

Julius blätterte noch weiter zurück; Hans trat aber beſcheiden zwei Schritte weg, als wär's ſchon zu Ende. „Im Ballkleid; — das iſt nichts für dich. — Auf einer Raſenbank liegend, träumend; hier im Garten ..." Julius ſchüttelte den Kopf und ſchlug um. „Im Morgenkleid! — Auch von mir. Bei meinen Blumen im Treibhaus; mit der Gießkanne; das jüngſte Bild, vor zwei Jahren gemacht. Damals verſuchte ſie mir nachzueifern und meine Blumen mütterlich zu pflegen; du kannſt dir wohl denken, es ſtand ihr gut ..."

Er verſank in das Bild und in ſich. Wieder wie anders! dachte er, einen körperlichen Schmerz in der Bruſt. Wie die größte, ſonderbarſte, veredeltſte unter all den Blumen. Holde Mütterlichkeit in dem noch ſo friſchen Geſicht. Die letzte goldene Zeit! — Dann fing dieſe Unruhe an, wieder jung zu ſein, dieſer Lebenstaumel ... Ach, iſt es denn nun wirklich vorbei? Seh' ich ſie nie mehr ſo? Soll ich ihr nie wieder zu Füßen ſinken wie damals, und verjüngt, verliebt — —

Er hörte Hans, der vor Ungeduld einen Fuß bewegte, erſchrak und blickte auf. Wie kam er zu dieſen

Gedanken — und zu dieſen Bildern. Weg, weg, weg damit . . .

Er legte das Buch wieder auf den Tiſch; dann ging er durchs Zimmer. So lange war er in der Nacht umhergegangen, bis er ruhig wurde; nun war wieder alles hin!

Hans ſah ihm bedenklich nach. Das kommt von dem Buch, dachte er; das hat ihn ſo aufgeregt. Es war eine Dummheit, daß Luiſe ihm das Album ſchickte!

Julius kam langſam zurück; „ja ſo, du biſt noch da!“ ſagte er. Sein gewohntes Schickſal: er vergaß ſo leicht, daß der Junge da war. „Alſo die Photographie! — Es iſt komiſch: ich finde keine für dich. Jede gehört —“

„Zum Ganzen,“ fiel Hans ein. „Ich verſteh' das. Ich verzichte, Onkel. Ein andermal, wenn eine n e u e gemacht wird —“

„Dann gewiß, gewiß! — — Nun aber endlich zu Bett. Ich darf's nicht dulden, daß du länger aufbleibſt. Und i ch — will auch ſchlafen . . .“

Es war ihm nur, als hätt' er jede Möglichkeit des Schlafs verloren für dieſe Nacht. Er trat wieder an den Tiſch, es zog ihn förmlich. Das Album war noch offen; die Clotilde mit der Gießkanne, die „mütterliche“, ſchaute ihn noch mit den herzlichen Augen an. Was für ein Blick das iſt! dachte er. Ach, ich könnte jetzt — —

Die Stutzuhr begann zu ſchlagen. Er fuhr zuſammen.

„Alſo gute Nacht, Onkel!“ ſagte Hans. „Wahrhaftig, es ſchlägt ſchon Mitternacht.“

„Mitternacht!“

Julius drückte die Augen zu. Alſo aus und vorbei. Alſo morgen fort!

Er ſammelte ſich zu männlicher Ruhe. Alte Gewohnheiten ſind oft die beſten Helfer; ihn unterſtützte ſein Ordnungsſinn. Bedächtig ſchlug er das Album zu und ließ die Krampen einſpringen; dann legte er ein andres Buch darauf. „Bitte, löſch die Lampe, Hans, eh' du gehſt. Geh aber auch gewiß. Gute Nacht!“

Die große, magere Geſtalt ſchritt ehrenfeſt in den Salon hinaus.

So hab' ich ihn vielleicht noch nie geſehn, dachte Hans. Wie komiſch ihm das zu Herzen ging, daß es zwölfe ſchlug! — Ueberhaupt, ich glaube — — Was? — Ich weiß es nicht. — Ich bin auch viel zu müde, um noch viel zu denken. Ich bin hölliſch müde. Wenn Jeannette von Loſſow etwa meinen ſollte, ich werd' heute nacht um ihretwillen nicht ſchlafen — furchtbar ſchlafen werd' ich!

Er wollte zum Schreibtiſch gehn, unbewußt, mechaniſch, um die Lampe zu löſchen; ihm fiel aber wieder das infame Wort „Centaurin“ ein und ſchüttelte ihn. „Das junge Weibchen mit dem Pferdeherzen“ ... Ihm ward ſo zuwider zu Mut, daß er einfach aus der Thür ging; die Lampe war vergeſſen. Centaurin! Centaurin! Das Wort kam ihm immer wieder, während er über den Korridor zu ſeinem Zimmer ſchlich.

Am Ende ſeh' ich ſie heut nacht im Traum als wirkliche Centaurin über die Koppel galoppieren — und hör' mich wiehern als Stronzian!

XIV.

Die drei „Nachtwandler", Clotilde, Luiſe und Friedrich, waren elbaufwärts marſchiert, über Loſchwitz, Niederpoyritz, Hoſterwitz; dann über die Höhen ins Land hinein. Bis Hoſterwitz ging Clotilde wie die andern ihren guten Schritt; als ſie aber die Hügel anſtiegen, ſchämte ſie ſich ſehr: ſie, die ewig Elaſtiſche, die Bergſteigerin, fühlte eine Müdigkeit in den Knien, die in wahrhaft verächtlicher Weiſe wuchs. Was war denn mit ihr geſchehn? War ſie plötzlich alt geworden? Oder hatten dieſe wilden Wochen, dieſe Jagd von Sport zu Sport, von „Vergnügen" zu „Vergnügen", ſie doch heimtückiſch ausgeſogen und zu einer Art von ſchöner Ruine gemacht? — Sie ſah den ſchweigſamen Friedrich von der Seite an, der neben ihr ſo gleichmäßig dahinſtapfte: verſtellte er ſich nur? ward er auch ſchon müde? Nein, es war ihm nichts anzumerken. Er ſchritt beleidigend tapfer fort. Vollends die Gazelle auf der andern Seite, die lange, ſchlanke Luiſe, die von Zeit zu Zeit ein ſüddeutſches oder ein heimatliches Liedchen in die Mondnacht hineinträllerte ... Ja, ja, dachte Clotilde mit mütterlich gönnendem Neid, die hat vernünftig, natür-

lich gelebt! Das hat ihre Mutter wohl nicht gethan; — dafür wird ſie ſich nun aber zuſammennehmen; niemand ſoll was merken. Wenn man in ſo 'nem braunen Pilgermantel geht ... Auf der Bußfahrt. Laß dir die Knie nur weh thun. Das thut dir gut!

Sie ſang nicht wie die Tochter, aber mit einem hellen, heiteren Geſicht wie der Mond — dann freilich wieder plötzlich bange: ach, wie wird es enden? — wanderte ſie ihre Straße fort.

Endlich kamen ſie auf den Gutshof; vor ihnen lag das alte, zum Teil erneuerte hellgraue Haus. In Julius' Schlafzimmer ſahen ſie noch Licht. Sie gingen leiſer heran; Friedrich ſchloß die Hausthür mit dem Schlüſſel auf, den Julius ihm vor Monaten für alle Fälle mitgegeben und den er beim Abmarſch nicht vergeſſen hatte. Auch eine kleine, zierliche Laterne hatte der Vorſorgliche mitgenommen; damit leuchtete er nun den Damen im Haus, auf dem Korridor. Alles um ſie her war ſtill. Luiſe ging ungeduldig, aber auf den Zehen, voran; ſie trat zuerſt in des Vaters Arbeitszimmer. „Was iſt das?" flüſterte ſie. „Hier brennt noch die Lampe?"

Clotilde folgte ihr in ſtarker, heimlicher Bewegung; ſie ſah wie im Traum umher. „Ja, das iſt ſonderbar," erwiderte ſie; es beſchäftigte ſie aber nicht. Ihr war der ganze Raum ſo merkwürdig; als hätte ſie ihn früher mit andern Augen geſehn. Die ſchön gebundenen Bücher in den altertümlich geſchnitzten Geſtellen, die herrlich gediehenen Pflanzen, die Ge-

weihe und Waffen, die edlen Bilder, alles ſchien ihr heut ſo ſtimmungsvoll; und ſo menſchenwürdig. Nur über den braunen Mantel, den andern, der auf den Schultern der Flora hing, flog ſie ein kleines Lächeln an; und auf dem Poſtament gegenüber fehlte die Fortuna ...

Friedrich war draußen geblieben. Luiſe legte einen Arm um Clotilde: „Soll ich dir was ſagen, Mutter? Weißt du, was ich mir ausgedacht hab'? Ich geh' jetzt in den dunklen Salon, neben ſeinem Schlafzimmer, ſetz' mich ans Klavier, ſpiel' ſein altes Lieblingsſtück, die ‚Adelaide'; leiſe, aber doch daß er's merkt. Oder wenn er ſchon ſchläft — er hat zwar noch Licht — na, dann werd' ich lauter ſpielen, bis er endlich aufwacht. Und dann wird er horchen — und wird ſich wundern: was iſt denn da für ein Heinzelmännchen gekommen, das mir meine Muſik macht? Und wird aufſtehn und kommen; ich verſteck' mich aber —"

Clotilde faßte ängſtlich Luiſens Arm: „Ja, ja! Aber nicht zu früh. Ich — bin noch nicht ſo weit. Geh ans Klavier, ja, ja; aber fang nicht gleich zu ſpielen an, wart noch fünf Minuten, hörſt du? bis ich hier, am Schreibtiſch — —"

Es kam ein verſchämtes Erröten über ſie, vor dem eignen Kind. „Laß mich nur und geh! — — Ach, du meine gute Luiſe. Biſt noch ſo jung, ſo jung, und über dein Leben kommt ſchon ſo — Wunderbares, Unausſprechliches. Das man beſſer nie erlebte ..."

„Ich hab' dich aber so lieb!" flüsterte Luise, umschlang sie und küßte sie auf die heiße Wange.

Clotilde lächelte glücklich. „Geh!"

Luise, immer auf den Zehen, trat in den Salon; sie machte die Thür hinter sich zu. Auf einmal schlug Clotilden das Herz so stark. Das Schmerzgefühl in den matten Knien war vergangen, dafür zog ihr die Unruhe, die Bangigkeit nun durch alle Glieder. Sie wollte an seinem Arbeitstisch *schreiben*, für ihn; er sollte ihre Worte lesen, ehe er sie sähe. Aber auch *davor* fürchtete sie sich jetzt; ihr war, als sähe sie schon sein ernstes, ungläubiges Gesicht, das auf seine Stirn geschriebene „Zu spät"; und alles, was sie fühlte, was sie ihm bekennen, was sie hinausweinen wollte, floh ihr wie zurückgeschrecktes Blut wieder dem Herzen zu. Sie konnte noch nicht ... Sie schloß die Glasthür zum Garten auf und öffnete sie, frische Luft zu schöpfen. Der Hauch der Nacht that ihr gut; er belebte sie, gab ihr wieder Mut. Sie wehte ihn sich mit der Hand ins Gesicht. Die Thür offen lassend, um mehr Luft zu haben, ging sie dann endlich zum Schreibtisch hin, setzte sich entschlossen, nahm Papier und Feder. Sie schrieb. Ob er nicht staunen wird wie über ein Gespenst? dachte sie, während die Feder flog. Wenn ihm hier die Lampe meine Schrift beleuchtet? und dann — mich selbst?

Die Thür zum Korridor öffnete sich leise, ohne daß sie's merkte; Hans, der vom schlafen gehenden Oheim nicht gehört sein wollte, trat mit aller Vor-

ſicht herein. Es war ihm doch noch eingefallen, daß er die Lampe hatte brennen laſſen ... Jetzt erſchrak er aber, da er die braune Geſtalt am Schreibtiſch ſah. Der Onkel wieder hier? Und in Hut und Mantel? — „Onkel Julius?" ſagte er zaghaft, ſchlaftrunken.

Clotilde, die von ihm abgewandt ſchrieb, fuhr vor Schreck zuſammen. Hans! Großer Gott!

Das iſt ja doch nicht der Onkel! dachte Hans, deſſen Verſtand erwachte. Der iſt größer und — —

Er ſah jetzt das weibliche Haar unter dem Hut. Er erſchrak nun auch; aber nur einen Augenblick. Donnerwetter! eine Dame! — Wie kam eine Dame hierher?

Unſicher, langſam trat er näher; Clotilde ſtand auf. Was thun? fuhr ihr durch den Kopf. Soll dieſer Junge mich ſehn — und alles, alles erraten? — Wie bring' ich ihn fort? Oder wie komm' ich fort? — In dieſem Augenblick begann Luiſe nebenan zu ſpielen. Es klang gedämpft herein; aber die ſo oft von Julius geſpielte Beethovenſche „Adelaide" war nicht zu verkennen. Zum Teufel! dachte Hans und ſtand in neuer Verblüffung ſtill; Onkel Julius ſpielt Klavier? Und eine Dame hier in ſeinem Zimmer — in ſeinem Mantel und Hut — nach zwölf? — Ah! Ah! Ich hab' ihn immer für einen Tugendſpiegel gehalten ...

Er oder ich muß fort! Das war Clotilden klar; ſonſt nichts. Plötzlich fiel ihr ein, daß ſie den Zettel aus Fannys Wettbuch, den ſie ihr weggenommen, in der Taſche hatte; auf der Wanderung, im Mond-

licht, hatte ſie ihn geleſen. Sie griff unter ihren Mantel, zog das Blättchen geſchwind hervor; mit dem konnte ſie Hänschen den Mund ſtopfen — und zugleich ein gutes Werk an ihm thun! Rückwärts auf ihn zugehend, ohne ihm ihr Geſicht zu zeigen — nun wieder ganz die luſtige „Zigeunerin", die einen Evasſtreich ſpielt — hielt ſie ihm abgewandt den zerknitterten Zettel hin. „Leſen Sie das!" ſagte ſie mit dumpfer, verſtellter Stimme.

„Was heißt das?" fragte Hans.

Sie antwortete nicht; der Zettel blieb in ſeiner Hand. „Leſen Sie!" murmelte die fremde Stimme noch einmal.

Hans trat näher zur Lampe und las: „Fanny Morland fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld; Handicap-Steeplechaſe; Ziel: Jeannette von Loſſow. Herr von Marwitz fünfhundert Mark auf Bankier Ellenberger . . . "

Der gute Junge verſtand noch nicht; es war für ſeine Unſchuld zu fremd; er ſtarrte wie auf hebräiſche Schrift. Clotilde hatte mittlerweile die langen, dunklen Vorhänge am Fenſter geſehn; da war Rettung! Sie huſchte hin und verſchwand darunter. Hans, ſich die Stirne kratzend, las weiter: „Anton Morland desgleichen. Fanny Morland nochmals fünfhundert Mark auf Hans von Hochfeld" . . .

„Ah! Ah!" ſtieß er nun in ſeiner Empörung heraus. „Das iſt unerhört! Das iſt eine Infamie! — Eine Centaurenwirtſchaft; wahrhaftig. Mit ſo' nem Pferdeſtall will ich nichts zu thun haben; bei Gott nicht!"

Er ſah umher, er ſuchte die rätſelhafte Dame, die ihm den Zettel gegeben hatte. Wo war ſie denn? Sie war fort. Nein, da ſtand ſie, in dem Mantel und Hut! — — Nein, das war Flora. Er lief wie närriſch auf die Statue zu, dann an ihr vorbei. Jetzt blickte ihm der Mond ins Geſicht; leibhaftig, nicht durchs Glas. Die Glasthür war offen. Ah! da war ſie hinaus!

Er ſtürzte in den Garten.

XV.

Unterdeſſen war das Klavierſpiel lauter geworden; neben Hänschens aufgeregtem Gebaren erklangen die ernſten, großen Melodien wunderbar in die Sommernacht. Clotilde trat aus ihrem Verſteck hervor; die Muſik ging ihr ſo weich durchs Herz. Was nun thun? Zu Ende ſchreiben? Es drängte ſie, es trieb ſie hin; — mitten im Zimmer blieb ſie doch wieder ſtehn. Wenn der Junge zurückkam? zu früh? Sie hörte ſeine Schritte im Garten; er lief tief hinein, wie es ſchien. Er verfolgte vielleicht eine falſche Spur. Wenn ſie ganz geſchwind — —

Das Klavierſpiel brach ab. Im nächſten Augenblick hörte ſie Julius' Stimme im Salon: „Hans! Willſt du denn die ganze Nacht am Klavier ſitzen? Biſt du rein von Sinnen?"

Es war zu ſpät! Er war da!

„Hans!" hörte ſie Julius noch einmal, lauter. „Wo ſteckſt du, Junge? Ich ſeh' nichts. Gieb Antwort! — Iſt denn in meinem Zimmer noch Licht?"

Mein Gott! dachte Clotilde erſchrocken; ſie hörte Schritte auf die Salonthür zu. Eh die ſich aufthat, wohin? Es war nur noch eine Sekunde Zeit. Sie ſtand faſt neben dem leeren Poſtament der Fortuna; ihre alte Geiſtesgegenwart verließ ſie nicht. Mit einem kleinen Sprung war ſie hinauf. Da ſtand ſie nun ebenſo wie die Flora, in braunem Mantel und Hut. Das wird er wohl nicht gleich bemerken, dachte ſie, daß wir wieder zwei ſind ... Und hat doch Hans eben die Flora für mich angeſehn ...

Julius trat ein. Er murmelte etwas vor ſich hin, verdrießlich, verſtört; er ſchien von der noch brennenden Lampe zu ſprechen und auf Hans zu ſchelten. An Flora und „Fortuna" vorbei, ohne ſie zu ſehn, ging er auf ſeinen Schreibtiſch zu; dann neigte er ſich, um die Lampe auszublaſen oder auszudrehn. „Was liegt denn da?" murmelte er zornig. „Hat er hier ſogar geſchrieben?" Er nahm Clotildens Blatt in die Hand.

Ein wunderbarer Wechſel, von trocknem Verdruß zu tiefſtem, nichtfaſſendem Staunen, ging über ſeine Züge. „Ich las einmal als Kind," fing er noch halb unbewußt an zu leſen; darauf hielt er inne. Er durchbohrte das Blatt mit den grauen Augen. Mit der leeren Hand fuhr er ſich langſam, ſtockend, zitternd über die Stirn hin und her. Das war Clotildens Hand. Wie kam das auf dieſen Tiſch? — —

Zuerſt noch mit den Lippen, dann lautlos, regungslos, in ſich hinein las er, was da ſtand:

„Ich las einmal als Kind ein Märchen von einem Kind. Deſſen Augen waren krank geworden, und ſie flohen vor der Sonne und wollten ihr Licht nicht mehr ſehn. Da ſchickte die Sonne ihr Kind, den Mond, das Licht von ihrem Licht; das ſah dem kranken Kind ins Fenſter, und der milde Glanz that ihm wohl, und es ward geſund. Und durch das liebliche Sonnenkind geneſen, kehrte es zur Sonne zurück und hatte ſie lieb wie zuvor. — Julius! Damals wußt' ich nicht recht, was das Märchen ſollte; ich behielt es wohl, aber ich verſtand es nicht. Jetzt iſt mir, als wär's für mich gemacht. Ich war jetzt dieſes kranke Kind. Und ich komm' wieder zu dir. Biſt du mir noch gut? Du warſt meine Sonne ſo viel Jahre lang; Wärme und Licht und Leben hatte ich von dir; und dazu dieſen holden Mond, unſer goldnes Kind" ...

Es war aus. Ohne Schluß. Julius ſah auf das Blatt, als müſſe noch mehr kommen; erſchüttert und überrätſelt und verwirrt zugleich. „Heiliger Gott!" brach es endlich aus ihm heraus, in die tiefe Stille. „Was ſoll dieſes Blatt? Wer hat das hierhergelegt?"

„Ich," flüſterte hinter ihm eine Stimme; wenigſtens klang es ſo.

Er horchte auf; ein leichter Schauder überlief ihn. Hatte er recht gehört, oder kam's aus ihm? Schon während er las, war ihm geweſen, als ſeufze

etwas hinter ihm, leiſe, geiſterhaft; wie wenn ſich's in der Flora rührte. — Mein Ohr phantaſiert, dachte er; ich hab' überreizte Sinne. Vielleicht iſt auch dieſes ganze Blatt ein Wahn, eine Phantaſie . . .

Er wandte aber doch noch langſam den Kopf. — Nein, hinter ihm ſtand kein Menſch. Nur die Statue da, die Flora . . .

Nur die Flora? Nein, noch ein Bild. Ein lebendiges — blickendes — ſchüchtern lächelndes. Vom Grauen befreit erkannte er's. „Clotilde!" rief er.

„Ja," ſagte ſie, noch befangen, zaghaft. „Verzeih. Du liebſt ſie ja nicht mehr, die ‚Verwandlungen' und Verkleidungen — und doch ſteh' ich ſo närriſch da." Sie öffnete den Mantel, zeigte das griechiſche Gewand darunter. „Das lebende Bild, ſiehſt du, kommt zu dir; aber als Pilgerin — als Büßerin —"

„Clotilde! Du!"

„Bitte, ſag noch nichts; laß mich noch was ſagen." Sie ſtieg vom Poſtament herunter, warf Hut und Mantel ab, auf die Erde, blieb aber dann ſo ſtehn. „Ach, wie viel wollt' ich dir noch ſchreiben; aber —"

„Du hier! Plötzlich! Mitten in der Nacht!"

Sie lächelte ſchmerzlich freundlich: „Bis Mitternacht, hatt'ſt du ja verlangt. Ich bin etwas zu ſpät gekommen; der Weg war ſo weit. Mit dem Kind, zu Fuß —"

„Du!" rief er wieder aus.

„Ja, ich. Bin ich nicht oft viel, viel weiter mit dir gegangen, nur um von einem Berg in die Welt

zu ſehn — und ſollt' nicht dieſen Lebensweg gehn, zu dir?" Ihre frei gewordene Stimme begann nun doch zu zittern: „Um dir zu ſagen, Julius: ich dank' dir für mein ‚goldenes Kind' — das mir geholfen hat, dieſen Weg zu finden — ja, und für all das Licht von deinem Licht, das du ihr gegeben haſt. Und — und in ihr lieb' ich dich!"

„Clotilde!"

„Könnt'ſt nur auch du mich in ihr noch lieben. Und Geduld mit mir haben, bis ich — Frieden finde; bis ich ihr ähnlicher werde — oder wie du willſt. — Glaub mir, Julius: dieſe letzte Jugend in mir, die noch ſo thöricht ſein kann, ſie hat wohl auch noch die Kraft, wieder anzufangen — noch einmal zu wachſen, im Guten, mein ich, im Frieden — mit ihr und mit dir!"

Julius ſah ſie in ſtiller Seligkeit an. Er hatte mehrmals lächelnd den Kopf geſchüttelt; es waren aber nur Verſuche, ſich von dem Uebermaß der unerwartetſten Empfindungen zu befreien. Als er nun auch Worte fand, war ſeine Stimme eine Weile noch faſt ohne Klang: „Wie beſchämſt du mich! Ja, ja. Ich, der ich an nichts mehr glaubte — weder an dich noch an mich — und nun geſchehn Wunder in uns beiden . . ."

Sie blickte ihn fragend an.

„Ja, ja, auch in mir! — Das Album da, mit deinen Bildern —"

Im Salon begann wieder gedämpftes Klavierſpiel, das ihn unterbrach; jetzt eine andere Melodie.

Es war Zerlinens Troſtgeſang zu Maſetto, im „Don Juan“:

Wenn du fein fromm biſt, will ich dir helfen;
Ich weiß ein Mittel, für alles gut.
Es ſchmeckt ſo lieblich, und hilft ſo plötzlich;
Du ſollſt dich wundern, wie wohl dir's thut!
Ach, das zerteilet,
Lindert und heilet ...

Sie horchten eine Weile, beide, auf den ſüßen Wohllaut. Julius hatte begriffen: „Das iſt unſer Kind!“

Clotilde nickte.

„Gott! Was für ein Kind! Dieſe Sechzehnjährige. Dir hilft ſie auf den Weg zu mir, wie du ſagſt — pilgert her mit dir — und mir legt ſie ſo von weitem, ohne Worte, ihre kleine Hand aufs Herz. Schickt mir das Buch da — ja, ſie — und öffnet mir die verdroſſenen Augen, die ſich ſchließen wollten ... Nein, nein, ſie ſind wieder offen, Clotilde. Ich ſchau' wieder hinter mich in mein Jugendglück — als du meine Freude warſt, als alles, alles noch gut war — wie es wieder werden ſoll, wenn mir dein Mund und deine Augen nicht fromme Lügen ſagen —“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Wenn du mir noch gut biſt!“

Sie gab ihm die Hand; mit feuchten Augen. „Frag dein Kind,“ ſagte ſie leiſe, mit dem Kopf nach der Salonthür deutend, in die eben Luiſe trat. „Frag ſie, ob ich dir noch gut bin. Sie weiß es!“

Julius nickte Luiſen zu, mit ſeiner Bewegung

kämpfend. „Komm, Kind, komm zu mir!“ — Sie ging, unterwegs erwiderte ſie ſein Nicken; wie ſie ſich's vorgenommen, hatte ſie ein nichtsverratendes, zartfühlend verſchloſſenes Geſicht. Er nahm ihre beiden Hände: „Mir iſt was Gutes geſchehn, Luiſe. Ich hab' meine zerſchlagene Fortuna wieder; eben ſtand ſie da auf dem Poſtament. Und ſie geht nun nicht mehr fort. — Und du —“

Er zog ſie in ſeine Arme; ihr Kopf ſank an ſeine Schulter, ſchwer von lauter Glück. „Und du hatteſt recht ... O, du hatteſt recht!“

„Worin?“ fragte ſie leiſe.

„Mir das Buch zu ſchicken, das Photographienbuch. Mir dadurch zu ſagen: es iſt voll, fang' ein neues an. Ja, ja, Kind, das wird geſchehn. Wir fangen ein neues an. Die braune Pilgerin als das erſte Bild!“

„Vater!“ rief Luiſe, umſchlang ihn nun auch und küßte ſeinen Mund, der ſo ſüß geſprochen hatte.

Er erwiderte den lieben Kuß; ihm war aber, als müßte die Mutter auf dieſe voreilige Umarmung eiferſüchtig werden. Vor Clotilde hintretend, ſah er ſie mit verjüngten, gefeuchteten Gattenaugen an. „Und du?“ ſagte er. „Mein Proteus?“

In dem einen Wort hörte ſie, daß alles gut war. „Julius!“ rief ſie nur und warf ſich ihm ans Herz.

Der Mörder

Der Vortrag war zu Ende. Ueber die Verwaltung der Staaten des Deutschen Reichs im Vergleich mit den anderen Kulturländern hatte der Geheime Regierungsrat Albert Ruland gesprochen; mit einem Erfolg, der vielleicht zur Hälfte seiner Persönlichkeit gehörte. Der sehr anziehende, scharfgezeichnete, fast regelmäßig schöne Kopf auf einer gedrungenen, kraftvollen Gestalt, die klare, ruhig eindringliche Stimme, die, vollkommen frei sprechend, jeden der wohlgebauten, oft langen Sätze mit selbstverständlicher Sicherheit zu Ende führte, diese harmonische Doppelwirkung auf Auge und Ohr hatte wohl manchen der Zuhörer, zumal der weiblichen, mehr gefesselt als der Inhalt des Vortrags, der nicht immer „unterhaltend" sein konnte. Dankbar hatte man aber jeden eingestreuten Scherz belacht und ebenso dankbar das so weit überwiegende Lob der deutschen Zustände hingenommen. Am Schluß ertönte kräftiger Beifall; Ruland verneigte sich mit männlicher Anmut. Er war vielleicht noch der jüngste Geheimrat in der großen Stadt; jedenfalls die angenehmste, wohl auch die bekannteste Erscheinung unter ihnen. Als der Saal sich leerte, traten viele Freunde und Bekannte heran, ihn mit

anerkennenden Worten zu begrüßen oder zu „beglückwünſchen", wie man in der parlamentariſchen Sprache ſagt. Ruland hatte für jeden ein kurzes, oft glückliches Dankeswort oder einen ſeiner herzlichen Blicke. Endlich ging er doch gern ſeiner Wege, er war hungrig und durſtig geworden. Den Mantel umgeworfen, denn es war noch Winter, wenn auch von erſten Frühlingslüften angeſchmeichelt, ſchritt er dem ſogenannten „Wintergarten" zu, dem gemütlichen Reſtaurant eines Hotels, wo er als Junggeſell oft ſein Nachtmahl ſuchte.

In einem der behaglichen, abgeteilten Winkel des Hauptſaals ſaßen ſchon drei ſeiner befreundeten Hageſtolze, in den vierziger Jahren wie er, bei einem guten Moſelwein, den auch er zu trinken pflegte. Sie hatten ſeinen Vortrag gehört, waren dann ſogleich hierher gewandert. Sie empfingen ihn mit Zurufen und Händedrücken, auch mit guten Worten; aber ſo ſchlicht und gemäßigt, wie der richtige Deutſche es gewohnt iſt. Uebrigens wußten ſie auch, daß Ruland, der „Harmoniſche", wie ſie ihn zuweilen nannten, übertriebenes oder wortreiches Lob nicht leiden konnte. Er liebte in allem, ſo auch im Urteil, im Geſpräch, in Zuſtimmung und Widerſpruch eine gewiſſe mittlere Temperatur, die er hier zu finden ſicher war, die denn auch bald wieder durch die heiter ernſte Unterhaltung wehte.

„Das hat mir in deinem Vortrag beſonders gefallen," ſagte der Rechtsanwalt Hammer nach einer Weile, „daß du uns ſo gar nichts vormachteſt von

der deutſchen Herrlichkeit: was für ein großes Volk ſind wir! Und daß man doch nach und nach ſah, ſo rein aus den Thatſachen: Donnerwetter, es geht uns aber doch nicht ſchlecht! Wir machen Dummheiten genug, da fehlt nichts; aber es iſt beſſer in einem deutſchen Land zu leben als in einem andern. Und auch *das* haſt du mir ſo klar gemacht: es ſind nicht die großen Köpfe, die Genies, die uns ſo anſtändig und geſchickt verwalten; es iſt die Menge der tüchtigen, braven, geſchulten, gewiſſenhaften Durchſchnittsmenſchen. Von denen haben wir mehr als die andern Völker!"

„Das *iſt* auch ſo," entgegnete Ruland. „Da heißt es wirklich: die *Menge* macht's. Und dieſelbe Menge macht es, daß wir in Handel und Wandel, in den Induſtrien den andern über den Kopf wachſen; und das wird noch immer *mehr* geſchehn, wir ſind erſt im Anfang. Wie wollen die andern dieſen unſern Vorſprung einholen? Hundertfünfzig Jahre lang haben wir dieſes Rieſenkapital an Bildung und Tüchtigkeit geſammelt, in aller Unſchuld und Beſcheidenheit; jetzt ſehen wir endlich, daß wir die Reichen ſind. Wer weiß, hundertfünfzig Jahre mag es nun auch dauern, daß wir davon zehren!"

„Dann müßten ja die Bäume in den Himmel wachſen," warf Engelbrecht hin, der Maler; ein friſcher Rotbart, der einzige, der in dieſer ſachlich gemäßigten Geſellſchaft zuweilen die Trompete der Leidenſchaft blies.

Ruland lächelte: „Sie wiſſen ja, daß dafür geſorgt iſt, daß das doch nie geſchieht."

„Eins hat mir in Ihrem Vortrag gefehlt," nahm nun der Professor Paulus das Wort, „daß Sie nicht mit allem Nachdruck betont haben, lieber Freund: der deutsche sittliche Idealismus, der kategorische Imperativ der Pflicht hat unser Volk, auch die breite Masse, so brav und tüchtig gemacht! Darüber ließen sich manche gute Worte sagen."

„Sagen Sie sie," erwiderte Geheimrat Ruland lächelnd; es ging dabei etwas wie eine Wolke oder wenigstens ein Schleier über sein Gesicht. „Ich bin so ungefähr Ihrer Meinung, gewiß; aber — die sittlichen Dinge sind so unendlich kompliziert; da trau' ich mich nicht gern hinein. Der kategorische Imperativ . . . Es giebt so viele Imperative. Der eine folgt diesem, der andere jenem. Und wer kennt sie alle?"

„Ja, wer kennt sie alle?" wiederholte Engelbrecht, der Maler, die Ellbogen auf dem Tisch. „Da geb' ich dem Geheimrat recht. Mir ist auch während Ihres Vortrags durch den Kopf gegangen: unsere Verwaltung ist besser, gut; aber wie steht's mit der Sittlichkeit? Das ist 'ne andere Frage. Wo haben wir das sittlichste Volk? Wo haben wir die meiste Tugend und die wenigsten Verbrechen?"

„Ueber die Verbrechen," bemerkte der Rechtsanwalt trocken, „giebt ja die Statistik Aufschluß."

Engelbrecht hob die Stimme: „Erlauben Sie, daß ich auf die Statistik pfeife! Von welchen Verbrechen spricht denn die? Von denen, die bekannt werden; von all den andern sagt sie nichts. Na, und diese andern, die mögen die gute Hälfte sein!"

„Engelbrecht übertreibt ſo hübſch," ſagte Profeſſor Paulus lächelnd.

„Höchſtens ein Prozent," erwiderte Hammer, der Rechtsanwalt, mit dieſem trocknen Ton, der den Maler aufbrachte.

„Höchſtens ein Prozent?" rief Engelbrecht. „Das iſt nun doch drollig! Wir reden von den Verbrechen, die unbekannt bleiben, von denen wir alſo gar nichts wiſſen; da ſagen Sie mit dem Ton der Unfehlbarkeit: höchſtens ein Prozent! — Ich glaube, da irren Sie koloſſal. Es kommt nur drauf an, wie viele Leute ſchweigen können; und das war es, das fiel mir während des Vortrags ein. Welches Volk kann am beſten ſchweigen? Wo kommen daher die wenigſten Verbrechen an den Tag? Und ſo ſehr ich für uns Germanen eingenommen bin: in dieſem Punkt, glaub' ich, käm' eine hölliſche Statiſtik heraus, wenn es eine vollſtändige gäbe; ſagen wir, bei den Erzengeln, Abteilung für Verbrechen auf dem Planeten Erde. Da möchten wir Germanen, alſo auch wir Deutſchen, mächtig in der Kreide ſein: denn ich glaube, wir verſchweigen ſehr viel mehr als die andern. Der Italiener, der Franzoſe muß reden. Da kommt doch wohl faſt alles einmal an den Tag. Der Germane, der Deutſche kann's Maul halten; ewig. Das bild' ich mir ein. Und ſo würd' wohl die Erzengel-Statiſtik ergeben: vor Gott ſind wir die ſchlimmſten!"

Profeſſor Paulus zuckte die Achſeln. „Möglich. — Da wär' aber noch die Frage: iſt das auch alles

ſittlich ſchlecht, was ſo ein Germane verſchweigt? Vor dem Geſetzbuch ſtrafbar, immerhin; aber wirklich ſchlecht? Der Germane hat gern ſeinen eigenen Kopf. Er kann vielleicht oft gut ſchweigen, weil er das gar nicht verdammt, was er gethan hat; nur die Welt verdammt es, er nicht. Er will ſich aber nicht richten laſſen; weder vom Geſetz noch von der Geſellſchaft. Er will ſein Leben unangefochten zu Ende leben. Ich hab' das gethan! ſagt er; laßt mich nur, das geht euch nichts an! — Dergleichen mag viel geſchehn. Das trau' ich den proteſtantiſchen Germanen ſchon zu; und gewiß den Deutſchen."

„Aber das mein' ich ja!" rief der Maler. „Solche Kerle mein' ich! Die dem Teufel ein Ohr abbeißen; die ihren eigenen Imperativ haben, wie vorhin der Geheimrat ſagte. Die auf das Geſetzbuch und die herkömmliche Anſicht pfeifen wie ich auf die Statiſtik. Wer alle deutſchen Schädel aufdecken könnte — der würde ſtaunen, glaub' ich! O je!"

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?" entgegnete der Rechtsanwalt. „Sie fingen mit dem ‚ſittlichſten Volk' an und den ‚wenigſten Verbrechen' und fürchteten, es käm' für uns Deutſche eine ‚hölliſche Statiſtik' heraus. Jetzt ſagen Sie wie der Profeſſor: die Deutſchen ſind ſo famoſe Kerle, ſie haben ihren eigenen Kopf und ihre eigene Sittlichkeit. Wie ſind ſie denn dann ‚vor Gott die ſchlimmſten'? Entſchuldigen Sie, das iſt doch nicht ſehr logiſch."

Engelbrecht, der Rotbart, bekam auch einen roten

Kopf, was ihm leicht geſchah. „Gut," ſagte er, „dann war's nicht ſehr logiſch. Zum Teufel mit der Logik! — Sie entſchuldigen, meine Herren. Ich wollt' nur auf die Statiſtik pfeifen! Ich wollt' dieſem Juriſten nur ſagen: was wir wiſſen, iſt wenig; die Menſchenwelt iſt ſo voll von Geheimniſſen wie das Feld von Unkraut. Darum werden wir auch mit dieſen Fragen nicht fertig; nie! Denn nicht bloß die Gräber ſchweigen, auch die Lebendigen! — Lieber Geheimrat, Sie ſagen nichts. Hab' ich recht oder nicht?"

Ruland lächelte über den Tiſch hinüber. „Ich aß noch; darum ſagt' ich nichts. — Gewiß, darin ſtimm' ich Ihnen und dem Paulus zu: es wird viel verſchwiegen, glaub' ich, weil viele ſich ſelber richten und ſich nicht verdammen. Ob wir überhaupt beſſer ſchweigen als die andern Völker, das iſt ſehr die Frage; aber aus dieſem Grund — als Proteſtanten gegen das Geſetz der andern — ja, das mag wohl ſein! — Aber, meine Herren, wir befinden uns da in ſtockfinſtrer Nacht. Vermutungen, weiter nichts! Das iſt für die Romanſchreiber; wir bei der Regierung, was fangen wir damit an? Das Aufdecken der Schädel iſt noch nicht erfunden. Das neue Gedankenerraten hat noch wenig gebracht. Und ſo muß ich mich denn für heut begnügen, mein Glas Wein auszutrinken, Ihnen gute Nacht zu ſagen und noch ſpazieren zu gehn."

Er ſtand auf, nachdem er ſein Glas geleert hatte. Er nickte den andern in ſeiner herzlichen Weiſe zu.

„Alſo auch heut noch herumſpazieren?“ ſagte Engelbrecht etwas enttäuſcht. „In die Nacht hinein?“

„Gerade heut,“ erwiderte Ruland. „Nach ſo einem aufregenden Abend —“

„Aufregend?“ fiel ihm der Maler ins Wort. „Sie meinen Ihren Vortrag?“

„Nun ja.“

„Aber beſter Geheimrat, Sie ſtanden ja wie Marmor da. Sie ſind ja der ruhigſte Menſch.“

Ruland lächelte wieder: „Das kann doch täuſchen. Ich hab's in mir.“

„Sie, der ſogenannte Harmoniſche? Sie wären aufgeregt? um ſo 'nen Vortrag? wo Ihnen jeder Gedanke, jedes Wort zu Gebote ſteht, daß unſereins Sie mit Schauder beneidet?“

„Ach, ich thu' nur ſo. Ich hab' den halben Tag angſt, wie's werden wird. Ich nehm' mich zuſammen; damit mach' ich's.“

„Man kennt keinen Menſchen!“ rief Engelbrecht aus. „Das heißt, wenn Sie die Wahrheit ſagen!“

Ruland nickte, mit einem ſtillen, verſchleierten Blick: „Die ganz reine Wahrheit. So, wie Sie auch eben die Wahrheit ſagten: man kennt keinen Menſchen. — Alſo gute Nacht, ihr Herren.“

„Wohin geht's denn noch?“ fragte Profeſſor Paulus.

„Weiß ich nicht,“ antwortete Ruland. „Muß mich bewegen, das iſt die Hauptſach'.“

„Ja, das ſagt mein Arzt mir auch; ich thu's aber nicht. — Und nun gar im Dunkeln! Im Winter!“

„Professor, das kennen Sie nicht. Die Nacht ist interessant. Auch die Winternacht. Jetzt zieht ein feuchter Tauwind herein; das ist ein besonders interessantes Durcheinander in den Wolken, im Wasser, im letzten Schnee. Da marschier' ich oft stundenlang —"

„Am Fluß?" fragte Engelbrecht.

„Am Fluß und überall. — Gute Nacht!"

Ruland nahm Hut und Mantel und ging.

* * *

„Ob er wirklich wohl noch lange marschiert?" sagte der Maler nach einer kurzen Stille, die Stimme dämpfend.

„Wahrscheinlich," antwortete Hammer. „Das ist ja der größte Spaziergänger, den ich kenne. Und ich kenn' ihn lange. Im Sommer hat man ihn zuweilen noch früh morgens gesehn, am Wasser oder sonstwo. Auch am Stadtpark, wo die Nachtigallen am schönsten singen. Da steht er dann wohl, bis der Morgen dämmert."

„Immer allein?" fragte Engelbrecht, indem er ein Auge zudrückte.

„Ja, man sieht ihn nur allein. — Warum fragen Sie?"

„Nu, ich dachte nur. — Er könnte ja auch jetzt, statt das Tauwetter zu studieren, zu irgend einem Schätzchen gehn. — Neulich behauptete einer, ich weiß nicht wer, Ruland hab' so was."

„Möglich," murmelte der Professor. „Ich weiß

nur, daß ich nichts weiß; und die andern auch nicht. — Aber warum ſollt' er nicht ſo ein kleines Geheimnis haben? Es wär' ja kein Wunder."

„Ging' uns dann eigentlich auch nichts an," ſetzte Hammer hinzu, der ſelber ſo ein kleines Geheimnis hatte. Wohl um abzulenken, fuhr er fort: „Da wir übrigens von den verſchwiegenen und unaufgeklärten Verbrechen ſprachen — wiſſen Sie, daß in Rulands Familie auch ſo ein Fall exiſtiert? der ihn lange beſchäftigt und ihm viel Herzenskummer gemacht hat?"

Engelbrecht ſchüttelte den Kopf. „Ich hab' nie davon gehört."

„Ach, die Geſchichte iſt auch lange her! Seine Schweſter, ſeine einzige, jetzt mit dem Geheimrat Paulſen verheiratet, hatte ſchon einmal einen andern Mann; den liebte ſie leidenſchaftlich, dann gab es große Mißhelligkeiten; — na, das gehört eigentlich nicht hierher. Eines ſchönen Tages, in der Sommerfriſche, in Kiſſingen, glaub' ich, zur Kur — die Frau war nicht mit — wird dieſer ihr Mann ermordet gefunden; in ſeinem Zimmer; ein Stich ins Herz, mit Dolch oder Meſſer. Wer hat's gethan? Keine Ahnung. Man hatte wohl im Haus einen Strolch geſehn, der verdächtig ausſah; wenigſtens ſagten ein paar Leute nachträglich, er ſei ihnen ſo vorgekommen. Er war dann aber ſpurlos fort. Alle Nachforſchungen nutzlos. Als die arme Frau das hört, wird ſie wie wahnſinnig; klagt ſich an, daß ſie in Unfrieden von ihm gegangen ſei, daß ihr die Erinnerung vergiftet ſei, ihr Leben zerſtört, daß ſie ihn nicht genug geliebt

habe — kurz, was man so klagt. Es zeigte sich nun erst recht, wie lieb sie ihn hatte. Sie sollte schon ins Irrenhaus! Da erholte sie sich. Ruland nahm sie zu sich. Bei ihm lernte sie dann den Paulsen kennen; nach und nach fanden sie sich zusammen. Mit dem lebt sie nun zufrieden und glücklich."

„Und wie der erste Mann gestorben ist, hat man nie erfahren?" fragte der Professor.

Die Phantasie des Malers erwachte. „Vielleicht war's ein Racheakt?"

„Nein, es war jedenfalls ein Raubmord," erwiderte Hammer.

„Warum glauben Sie das?"

„All sein Geld war weg. Seine ausgeleerte Brieftasche lag neben ihm am Boden; die hatte der Mörder offenbar weggeworfen, weil sie ihn verraten konnte. Das Portemonnaie war verschwunden. Man sagte damals, ich erinnere mich, daß er Tausende bei sich hatte."

„Wie lange ist die Geschichte her?" fragte Paulus.

„Wie lange? — Zehn Jahre vielleicht. Oder zwölf. — Ja," setzte Hammer hinzu, „einer von diesen Fällen, wo ein Stein ins Wasser geworfen wird und nicht wiederkommt. Der Herr Mörder wird wohl unbekannt bleiben. Uebrigens, was nützt Ihnen das, Engelbrecht? Für Ihre Theorie, mein' ich. Den Mörder, den weiß man nicht; aber der Mord kommt doch in die Statistik, auf die Sie pfeifen."

„Na ja, dieser!" entgegnete Engelbrecht. „Ich sprach von den vielen andern, die man nie erfährt.

Und außer Mordthaten giebt's doch noch unzählige andere Verbrechen. Wie viele kann ich zum Beiſpiel begangen haben, ohne daß Sie's wiſſen? Gucken Sie mich mal ordentlich an, Herr Juriſt. Vertiefen Sie ſich in meine Fratze. Können Sie da ſehn, was ich alles auf der Seele habe?"

Paulus und Hammer lachten. Das rötliche, gutmütige Geſicht des Malers bemühte ſich vergeblich, ein ſchauerlicher Abgrund voll entſetzlicher Geheimniſſe zu werden. Sie kannten ihn auch zu gut: ſie trauten ihm weder wilde Thaten zu, noch daß er ſie hätte verſchweigen können.

„Proſt!" rief Hammer nur über den Tiſch hinüber. Sie tranken auf die Geſundheit dieſes „modernen Catilina". Dann plauderten ſie weiter.

* * *

Ruland ging durch die Straßen, dem Fluß zu, der einen Teil der großen Stadt durchzieht; er begann wie gewöhnlich mit großen Schritten, die er, da die Luft ſchwül war, nach und nach mäßigte. Der Südwind hatte jetzt entſchieden geſiegt; der letzte Schnee taute von den Dächern, in der oft ſtillen Nacht hörte man zuweilen die Tropfen fallen. Am ſchwärzlichen Himmel blitzte nur hier und da ein Stern; die ſchräg liegende Mondſichel, von Wolkenſtreifen umwandert, ſah zuweilen wie ein Kahn aus, der ſich hochaufgerichtet durch die Wellen kämpfte. Das Sternbild des Orion, das einen ſo großen Himmelsraum bedeckt, ward von den Wolken beſtändig

in Stücke geriſſen: bald waren nur oben die Schultern, unten die Füße zu ſehn, bald verſchwanden die Schultern, dafür ſchimmerten die drei Sterne des Gürtels auf und auch die des Schwertes, die kleineren, blaſſeren, leuchteten ein wenig. Ruland, der dieſes Sternbild beſonders liebte, ſtand eine Weile ſtill, um dem Verſteckensſpiel zuzuſchauen. Ihr ahnungsloſen Leute! dachte er dann plötzlich; ſeine Gedanken waren wieder im „Wintergarten". So lebt man nebeneinander hin; ſo disputiert und diskurriert man beim Moſelwein über die „Geheimniſſe", als hätten nur die andern welche. Es iſt viel Humor dabei! Heut wollt' er mir nur einmal vergehn, Gott weiß wie; eine Sekunde lang ward mir ganz verrückt zu Mut. Einen Augenblick hatt' ich Luſt, den drei guten Leuten ins Geſicht zu rufen: Entſchuldigen Sie, ich hab' einmal gemordet. Ich bin auch ſo einer! Ja, ja, ja, ich gehör' zu denen, die gut ſchweigen können; die man daher „harmoniſch" nennt, die die allgemeine Achtung genießen, die ihren ruhigen, graden Gang durch das Leben gehn. Jawohl, jawohl, Herr Profeſſor Paulus, ſie wollen ſich nicht richten laſſen, weder vom Geſetz noch von der Geſellſchaft; ſolche Menſchen giebt es. Proteſtierende Germanen; jawohl. Sie wollen ihr Leben unangefochten zu Ende leben. Und das werden ſie! Und an ihrem Sarg oder ihrem Grab wird man ſprechen: da liegt wieder einer, der uns wie ein Vorbild — —

Nein, nun ſchüttelte er ſich: an Sarg und Grab mochte er nicht denken. Er ging mit größeren Schritten

weiter. Nein, ſich ruhig des Lebens freuen, dem noch alles blühte; ſeine Manneskraft, ſeine geſtählte Geſundheit, ſeine zweite Jugend fühlen; und die ſtille, gelaſſene Vernunft in ihm, die ihm das alles behütete. Nur der Vernunftloſe verliert ſich ſelbſt! Der Weiſe, der Charakterſtarke hat ſich in der Hand und hält ſich mit eiſernen Fingern feſt. Was er gethan hat, wen geht's was an? Er hat's aus ſeiner Natur gethan, aus dem Willen ſeines Ich; nun, und dieſer Wille iſt noch immer da. Der würd's jetzt nicht thun, weil er durch das Leben anders geworden iſt; aber was der junge Ruland gethan hat, das vertritt der ältere, das deckt er mit ſeinem Mantel zu. Es giebt nur einen Albert Ruland vom erſten bis zum letzten Tag. Und wenn er einſt ſtill daliegen wird, weil er nicht mehr atmen kann, er wird nicht ſtummer ſein, als er ſonſt geweſen!

Eine Kirchenuhr ſchlug in der Nähe; Ruland hielt wieder an: die Zeit war gekommen, zu Sabine zu gehn. Er kehrte um, wie gewöhnlich; denn nach ſeinem unverbrüchlichen Geſetz hatte er ſich weiter von der Gegend entfernt, in der ſein lebendiges, ſüßes Geheimnis wohnte. Das war in die äußerſte Vorſtadt im Norden gebracht, wo keiner ſeiner Bekannten wohnte, in die er auch ſelber nie bei Tage kam: ſeine Wanderungen gingen immer andere Wege. So blieb Sabine weltunbekannt; wen ging's auch was an? Er ſchritt in einer dritten Richtung bis zu einem nahen Platz, wo Droſchken hielten; dort ſprang er in die erſte beſte und fuhr jener Vorſtadt zu. Unter-

wegs erfüllte ſich ſeine Bruſt mit Sehnſucht nach Sabine; eine ſelige Ungeduld packte ihn. Er holte ſein Fläſchchen mit Kölniſchem Waſſer hervor, das er immer bei ſich trug, wenn er zu ihr wollte; er beſprengte ſeinen Rock, ſein Haar, ſein Geſicht; ſie liebte das. Mit dem Taſchenkamm „ordnete“ er ſein ſchlichtes Haar, das die feuchte Luft gar ſo ſchlaff gemacht hatte. Er ſummte ein paar verliebte Lieder vor ſich hin. Endlich hielt das Schneckenhaus, in dem er fuhr, auf einem toten Platz da draußen an. Weiter fuhr er nie; es war immer einer der Plätze in Sabines Nähe, auf dem er aus der Droſchke ſtieg. Er zahlte, ging wie in ernſten Gedanken langſam über den Platz, zu einem Eckhaus und bis an deſſen Thür. Erſt als er hier eine Weile im Thürſchatten verſchwunden war, trat er wieder hervor und ging um die Ecke, der erſehnten Straße zu.

Es war eine erſt halb bebaute Straße; das Haus, in dem Sabine wohnte, ſtand noch allein. Ruland, der alle Schlüſſel hatte, ſchloß geräuſchlos die Hausthür auf, ging über den Flur zum Hof und öffnete dort das „Gartenhaus“, wie das Hintergebäude genannt wurde. Nur im erſten Stock, hinter ſchweren Vorhängen, ſah er tiefgedämpftes Licht, er wußte wo; ſonſt war alles dunkel. Mit einem dicken Wachskerzchen aus ſeiner Taſche leuchtete er ſich die Treppe hinauf und bis an die braune Thür, die er ſo gut kannte. Auch hier öffnete ihm ſein eigener Schlüſſel. Er ließ Mantel und Hut auf dem kleinen Vorplatz, löſchte ſeine Kerze, und ohne zu klopfen, da-

mit er ſich ganz zu Hauſe fühlte, trat er ins Speiſezimmer.

Sabine war nicht drin; nebenan, in ihrem Schlafzimmer, hörte er's leiſe kniſtern und rauſchen. Ihr feines Ohr hatte ihn gewiß gehört; ſie wird kommen! dachte er, und angenehm jugendlich unruhig ſchlug ihm das Herz. In dieſem Raum ward ihm gleich ſo wohl; hier hatte, als er die Wohnung einrichten ließ, ſeine Phantaſie gewaltet, nach maleriſchen, winkelwarmen Vorbildern, die er bei Engelbrecht und andern befreundeten Künſtlern geſehn. Nirgends war ein kalter Fleck. Eine ſtilvoll altertümliche Hängelampe brannte; ihr mildes Licht fiel auch auf die farbig belebte Tiſchtuchdecke, auf der eine kleine, kryſtallene Bowle mit venetianiſchen Gläſern ſtand. Sabine trank ſo gern Bowlen jeder Art; ihr zuliebe that er's nun auch. Für ihn hatte ſie geſorgt wie immer: ſeine Cigaretten (ſie rauchte nicht) lagen auf einer ſchöngeformten, ſilbernen Schale; Feuerzeug und Aſchenſchale ſtanden daneben. Orangen und Mandarinen, ſeine Lieblingsfrüchte, leuchteten am Fuß der Bowle aus einer Schüſſel, die dem Hildesheimer Silberſchatz nachgebildet war. Die altgeſchnitzten Seſſel ſtanden bereit, warteten auf ihn und ſie; komm nur! dachte er. Mein geheimes Glück! Doppeltes Glück, weil ſo ganz geheim! Er glaubte ſie in ſeinen Armen zu fühlen, in all ihrer Ueppigkeit; nicht mehr erſte Jugend — nicht mehr unberührt — nur zur Geliebten, nicht zum Weib geſchaffen — aber warum auch zum Weib? Er brauchte keins. Liebe, Geheim-

nis, Freiheit! Das war vielleicht das höchſte Glück. Und wenn auch nicht ſorgenlos, dachte er — heute etwas Eiferſucht auf die andern, die vor mir mit ihr glücklich waren, morgen plötzliche Furcht: ſie bleibt mir nicht treu — weſſen Glück iſt denn ſorgenlos? Dieſe Furcht iſt Qual, doch ſie thut auch gut: ſie erhält mich jung, lebendig, feurig, ſie prickelt mein Blut. Komm nur! komm nur! — Wo bleibt ſie. Sabine!

Er hob die Arme nach ihr; als wär' er ſchon in Gefahr, daß ſie ihm entflattere. „Sabine!" ſagte er laut und ging gegen ihre Thür.

In dieſem Augenblick kam ſie aber, die noch jugendlich raſche, ſchwebende Geſtalt, in einen dunkelroten, ſammetenen Schlafrock gehüllt. Das Geſicht von Liebe und Freude ſtrahlend, lief ſie ihm entgegen, in ſeine Arme. Sie warf ſich ſo hinein, daß es ihn ſchüttelte. „Alberto mio!" rief ſie ihn zwiſchen zwei Küſſen an. „Held des Abends! — Berühmter Mann! — Geliebter!" Die Worte drängten ſich alle zwiſchen Küſſen durch.

Er hörte den hellen Klang ſo gern, und doch mochte er die warmen Lippen nicht freigeben. So ſtanden ſie lange in ſprechender, küſſender, lächelnder Umarmung.

Endlich ſaßen ſie am Tiſch, Stuhl an Stuhl gerückt; ſie hatte ihm und ſich eingeſchenkt und ihm zugetrunken; ſie hielt nun ſeine rechte Hand, ſtreichelte ſie und ſah ihn an. „Es war mir ſo wunderbar," ſagte ſie, „in dem Saal zu ſitzen und dich da reden

zu hören, anderthalb Stunden lang; und der Saal ſo voll, ſo würdige Herren, ſo feine Damen, und alle da, um dich zu hören — meinen Albert. Meinen! Drei-, viermal riß es mich, aufzuſtehen, auf meinen Stuhl zu ſteigen: meine Herrſchaften, ich gehör' dazu! Sabine Weiß, in der Mühlenſtraße. Ich dank' Ihnen, daß Sie gekommen ſind. Ich bin ſeine Sabine! Aber — da du ſo oft von Charakterſtärke ſprichſt — ich hab' mich wunderbar beherrſcht, was? hab' ganz ſtill geſeſſen. Wir hatten uns ſeitwärts in die Mitte geſetzt, meine Freundin und ich; das hatt' ich ſo gemacht, damit ich das Publikum recht betrachten könnte. O, ſie hörten auch recht andächtig zu. Sogar die Damen. Sie thaten wenigſtens ſo. Wenn aber eine *nicht* ſo that, wenn ſie frech herumguckte oder nach rechts und links flüſterte, du, da wurd' ich wütend!"

Ruland lächelte, ſehr verliebt. „Aber du hörteſt dann ja *auch* nicht zu," ſagte er.

„Nein, da haſt du recht. Ich auch nicht!" Sie lachte.

Er hatte ihr üppiges, etwas durch die Naſe klingendes Lachen ſo gern; auch das ging ihm auf die Sinne, wie alles an ihr. Es ſtimmte zu den ſchwarzen, aufflackernden Augen, dem mutwilligen, weichlich ſtumpfen Näschen, den gefüllten Lippen. Ebenſo üppig leuchteten ihn die Arme aus den weiten Aermeln des Schlafrocks an; dieſe vollen, lockenden Arme, aber nicht überweich gepolſtert wie bei Rubensſchen Frauen, ſondern feingedrechſelt, wie ſich verjüngende Säulchen aus einem ſo zart gelblichen Marmor, wie es keinen

giebt, und vom wunderbarſten Grün und Blau geheimer Adern durchwirkt. Und am ſchlanken Ende der Säulchen dieſe vollaufgeblühten, langfingerigen, an den Nägeln roſa ſchimmernden Hände, die ſo ſtreicheln und liebkoſen konnten wie nichts auf der Welt ...

Eine dieſer Hände ſtreichelte ihn; er hielt inwendig lachend ſtill. „Es waren aber anderthalb Stunden," ſagte er nach einer Weile. „Sabine Weiß, die ‚dazu gehört', hat doch wohl nicht immer herumgeguckt."

Sie lachte wieder; dann machte ſie einen ernſthaften Mund. „Nein, nein! Kannſt dir's denken!"

„Sie hat doch wohl auch zuweilen gehört, was ihr Albert ſagte."

„O, natürlich! Oft! — Es war ja auch ſo ſchön. Dein Sprechen. Die Gedanken. Und wie das alles ſo herauskam aus deinem Kopf, als wär' da die Schleuſe aufgezogen, und es müßte kommen. Was ſo ein Mann alles weiß! — Mir ſchauderte. Einmal ſagt' ich ſo laut, daß meine Freundin es hörte: O Gott!"

Ruland lächelte. — Sie iſt ja nicht meine Frau, dachte er, ein Mißgefühl über dies Gezwitſcher verſcheuchend.

„Es gefiel dir alſo?" fragte er mit unwillkürlichem Zögern.

„O gewiß! Natürlich! — Es ſchien ja auch den andern ſo gut zu gefallen. — Es muß wohl auch ſo ſein."

„Wieſo?" fragte er. „Was muß ſein?"

„Na — das — Solide, weißt du. Das Gemeſſene. Wie wenn der Herr Lehrer ſpricht. — Mußt mich nur nicht auslachen . . ."

„Wie werd' ich! — Alſo was?"

„Ich kriegt' manchmal eine Wut auf dich; — du weißt ſchon, wie ich's meine. Es war alles ſo geſetzt, ſo gediegen, ſo — ſo windſtill. Zum Teufel! dacht' ich zwei-, dreimal, wenn er nur mal loslegte! Feuer! Leben! Gewitterdonner! Weg mit der Abgeklärtheit, mit der Harmonie! Was Gewaltiges!"

Rulands Lächeln kam wieder, aber gezwungen, wie wenn die Heiterkeit in die Mundwinkel kriecht. „Da mußt du in Volksverſammlungen gehn, mein Herz," gab er langſam zur Antwort. „Da wird losgelegt. Da wird gedonnert. — Mich hätten ſie ausgelacht."

„Ach, ſo meint' ich's nicht. — Ich red' wohl dumm. — Ich weiß aber, was ich will. — Trink aus! Biſt ja doch mein — — Ich krieg's nur manchmal ſo. Dann möcht' ich — —"

Sie ſprach's nicht zu Ende. „Auf deinen ſchönen Abend!" ſtieß ſie heraus und ließ ihr Glas gegen ſeines klingen. Darauf ſchenkte ſie wieder ein; der ſchöne Arm verſchwand im Aermel. „Rauchſt du nicht?" fragte ſie.

Er nahm ſtumm eine Cigarette. Sie ſah es. Dann ging ihr Blick in die Luft. Die flackernden Augen wurden ſtill, fingen an zu träumen.

„An wen denkſt du jetzt?" fragte er nach dem erſten Zug aus der Cigarette.

„An wen? — Warum glaubſt du, daß ich an einen Menſchen dachte?"

„Ich ſah dir's an."

„Was du alles ſiehſt. — Na ja, ſo war's auch. Ich dachte an — ihn. An den."

Ruland zuckte. — „An Enrico?"

„Nu ja."

„Da iſt wieder die dumme Eiferſucht! dachte er und ſuchte ſich zu faſſen. Am wenigſten mochte er von dieſem Enrico hören, der die junge Sabine an ſich geriſſen, aus der Welt der bürgerlichen Moral herausgeriſſen, auf die Bahn gebracht hatte, auf der nun ihr Leben verlief. Er haßte ihn dafür. — Wie dumm! dachte er. Sieh's doch kaltblütig weltklug an: ihm verdankſt du, daß du ſie nun haſt, daß ſie dir gehört!

Ihm war aber, wie wenn ſie dieſen Erſten — der Erſte! ein abſcheuliches Wort! — bewußt oder unbewußt noch ein wenig liebte, übers Grab hinaus.

So ruhig wie möglich, als „Marmor", trank er ſein Glas leer und fragte dann: „Warum dachteſt du denn grad an ihn?"

Sie ſchenkte ihm wieder ein, mit vieler Anmut. „Ach," ſagte ſie, „lach' mich nicht aus; oder werd' nicht böſe; mir iſt heut ſo. Der hatte ſo viel Feuer, der Enrico; ſo viel Verrücktheit, Temperament; der war ſo gar nicht — korrekt."

„Und ich bin korrekt," murmelte Ruland.

„Nu ja! Das weißt du doch. Harmoniſch und korrekt! — Das macht dich auch ſo zum Gentleman. Als ich dich zuerſt ſah, da dacht' ich: das iſt ſicher ein Ariſtokrat! Und dann ſtaunt' ich ſehr, als ich hörte: einfach Albert Ruland, ein Bürgerlicher. Ich hatt' auch gedacht: Diplomat! Ein ſchöner Diplomat, zum Verlieben! — Na, die Verliebtheit, das kam ja auch. — O ja, ein Diplomat könnt'ſt du ſein! Was ſeid ihr für Gegenſätze — du und er."

„Immer noch Enrico?"

„Wirſt du eiferſüchtig?"

„O nein!"

Sie ſchüttelte mit drolligem Unmut den Kopf. „Das auch nicht! — Abgeklärter Mann. Eiferſucht ſtört die Harmonie! — Enrico war furchtbar eiferſüchtig. Und ganz ohne Grund! Hätt' er nur ein klein wenig Grund gehabt, er hätt' mich erdroſſelt; ganz ſicher. — Oder ich ihn!"

„Oder du ihn?" — Ruland wollte nichts von Enrico hören; aber dieſe Frage trat ihm doch auf die Lippen, die drei Worte hatten ihn überraſcht.

„O ja," antwortete ſie, den Kopf ſo lebhaft nach vorn ſchüttelnd, daß all ihre kleinen ſchwarzen Stirnlocken zitterten. „Glaubſt du nicht? Trauſt du mir das nicht zu? Da könnt' ich dir was erzählen ... Das iſt aber nichts für dich. Du korrekter Mann, Diplomat!"

Ruland ergriff ſie am Arm; er drückte den Goldreif, den ſie da trug, ſo jäh und kräftig, daß ſie vor Schmerz einen kleinen Schrei ausſtieß. „Sag mir

dieſe Worte nicht mehr, ich kann's nicht mehr hören. Korrekt, Diplomat ... Du Kind du, du kennſt mich nicht. Du ahnſt nicht. Ich könnt' dir *auch* —"

Er brach ab. Mit ſeinem gewohnten, ruhigen Lächeln nahm er ſein Glas und that, wie zur Beruhigung, einen langſam ſchlürfenden Zug.

„*Was* könnt'ſt du auch?" fragte Sabine, eine Hand auf dem gedrückten Arm.

„Nichts!" warf er lächelnd hin.

„Und dabei hat er mir weh gethan und entſchuldigt ſich nicht einmal! — Sieh die rote Stelle da. — Nein, wie kalt er hinſchaut, mit dieſem gleichgültigen Mörderblick. — Und mit was für 'nem plötzlichen Tigergriff hatt'ſt du mich angepackt! — Aber das *war* doch noch was. Gefällt mir eigentlich. Ich wollt', du könnt'ſt einmal ſo wild werden wie —"

Sie hielt inne: ſie wußte, daß er nicht gern von Eurico hörte. „Sag mal," fing ſie dann wieder an. „Glaubſt du, daß du ſo recht furchtbar wild werden könnteſt? Oder biſt du's je geweſen? — Ich hätt' dich dann *noch mal* ſo lieb."

Es gab ihm wieder einen Schlag; er zuckte einen Augenblick. — „Bring mich nur nicht dahin, daß ich's *werde*," ſagte er dann lächelnd.

„Ach, weißt du, *das* iſt leicht geſagt! — Du fingſt aber vorhin an: ‚ich könnt' dir auch — —' Sag! Was könnt'ſt du auch?"

„Neugierig, ſagt man, iſt das Weib! Erzähl *du* mir lieber; du hatt'ſt angefangen. Du könnt'ſt mir was erzählen, ſagteſt du; es ſei aber nichts für mich.

Alles iſt für mich. Ich will auf der Welt alles wiſſen; und von dir ſchon gar. Alſo nur zu! Heraus damit!"

Er ſah ſie mit den großen, ſchönen, tiefgrauen Augen an; ſie lächelten verliebt und brannten vor Eiferſucht.

Sabine legte den Kopf zurück: „Neugierig, ſagt man, iſt der Mann! — Du willſt alles wiſſen, ſagſt du. Na, und wenn ich dir nun erzähle, daß ich beinah einen Mord begangen hätte — kannſt mich dann noch lieben?"

„Ich? Dann erſt recht!" fuhr es aus ihm heraus.

In der Ueberraſchung hatte er ſich vorgebeugt; ſein Mund hatte ſich geöffnet, ſeine Augen ſtarrten. Aber mit blitzſchneller Kraft überwand er das; die Stellung behaltend, auch die Lippen offen laſſend und die Augen groß, gab er dem allen den Ausdruck angeſpannter, harmloſer Neugier, die dann über ſich ſelber zu lächeln und zu ſpotten anfing. Er war aber blaß geworden; das fühlte er mit Verdruß und Schreck. Mit einer neuen Anſtrengung trieb er ſich das Blut ins Geſicht; nun ward er übertrieben rot.

„Was haſt du?" fragte Sabine, die ſich wunderte; ſo raſche Wechſel kannte ſie nicht an ihm.

„Ich? Was ſollt' ich haben?"

„Ja, das weiß ich auch nicht. — Aber warum ſagteſt du: dann erſt recht!?"

„Weil ich — — Ach du Kind. Weil dein Temperament mich freut; das weißt du. Alſo du hätt'ſt beinah einen Mord begangen. Und das hör' ich heut

erſt! — Das vollendet ja erſt deine farbenreiche Biographie. Alſo heraus damit!"

Sie ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Ach nein, nicht ſo heiter. Es war eine furchtbar ernſte Sache; was denkſt du. Iſt nun bald zehn Jahre her; damals war ich ein junges Ding, ſo ein Feuerbrand, ſo wild — wie du unwild biſt. Und dieſer Enrico, mein böſer Dämon, hatte mich noch wilder gemacht; und ich — — Nein, ich kann's nicht ſagen!"

Sie zog ſich in die Tiefe ihres Seſſels zurück.

In ihm verlangte alles, zu hören. Er ſtreckte die Arme gegen ſie aus: „Komm auf meinen Schoß. Dann ſagſt du's."

„Nein, nein, nein, nicht auf deinen Schoß! Lieber will ich's hier ſagen, mit zugemachten Augen; rühr' mich aber nicht dabei an. Ich war einmal mit Enrico allein; und war bös auf ihn. Nein, bös iſt nicht das Wort; ich hatte ſo viel inneren Schmerz und Wut und Haß, weil er mir das angethan, mein junges Leben zerſtört hatte; denn ſo ſah ich's an. Und er reizte mich noch. Er wollte wohl zeigen: ich bin dein Herr, ich hab' dich in meiner Gewalt! Und da ich ihm dann böſe Worte gab, ſo ſagte er mir ein häßliches, gräßliches; das gab mir einen Todesſchlag. Da dacht' ich mir — das weiß ich noch —: er ſoll nicht mehr leben! er muß aus der Welt! Und plötzlich ſprang ich auf ihn zu — er ſaß in einer Sofaecke — und packte ihn am Hals und würgte ihn. O Gott, nein, nicht lächeln; es war Todesernſt! Er ſchrie auf, ſo mit halberſtickter Stimme; das war

mir aber gleich; ich war ſo verrückt, daß ich betete: Gott, ſteh mir bei, laß es mir gelingen! — O, ich hatt' auch Kraft. Damals mehr als jetzt; bin ſo träg geworden, ſo rundlich. Er war aber doch ſtärker; wenn auch fein und ſchlank. Plötzlich mit einem Ruck war er frei; hatte meine Arme gepackt — und wir rangen noch eine Weile — und ich ſchlug auf die Erde hin. Jeſus Maria! ſchrie er dann auf; er war ein Katholiſcher. Dann — weiß ich eine Weile nichts. War wohl nicht bei Sinnen. Was ich wieder weiß: er hatte mich aufgehoben, aufs Sofa, und kniete vor mir und ſagte allerlei: ‚Ich hab' ſchuld! — Verzeih mir! — Das abſcheuliche Wort. Ich nehm's zurück! — O du böſes Mädel; du wildes. — Aber verzeih mir! Verzeih mir!' — — Ach ja — und ſo kam's dann auch. Wir wurden uns noch wieder gut; noch einmal. Aber nicht auf lange. Es war doch zerbrochen!"

* * *

„Wie ſchauſt du mich an?" fragte Sabine, als ſie ihm nun in die Augen ſah. Sie glühten ſo in dem wieder blaſſen Geſicht. „Sag! wie ſteht es nun? Kannſt du mich noch lieben?"

„O, ich —! ich —!"

Er faßte ſie und riß ſie auf ſeinen Schoß; ſie ſtaunte über ſeine Kraft. Dann hielt er ihren Kopf mit beiden Händen, blickte ihr tief in die ſchwarzen Augen und hin und her über das Geſicht, als wollte er da die „Wilde" von damals ſehn. Nachdem er etwas gemurmelt hatte, das ſie nicht verſtand — es

kam ſo zerquetſcht über die Lippen —, bedeckte er ihre Wangen, ihr Haar mit Küſſen, endlich ihren Mund. Jeſus! Was iſt das? dachte ſie tief verwundert. So hatte er ſie noch nie geküßt.

„Was iſt dir geſchehn?“ fragte ſie, als er ſie wieder frei atmen ließ; ſie lag aber noch in ſeinen Armen. „Ich kenn' dich nicht.“

Wieder lächelnd gab er zur Antwort: „Was hab' ich dir geſagt? Du kennſt mich nicht.“

„Beinah ſieht's ſo aus! — Aber, bitte, nicht ſo lächeln; dann wirſt du wieder der Harmoniſche, der — — Eben warſt du anders! O! — Das gefiel mir; weißt du? Hatt'ſt was in den Augen, daß man ſich davor fürchten konnte; und dabei eine ſo ſüße Glut. — Sag, Alberto mio! Kannſt du's verſtehn, verſtehſt du's wirklich, daß ich ihm an die Kehle fuhr, daß ich ihn töten wollte?“

„Nur verſtehen? Ich?“ murmelte er. „O Kind, wenn du wüßteſt — —“

Er drückte die Lippen zuſammen. Es riß ihn, es ſtieß und ſtachelte ihn, in dieſes heiße, wild lächelnde, üppig reizende Geſicht hineinzurufen: „Ja, hab mich nur noch mal ſo lieb! Ja, ja, ja, du kennſt mich nicht! Der Korrekte, der Diplomat, der hat das gethan, was du nur wollteſt. Hab mich nur noch mal ſo lieb!“ — Ich bin verrückt, dachte er dann, gegen dieſe Wallungen kämpfend. Ein Weib! Nur nicht nach ſolcher Liebe lechzen; mein Geheimnis behalten. Das iſt beſſer. — Hätt' ich ſie nur erſt vom Schoß. Das macht mich ſo ſchwach. Da red' ich Unſinn . . .

Er küßte ſie noch einmal, aber nicht ſo heiß, und richtete ſie ſanft, wie tändelnd, auf. Dann erhob er ſich, wie um einmal durchs Zimmer zu gehn. Er ging auch. Sabine kehrte auf ihren Seſſel zurück.

Ihre Augen wanderten aber mit ihm auf und ab; ſie ſchüttelte langſam den Kopf. „Nein, ſo kommſt du nicht los," ſagte ſie nach einer Weile. „So entſchlüpfſt du mir nicht. Ich hab' dir alles geſagt, und du willſt nun ſchweigen?"

Ruland blieb ſtehn, mit ſeinem Diplomatenlächeln. „Was willſt du denn, Schatz? Wer nichts zu ſagen hat, ſchweigt."

„Du hätt'ſt nichts zu ſagen? — Nein, dieſes edle Lächeln, das laß nur; das hat nun verſpielt! Du hätt'ſt nichts zu ſagen? Halt mich doch nicht für gar zu dumm. Zuerſt das ‚Ich könnt' dir auch —!' Und als ich fragte, ob du mich nach ſo 'nem Geſtändnis noch lieben könnteſt: ‚Ich? Dann erſt recht!' Und dann wurd'ſt du ſo blaß; und ſo rot; Gott weiß, warum. Und dann dein ‚O, ich! Ich!' Und dieſe Küſſe — o Jeſus — ſo haſt du ja noch nie geküßt. Und ‚Du kennſt mich nicht'. Und ‚O Kind, wenn du wüßteſt!' — Mann! Geliebter Mann! Was ſoll ich wiſſen? Wenn du jetzt die Thür wieder zumachſt, die halb offen ſtand, dann — dann haſſ' ich dich. Dann thu' ich dir auch nie mehr was zuliebe. — Aber nein, ſo iſt mein ſüßer Albert nicht. Es wird ihn rühren, daß ich ihm meine Geſchichte erzählt hab', und er wird mir ſeine erzählen. Ja, das wird er. Albert!"

Sie war aufgeſtanden und kam zu ihm. Eines ihrer liebkoſendſten Lächeln flog ihm ins Geſicht. Ihr noch ſchlanker, aus dem oben offenen Schlafrock hervorleuchtender Hals reckte ſich ihm entgegen; es war ein ſinnereizendes Bild. Sie hatte ein karminrotes Band nach altgriechiſcher Art mehrmals durch ihr ſchwarzes Haar gewunden; es ſtimmte eigentlich nicht zu ihrem mehr pikanten Geſicht, ſah ein wenig wie Maskerade aus; aber ſie liebte es und er nun mit ihr; der Kopf war ſo eine Farbenmuſik. „Alberto mio!“ ſagte ſie wieder. Sie kannte die Klänge in ihrer Stimme, die ihn am meiſten berauſchten. Sie ließ ſie erklingen. Ihre Augen halfen und baten, ſo warm wie ſie konnten.

„Was ſoll ich erzählen?“ antwortete er, in allen Sinnen von ihrem Liebreiz erfüllt. „Ich hab' nichts zu erzählen. Ich — ſagte nur ſo. Komm, laß uns lieber glücklich ſein!“

Mit einem raſchen Griff der leiſe zitternden Arme zog er ſie an ſeine Bruſt.

Sie riß ſich aber los. „Nein, nein!“ ſagte ſie empört und trat zurück. „Willſt du mich wie ein Kind behandeln? Dazu bin ich mir doch zu gut. Pfui, und lügen auch noch! Du haſt etwas zu erzählen, darauf ſchwör' ich alle Eide; du willſt nur nicht. Wieder korrekt, korrekt! — Ja, nun ſag' ich die Worte alle. Der Diplomat in dir gebietet Schweigen; der Harmoniſche, der Gentleman, der Gediegene. O nun haſſ' ich dich. Geh!“

Sie trat an den Tiſch zurück, trank ihr Glas aus und warf ſich auf ihren Stuhl.

Ruland ging ihr nach; jede ihrer Bewegungen berauſchte ſeine Sinne. Selbſt ihre böſen Worte, von dieſer klangvollen Evaſtimme geſprochen, gingen ihm ſüß durchs Mark. „Nein, nein, nein, ſei gut!" ſagte er, auch ſo weich und hold, wie er konnte, und kniete neben ihr nieder, ſeinen Stuhl zurückſchiebend. „Laſſen wir die Dummheit. Nur Liebe! Liebe!"

Seine Augen erzählten ihr all ſein Verlangen; er legte ihr die Hände auf die Kniee. „Sabine!" flüſterte er.

Sie ſtieß ihn aber faſt heftig zurück. „Laß mich!" warf ſie heraus. „Liebe ... Ich will andre Liebe. Vertrauende, ehrliche. Nein, rühr mich nicht an! Eh du mir das erzählt haſt, nicht."

„Eher nicht?"

„Nein! Nicht mit einem Finger! Nicht heut und nicht morgen. Nie!"

„Nie?"

„Nie! Ich ſchwör's! Nun weißt du's. So laſſ' ich mich nicht verachten. — Nie!"

Ruland ſprang auf. Seine letzte, zornige Mannes-kraft riß ihn in die Höhe. Meinſt du's ſo? dachte er. Dann gut! — Er ſtierte in die Luft, ein Nebel lag ihm vor den Augen. Ihm war, als werde er ihr nun ſagen: So geh' ich denn! Abgemacht. Behalt das alles hier; ich ſchenk' dir's. Und noch was dazu. Leb wohl! Auf Niewiederſehn!

Er ſagte aber nichts. Als ihn der Nebel verlaſſen

hatte und er Sabine wieder erkannte, saß sie ruhig, furchtlos; nichts als ihren Zorn im Aug, auf der Wange, der sie schöner machte. Ihre Füße in den weichen, zierlichen Schuhen schlugen gegeneinander, auch sie zürnten mit. Ihre üppig blühenden Lippen bewegten sich, ohne laut zu sprechen. Nein, ich komm' nicht fort, dachte er, mit einem Gefühl, als wär er von Magneten umringt. Nein, ich komm' nicht fort!

Wie es den Fischer zum Meerweib ins Wasser lockt, lockte es ihn, wieder aufs Knie zu sinken, und dann zu ihr hinaufzusprechen: Ja, ja, was du willst! Ich will leben! Ich will wieder jung sein! mit dir! Ich will Liebe! Liebe!

Er hielt sich aber aufrecht; das war nur eine Phantasie der Schwäche. „Sabine!" sagte er mit seiner besten, zärtlichsten Stimme, noch auf ihr Nachgeben hoffend. „Gute Sabine! Hab Vernunft!"

„O, die hab' ich längst," erwiderte sie. „Wenn wir sie beide hätten, wie? Das wär schön!" Sie fing wieder an, ihn mit Aug und Zunge zu liebkosen: „Bist ein so gescheiter Mann. Sei doch heut gescheit! Du möcht'st mir was sagen, ja, ja, das weiß ich; es stand schon auf deinem Gesicht. Es will nur noch nicht heraus. Schieb nach! — Wenn du's sagst, so thu' ich das, was ich sagte: so hab' ich dich noch mal so lieb. Ich war immer gut zu dir; nicht? Dann will ich aber noch ganz anders sein; bei Gott; ich schwör's. Dann will ich so märchenhaft zärtlich sein und dich so märchenhaft glücklich machen, daß du staunen sollst!"

Was ſo 'ne Menſchenſtimme alles kann! dachte Ruland, der mit allen Sinnen horchte. — Ich will in ihren Armen liegen! Ich will ſo jung ſein wie damals, mit dreißig. Will wieder mein Herzblut fließen laſſen! nicht die harmoniſche Maske tragen!

Er ſchwieg aber doch, kein Glied, keine Miene regend, noch auf feſten Füßen, ein Mann.

„Alberto mio!“ ſagte ſie leiſe. „Wie ſchön wär dann dieſe Nacht. Wir hätten einander erzählt, was wir auf dem Herzen haben; und ich wüßt' was von dir, das dich mir noch lieber macht, das mir dieſen dummen Zorn auf dich nimmt; — o ja, das hab' ich ſchon heraus! Und dann —“

„Haſt du's ſchon heraus?“ fiel er ihr ins Wort. Seine Stimme ſollte das feſt und lächelnd ſagen; es erklang aber ein nervöſes Zittern drin. „Nun, dann iſt's ja gut! Dann brauch' ich's nicht mehr zu ſagen. Wie?“

„O du großes Kind! — Daß du dich noch ſo wehrſt. Warum? Es wird ja ſo und ſo und auf jede Art dein Glück!“

Ja, ſie ſoll mich ganz, ganz lieben! dachte er. Sie ſoll in mir auch Enrico lieben!

Es rauſchte in ſeinen Ohren; ſeine Schläfen brannten. Das gefiel ihm aber; Feuer der Jugend! fuhr es ihm durch den Kopf. Nur — bei ſo viel Licht konnte er nicht ſprechen. Er trat zur Hängelampe, ſah ſie an, als brenne ſie etwas zu hoch; mit einer ſcheinbar gleichgültigen Bewegung drehte er an

ihr, drehte tief. Die Lampe erloſch. Es ward dunkle Nacht.

„Was machſt du da?“ ſagte Sabine erſchrocken. „Was willſt du? — Nein, komm nicht zu mir. Berühr mich nicht!“

„Sei ruhig, ſei ruhig,“ murmelte er. Sie hörte: er ſtand weit von ihr.

„Was willſt du denn? — Ich fürcht' mich.“

„Warum? Weil du mit einem Mörder zuſammen biſt?“ — Seine Stimme ſcherzte, ſie hatte aber einen heiſeren Klang.

„Biſt du denn ein Mörder?“

„Ja. — Ich hab' eine Schweſter, weißt du. Sie war die einzige, immer; ich hatte keinen Menſchen ſo lieb wie ſie. Als Kinder Kameraden; ſie ein Jahr jünger; das machte nichts. Als ſie heiratete, war ich eiferſüchtig; da war ſie übrigens ſchon fünfundzwanzig alt. Eine ſpäte und um ſo heißere Liebe; zu einem großen, blonden Germanen, einem ſogenannten ſchönen Mann; er hatte nur einen Schönheitsfehler, der aber erſt in der Ehe ſichtbar wurde: er trank. Das verdarb ſeine Eingeweide und brachte Kupfer in ſein Geſicht! — Es ſchlug aber auch ſeine Ehe tot. Auguſte, meine Schweſter, kam endlich eines Tages zu mir, jahrelang hatte ſie mir ihr Unglück verſchwiegen: ‚Bruder, ich halt's nicht mehr aus! Er iſt willenlos! Dieſes Laſter hat ihn in ſeiner Gewalt. Und im Rauſch wird er wie ein Tier. Er tobt gegen mich. Nicht mit einem Wort darf ich widerſprechen. Er ſchlägt mich! Er mißhandelt mich!‘ — Er miß-

handelte ſie ... Den einzigen Menſchen auf der Welt, den ich wirklich liebte. Mein erſter Gedanke war, in meiner raſenden Wut: er muß aus der Welt!

„So ward's aber nicht, natürlich. Ich ſagt' ihr, nachdem ich mich zur Not gefaßt hatte: nun, dann ſcheidet euch! — Sie fing an zu zittern. Sie liebte ihn noch. Ganz nach Frauenart: dieſer Deſpot, dieſer Säufer, dieſes Tier ſaß ihr noch im Herzen! — Kurz, ſie ‚verſucht' es noch einmal und iſt wieder lange ſtill. Wenn ich ſchreib' und frag', ſo antwortet ſie: ‚er ſcheint ſich zu beſſern; es geht!' — Das war aber fromme Lüge; man nennt ja ſolche Lügen fromm. Endlich kommt ein Brief: Verzweiflung. Es geht nicht mehr, es geht nicht mehr! Es iſt ſchlimmer als je. Er mißhandelt ſie unwürdiger, greulicher als je. Sie hat zuletzt die Scheidung verlangt; er verweigert ſie. ‚Wenn du mir fortläufſt, ich hol' dich wieder!' — Bruder, ſchloß der Brief, hilf mir, befreie mich, rette mich! — Sag, was ſoll ich thun!

„Du ſollſt nichts thun, dacht' ich; aber ich hab' nun was zu thun! — Der Mann war damals in Kiſſingen, allein; er brauchte wohl die Kur, weil er ſich inwendig durch das Trinken zerrüttet hatte. Ich weiß es nicht, ich wußt' es nicht; was ging mich damals ſein Inwendiges an; ich war dreißig alt, und ſo ein Draufgänger, ſo feuerwild, wie — wie du mich willſt! — Ich fahr' alſo zu ihm. Er ſitzt in ſeinem Zimmer. Es iſt Sonntag-Nachmittag, das Haus leer und ſtill. ‚Eduard,' ſag' ich — ſo und ſo! ‚Du willſt dich von meiner Schweſter nicht ſcheiden,

hör' ich. Ich bin gekommen, um dir zu ſagen, daß ich auf der Scheidung beſtehe, ich in ihrem Namen. Es giebt keine andere Löſung. Aber dieſe giebt es. Alſo!'

„‚Biſt du der deutſche Kaiſer?' ſagt er. ‚Dann wär's übrigens noch ebenſo. Ich hab' keinen Herrn über mir. Auf Kommando thu' ich nichts. Baſta!'

„‚Du verweigerſt meiner Schweſter, ſich von dir zu ſcheiden?' frag' ich.

„‚Ja. Sie bleibt bei mir.'

„‚Und du willſt fortfahren, ſie zu mißhandeln? Du? Dieſe wehrloſe Frau? Mein Liebſtes auf der Welt?'

„‚Das iſt ſie mir auch!' ſagt er.

„‚Du lügſt!' ſchrei' ich ihn an. ‚Sein Liebſtes mißhandelt man nicht. Du erbärmlicher Schurke lügſt!'

„Er ſpringt auf. Flammen in den Augen. Gott ſei Dank, dacht' ich, er ſpringt mir ins Geſicht! Dann erſchlag' ich ihn!

„Er bezwingt ſich aber und bleibt ſtehn. ‚Was du da eben geſagt haſt,' ſpricht er nach einer Weile, ‚das hat ihr Bruder geſagt. Darum nehm' ich an, ich hätt's nicht gehört. Ich bin nicht ohne Unrecht, das geb' ich zu. Ich hab' mich an meiner Frau vergriffen; aber nur in der Trunkenheit. Wenn ich nüchtern war, nie!'

„‚Nun, ſo trink nicht mehr!'

„Er zuckt die Achſeln.

„‚Schwöre mir,' ſag' ich und heb' die Hand, ‚daß du nie mehr trinkſt!'

„‚Das kann ich nicht. Das kann ich nicht.‘

„‚Ich duld’ aber nicht, daß du meine Schweſter ſchlägſt; verſteh mich: ich duld’ es nicht. Schwöre mir, daß du ſie nie mehr anders als in Liebe berühren wirſt! Gieb mir dein heiliges Wort!‘

„‚Ich kann das andre nicht ſchwören,‘ ſagt er, ‚alſo dies auch nicht. Uebrigens, wer biſt du, daß du mir ſagſt: ich duld’ es nicht? Sie iſt mein Weib. Sie iſt mein!‘

„‚Ich duld’ es nicht!‘ ſchrei’ ich auf.

„‚Wirſt es doch wohl müſſen. Ich bin nun einmal auch auf der Welt; mit meinem Trinken und allem; kurz, ſo wie ich bin.‘

„‚Nun, ſo kannſt du auch hinaus aus der Welt! So ein Unkraut muß ja nicht ſein!‘

„Und in dem Augenblick fühlt’ ich: ja, das iſt endlich das rechte Wort. Und ich fühlt’ auch, im ganzen Menſchen: in dieſem Sinn war ich hergekommen. Auf einmal ſtand ich mir auch da wie ein Werkzeug Gottes: dieſes Unkraut muß aus der Welt! Und indem er höhniſch lacht — ſein letztes Lachen; ich hör’ es noch — zieh’ ich mein Meſſer aus der Taſche, ich hatt’s noch aus der Knabenzeit, wenn ich’s aufmachte, ſtand es feſt im Griff; und ſuch mir mit den Augen die Stelle: ſein Herz.

„Hab’s auch gut getroffen. Er gab keinen Laut mehr, er fiel ſo hin.

„Gottes Werkzeug! ſagte ich mir, als er nun ſo dalag; dadurch erhielt ich mich ruhig und feſt. Ich hab’ meine Schweſter befreit, gerettet; das war mir

zugeteilt! Der Welt bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig; hat ſie meiner Schweſter geholfen? Dem Geſetz ſtell' ich mich nicht; was hat es für uns gethan? Dieſe Sache war nur zwiſchen ihm und ihr und mir! — Ich verlor mich nicht, blieb kalt und ſtill. Ich nahm ſeine Brieftaſche und ſeine Geldbörſe, nahm heraus, was drin war; die leere Brieftaſche legte ich neben ihn: damit die kluge Welt denken ſollte, die hat der Mörder ausgeraubt und dann weggeworfen. Und dann ging ich fort; fuhr mit dem nächſten Zug wieder heim. Faſt kein Menſch hatte mich geſehn; gekannt hatte mich keiner. Die Geldbörſe und das Meſſer hab' ich ſpäter ins Waſſer geworfen, das Geld an eine wohlthätige Anſtalt geſchickt. Raubmord! ſagte die kluge Welt. Und damit ward ſie allmählich ſtill.

„Meine arme Schweſter! — Ein Weib! — Nun, da er tot war, raſte wieder der Wahnſinn der Liebe. Hündiſche Liebe, ſag' ich; die jede Kränkung, jede Schmach vergeſſen, die nicht haſſen, nicht verachten kann. Sie verklagte nur ſich; ſie trauerte ſich faſt in den Irrſinn hinein! — Wenigſtens konnte die Welt nun nicht denken: ſie hat ihn umbringen laſſen. Zuletzt half die Zeit. Auguſte erholte ſich und genas bei mir. Mit einem beſſeren Mann hat ſie dann noch das Glück gefunden, das ſie damals verfehlt hatte. Schatten ſind da wohl auch; wo iſt's denn vollkommen? Ich war doch ihr Retter! — Das iſt die Geſchichte, die du hören wollteſt."

* * *

In dem dunklen Zimmer war tiefe Stille. Ruland horchte: was ſagte Sabine nun? Sie war lange ſtill. Endlich rauſchte ihr Kleid heran. Wirft ſie ſich mir nun an den Hals? dachte er. Oder was wird ſie thun? — Ihm war doch ſchon etwas beklommen zu Mut. Sabine kam nicht zu ihm. Ein Zündholz ziſchte und flammte auf; dann ſtieg wieder das Licht in der Hängelampe. Darunter ſtand ſie, ein paar Schritte von ihm; nicht eigentlich blaß, aber mit wenig Farbe im Geſicht. Sie ſah in die Luft.

„Sabine!“ ſagte er, trat vor ſie hin und nahm ihre beiden, niederhängenden Hände; ſie waren vorhin warm, jetzt kalt. Sie ſchaute ihn an mit einer Art von Lächeln, das aber nichts bedeuten wollte; mit leiſen Bewegungen nickte ſie ihm zu. Seine Augen fragten. Sie nickte wieder. Er wunderte ſich aber über etwas Neues, Fremdes in ihrem Geſicht. Er wunderte ſich auch über ſich ſelbſt: die Glut der Liebe, der Sinne, die ihn ſo berauſcht, verzaubert, aus ſich herausgelockt hatte, war nicht mehr ſo warm. Hatte die Mordbeichte ſie abgekühlt? — Da ſtand nun doch ſein Lohn. Es war ja doch noch dieſelbe Sabine ... Er zog ſie an ſeine Bruſt. Sie ſank ohne Willen und ohne Widerſtreben hin. „Sabine!“ ſagte er, die warme Geſtalt umfaſſend. Er küßte ihre Wange; die war heiß. Er drückte ſeine Lippen auf ihre Stirn, ihre Augen; ſie hielt noch immer willenlos ſtill. Endlich, ſpät, ſuchte er auch ihren Mund, der ſich wieder voll gerötet hatte. Es kam ein leiſer Gegendruck; es

ward Kuß für Kuß. Nun fühlte er auch ihre Arme auf ſeinem ſehnſüchtigen, verlangenden Rücken.

„Was ſagſt du, Sabine?“ fragte er, nachdem er ſeine halberloſchenen Gefühle auf ihren Lippen geweckt hatte. „Du biſt — wunderbar ſtill. — Dir graut doch nicht?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Was denkſt du denn? Was verſchweigſt du ſo?“

Sie ſah ihm in die Augen, mit einem langen, ſonderbaren Schickſalsblick; ſo empfand er ihn. Ihre weichen Hände legten ſich auf ſeine Schultern; da fingerten ſie endlich leiſe. Es kam wieder etwas Neues in ihr Geſicht, das er nicht verſtand. Er ſah gleichſam einen Gedanken ſich formen, kaum bemerkbar und doch deutlich; nur noch rätſelhaft. „Was denkſt du?“ fragte er noch einmal.

Nach einer Weile öffnete ſie die Lippen. „Heirat mich!“ ſagte ſie.

Ruland fuhr zuſammen. Seine Schultern erbebten unter ihren Fingern. So überraſchte ihn noch nie ein Wort.

Sie ſprach weiter nicht, ſie ſah ihn an. Es war, als wenn ihre Augen ſagten: Sieh doch, wie es ſteht! Wir ſind nun doch Kameraden, für immer. Du gehörſt nun mir. Ich hab' dich. Mir biſt du ſo recht, du Mörder; aber losgeben thu' ich dich nicht mehr. Alſo heirat mich!

Auf einmal trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn. Er hatte verſtanden, jedes Wort. Er ſah ſein Schickſal: da ſtand es. Es hatte die Hände auf ihm; nicht

mit weichen, mit ehernen Fingern hielt es ihn umklammert. Es hatte kluge, kalte, seelenlose Augen; die Augen von Enricos Sabine — von Dieses und Jenes Sabine — die nun endlich den Rechten gefunden hatte, den Mörder, den Schwätzer, der fortan thun muß, was sie will. Den Wahnsinnigen, der nicht mehr schweigen konnte, der in einer Hetäre, einer Dirne die Vertraute suchte. Will sie nun sein Geld, er muß es geben; will sie ihn selber, ganz, er muß sich ihr geben. Er wird das Gelächter der Welt. Er, der Harmonische!

Eine wilde, verzweifelte Wut, wilder als damals in Kissingen, fuhr ihm durch die Glieder. Er warf Sabines Arme von sich, mit einem plötzlichen Ruck; im nächsten Augenblick hob er die Faust. „Dirne!" brach ihm aus der Kehle, eh er noch wußte, was er wollte. „Dich heiraten? — Ich t ö t e dich!"

Wie schon von seiner Faust getroffen, sank sie in die Kniee. Ueber ihrem gebeugten Kopf breitete sie die Finger aus; alles ein Augenblick.

„Laß mich leben!" schrie sie.

Es war ein kraftloser, halberstickter Schrei; er fuhr Ruland doch ins Gebein. Da stand er also wie vor zwölf Jahren, als einer, der morden will. „Laß mich leben!" schrie sein Opfer. Es fehlte nur noch der Dolch in der Hand . . . Grauen schüttelte ihn. Er öffnete die Faust und schloß die Augen.

Sabine sah das, nun sprang sie auf. Mit wenigen Schritten, im Lauf, war sie draußen, im Schlafzimmer.

Er hörte den Riegel an ihrer Thür. Er hörte den Schlüſſel im Schloß.

Nach einer Weile, mechaniſch, ging er ihr nach. Mechaniſch blieb er an der Thür ſtehn und horchte. Drinnen regte ſich nichts. Es war totenſtill. Sie ſtand vielleicht auch an der Thür und horchte wie er. Vielleicht dachte ſie: Wird er am Ende doch klopfen und ſagen: laß mich ein! Ich thu', was du willſt! Ich häng' ja ſo an dir; bin dir nun verfallen. Du wirſt meine Frau. Laß mich jetzt nur ein zu dir!

Das alles in ihre Seele hinein mit Grauen denkend, ſchüttelte er den Kopf. Er ſah ſich nur noch an der Thür einer Dirne. Er ſah da einen Mann, der keine Ehre im Leibe hatte, weil er noch an dieſer Thür ſtand. Auch in ſeinen Sinnen war Totenſtille. Es fror ihn nun, es rieſelte ihm kalt durchs Mark.

Schweigend, mit halbgeſchloſſenen Augen, ging er durch die andere Thür hinaus.

* * *

An den Fluß gekommen — er wußte nicht, nach wie langer Zeit — ſetzte er ſich aufs Bollwerk hin. Es war frei von Schnee, aber kalt; was thut's? dachte er. Ich erkälte mich nicht mehr. Das iſt auch ein merkwürdiges, ruhiges Gefühl! Die kleinen und die großen Sorgen, alle ſtill geworden. Werd' du nur auch ſelber ſtill! Noch einmal der Gefaßte, der Harmoniſche! Daß du doch als Ruland endeſt.

Er ſchüttelte ſein Haar, wie ſo oft auf dem Weg

TAYLOR INST. OXFORD

hierher: Weiterleben? Nein! In der Gewalt dieſer Frau? Vor ihr zittern müſſen? Und wenn ſie auch jetzt nicht wiederholte: „Heirat mich!“ doch immer fürchten müſſen: es kommt!? Und die Selbſtverachtung? Und die erbärmliche, niederträchtige, nie zu überwindende Reue? Nie begreifen: wie geſchah mir das? wie hab' ich mich ſo verloren? ich? — Damit weiterleben?

Das Mondſchiffchen ſchaukelte ſich noch immer im Kampf mit den Wolkenwellen; Orions Schultern wehrten ſich noch gegen die wandernden, flatternden Streifen; ſchwül und doch fröſtelnd wehte die durchfeuchtete Luft. Ruland ſtarrte lange zum Himmel auf; allmählich, verwunderlich, kamen ihm ungekannte oder ſeit der Knabenzeit vergeſſene Gefühle. Nie begreifen, dachte er, wie mir das geſchah? Vielleicht — vielleicht verſteh' ich's doch. Denn es iſt doch wunderbar — wunderbar — wie viel ruhiger mir nun iſt. Ich war nie ſo ruhig. Ich hatte doch immer — ich wollt's nur nicht wiſſen — hatte doch immer eine Laſt in mir. Ach, mich ſo zu ſpielen war ſchwer! Was geht mich die Welt an? dachte ich. Was iſt mir das Geſetz? Dieſe Sache war nur zwiſchen ihm und ihr und mir! — Aber der Orion. Wenn einer den Orion gemacht hat — und die Mondſichel — und ihn, ſie und mich — und wenn in unſerm Leben, nicht von oben, aber tief innen, etwa doch ſo was wie ein höherer Wille waltet ...

Gott! brach es aus ihm hervor; er wollte nicht, es kam doch. Gott — wenn ich dich ſo nennen ſoll —

warum ſoll ich dich ſo nennen. Es iſt nur ein Menſchenwort. Aus der Kinderzeit! Wenn aber irgend ſo etwas Unbegreifliches waltet ... Dann verſtünd' ich dieſe Laſt in mir. Gottes Werkzeug? Wer iſt Gottes Werkzeug? Wer weiß ſeinen Willen? Wer hat irgend ein Recht an ihn? Wer hat eine Macht gegen ihn? — Da ſitz' ich bei ſo einem Weib. Ich hab' gewußt, daß ſie nicht mehr iſt als eine Dirne; hab's nur in der Verliebtheit vergeſſen. Und weil ſie meine eitle Seele kitzelt — weil ich ihr gefallen will, ganz — weil ſie mich ſo lieben ſoll, wie ſie ihren welſchdeutſchen Verführer liebte — und weil mir die ſchwülen Winde durch die Sinne rauſchen — darum brech' ich die Thür in mir auf und werf' ihr mein Geheimnis, mein Leben hin. Wenn das nun der Wille des andern, des Allmächtigen war ... O du Ohnmächtiger!

Er ſeufzte tief aus der Bruſt. Er ſtarrte auf den dunklen Fluß hinab. Seine Ruhe war wieder verſchwunden — weil er noch ſaß, noch grübelte, noch lebte. Da unten war die Ruhe. „Erlöſung." Das Wort trat ihm auf die Lippen; er ſprach es laut. Nicht zu laut: weit und breit war niemand. Er ſprach es noch einmal; es hatte ſo einen guten, befreienden Klang. — Ja, nun mit Faſſung, als Ruland enden!

Er wußte, was er wollte. Er nahm ſeine Brieftaſche mit den ſtählernen Ecken, nahm auch ſeine Geldbörſe; wenn ſie mich ohne die finden, dachte er, ſo werden ſie wie bei dem andern denken: Raubmord!

Man hat ihn totgeſchlagen, in den Fluß geworfen! — Er ließ beides hinunterfallen; zweimal gurgelte die ſchwarze Flut. Das Meſſer, das er dann aus der Taſche zog — es war nicht das alte; es ſtand nicht ſo feſt im Griff; aber ſcharf und gut war's auch. Er öffnete ſich die Bruſt, ließ ſie nackt von der feuchten Luft anwehen. Dann fühlte er, wo das Herz ihm ſchlug. Das Herz, dachte er; ſeine Schweſter Auguſte ſtand ihm plötzlich vor der Seele. Die einzige, die er doch noch lieb hatte; die einzige, an die er noch denken wollte. An der befühlten, erhorchten Stelle ſetzte er die Spitze ſeines guten Meſſers auf die Bruſt; — doch da er zu warm an Auguſte dachte, traten ihm gefährliche Thränen in die Augen. Er jagte alle Gefühle weg. „Marmor!" murmelte er. Dann ſtieß er zu, ſo ſtark er konnte.

Nur ein Seufzer entfuhr ihm noch. Er ließ den Kopf vornüberſinken. Da unten war die Ruhe. Schwer und ohne Willen fiel der Körper hinab; er war ſchnell verſunken.

Zwei Tagebücher

Digitized by Google

Aus Lydia Harlands Tagebuch.

Salzburg, 2. Auguſt.

Ja, ich halte mein Wort; ich fange auf dieſer neuen Seite auch ein neues Tagebuch an. Sie ſollen ſich täuſchen, Herr von Rußbach; was Sie ſchreiben werden, ſoll auch nicht um ein Haar aufrichtiger, erbarmungslos aufrichtiger ſein, als was ich in dieſem „Mädchentagebuch" ſchreibe. Ihre heißkalten Augen ſahen mich ſo an, als ſähen ſie durch mich hindurch; aber Sie kennen mich doch noch nicht!

Ich muß doch niederſchreiben, wie es gekommen iſt. Wir ſtanden heute morgen auf dem Reſidenzplatz, Tante Male, Eliſe und ich, um das Glockenſpiel zu hören; Eliſe hatte ſich's gewünſcht. Auf einmal ſteht Herr von Rußbach da. Ich hatte ihn zwar nur das eine Mal in Berlin geſehn, aber ich erkannte ihn gleich; er ſieht ſich ſo ähnlich: die etwas hochmütige, ſchlanke Geſtalt, dabei breite Schultern; die kurzen dunkelblonden, wirklich reizenden Löckchen um den ſchön geformten Kopf — ja, und die berühmten Augen. Die Tante erkennt ihn auch, wir begrüßen uns; es kommt heraus, daß wir in demſelben Hotel de l'Europe wohnen; das heißt, er im Haupthaus, wir in der

Dependance. Wir hören das Glockenſpiel. Wir bleiben ſtehn und reden über dies und das. Er erbietet ſich, uns allerlei um Salzburg herum zu zeigen, da er „die Gegend auswendig weiß", wie er ſagt; — dabei ſah er mich an, als möcht' er ſagen: „ſo wie ich nun auch dich ſchon auswendig weiß"; bei Gott, es ſah ſo aus! In dieſen berühmten Augen wohnt ein Napoleonsgefühl, ein Selbſtvertrauen . . .

Ja, wie kam es dann? Auf einmal ſprachen wir von Tagebüchern; Herr von Rußbach kriegt ſein feines Lächeln. „Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein," ſagt er zu mir, „Sie führen auch ein Tagebuch?" — „Allerdings," ſag' ich. „Das thu' ich ſchon ſeit der Backfiſchzeit, alſo ſchon recht lange. Aber warum nehmen Sie gleich an, daß ich auch —?" — „O," ſagt er, „ich dachte nur. Es gibt Tagebuchmenſchen und andre . . . Wenn Sie mir eine Frage erlauben: ſchreiben Sie täglich oder nur von Zeit zu Zeit?" — „O Gott, nein, nicht täglich. Nur wenn irgend was Beſondres mich treibt!"

Herr von Rußbach nickt, als hätte er ſich das gedacht; — übrigens, der Wahrheit die Ehre (ich will ja nur die abſolute Wahrheit ſchreiben): er hat manchmal wirklich ein unheimlich geſcheites Geſicht! — Mich ärgerte dieſes Nicken, ich weiß nicht, warum. „Sie ſind natürlich darüber erhaben?" ſage ich. „Sie ſchreiben kein Tagebuch?"

Er (mit einem empörend feinen Lächeln): „Ich bin über nichts erhaben; ganz im Gegenteil. Aber wenn ich einmal ſo was ſchriebe — bis jetzt hab'

ich's nicht gethan — dann würd' ich es nur in der Absicht thun, mein Innerstes zu photographieren, mir wirklich ins Herz zu sehn. Ich würd' mich ausschütten wie 'nen Sack voll Erbsen. Mit der brutalsten, grausamsten Aufrichtigkeit" (ja, so sagte er) „würd' ich mir sagen, was ich denke, was ich will, was ich bin. Kurz, ich würd' es so machen — wie es nie gemacht wird; wenigstens von einer Dame gewiß nicht!"

„Warum glauben Sie das?" sagte ich mit der ganzen Ruhe einer „Dame"; in mir blitzte es aber. So reizt mich auch kein Mensch wie der!

„Weil es im weiblichen Charakter liegt" (er lächelte natürlich, sehr sanft); „nehmen Sie's nicht übel. Die Frau liebt die Wahrheit, versteht sich, so im allgemeinen; aber ihr graut doch vor allem, was ein Sezieren ist. Auch im Moralischen mag sie nicht das Nackte; es ist eine Art von Schamgefühl. Ihr wird nur in einer gewissen Dämmerung wohl." ...

So sagte er noch allerlei, das mir jetzt nicht einfällt; warum auch. Es war wohl alles geistreich; mir gefiel es nicht. Es lief alles darauf hinaus: ihr Frauen vertragt die volle Wahrheit nicht. Eure Tagebücher, wenn auch noch so ehrlich gemeint, sie „färbeln" doch immer etwas — ja, das war sein Wort. Sie „ziehn kleine Schnörkel". Sie ziehn der lieben Seele ein freundliches Mäntelchen an. So wie ein Naturforscher den Seelenspiegel auf sich richtet, so könnt ihr nicht gucken! Und wenn ihr selbst so gucken könntet, könnt ihr's nicht so schreiben!

Ich weiß nicht, was ich darauf sagte. Tante wollte

dem Gespräch mit einer echt weiblichen Wendung ein Ende machen; aber ich widersetzte mich. „Soll ich Ihnen eine Wette anbieten?" sagte ich ihm endlich.

„Was für eine Wette?"

„Nein, nur so eine Art von Wette. Wollen wir beide, Sie und ich, heute abend anfangen, so ein Tagebuch nach Ihrem Rezept zu schreiben, schonungslos und erbarmungslos? Ich setz' meines fort, aber in diesem neuen Stil. Sie fangen eines an. Dann wollen wir doch nach einem Monat oder Jahr oder einem Jahrhundert sehn, wer's gekonnt und wer's nicht gekonnt hat!"

„Wollen wir dann austauschen?" fragte er.

„Nein, das doch nicht. So nah' wie der liebe Gott stehn Sie mir doch nicht. Aber ich verspreche Ihnen — ebenso wie Sie mir —, daß ich in jedem Wort so schreiben will, wie Sie es eben meinten; und was etwa nicht so wäre, das wird ausgestrichen; und dafür wird hingeschrieben, was die ‚brutale' Wahrheit ist. Und hätt' ich doch nicht die Kraft, es so durchzuführen, dann — ich geb' Ihnen mein Ehrenwort — dann will ich's Ihnen offen gestehn!"

„Topp!" sagte er und drückte mir die Hand. Es kam dann plötzlich eine Heiterkeit über uns alle; wir gingen gleich über den Platz zum nächsten Papeteriegeschäft, er kaufte sich ein Tagebuch, es ist fast wie meines. Dann führte er uns an der Salzach stromauf, in einen schönen Wald hinein, mit wundervollen Durch- und Fernblicken. Er will auch mindestens einen Monat hier bleiben, wie wir. Er scherzte bei-

nahe kindlich mit Lieschen, er wurde sehr natürlich. In mir bohrte aber immer wieder der eine Gedanke ...

3. August.

Ja, es ist beschlossen! Ich thu's! Ja, es —

„Es muß sein!" wollt' ich schreiben; aber das wär' schon wieder so ein Schnörkelziehn, das wär' Verschönerung. Nein, es muß nicht sein; es ist auch vielleicht mehr häßlich als schön; aber — es soll sein! Hier im Tagebuch rasend aufrichtig — gegen ihn falsch! kokett! unergründlich falsch! Wenn ich nur an ihn denke, packt mich ein Zorn, ein Rachegefühl für mein ganzes Geschlecht. Er ist nun dreißig alt, wie er gestern sagte; seit zehn, vierzehn Jahren, was thut er? So lang' er bei der Diplomatie war und seit er nichts mehr ist, was hat er all die Zeit gethan, als „über die Frauen gesiegt?" Herzen geknickt? seinen Geist und seine Schönheit — nun ja, er hat Schönheit; und er hat auch Geist — also seinen Geist und seine Schönheit mißbraucht, um seine häßlichen Wünsche zu befriedigen und seine Unwiderstehlichkeit zu genießen? — Unwiderstehlichkeit ... Schon vor einem Jahr hat mich das so empört, als ich ihn in Berlin zum erstenmal sah, von ihm reden hörte. Sie waren ja alle toll auf ihn. „Es giebt eben Menschen, die als Don Juans geschaffen werden," sagte der weise Geheimrat Wolff, philosophisch sanft die Achseln zuckend. Und die alte Baronin Wittich, mit ihren spöttischen, dicken Brauen: „Er spannt sie ja alle, alle vor seinen Siegeswagen, als wär' er die

Viktoria!" Da ſtand ich unwillkürlich auf — es ärgerte mich nachher — und ſagte: „Mich wird er nicht davor ſpannen, ich geb' Ihnen mein Wort!" — Man ſoll ihm das ja ſpäter erzählt haben; und er hat gelacht. Und nun iſt er hier und —

Nein, mein Herr Hans von Rußbach! Vor Ihren Siegeswagen werden Sie mich nicht ſpannen; aber vielleicht — hoffentlich — geſchieht Ihnen ganz etwas anderes. Ich hatte mir vorgenommen, ſehr ernſtlich, nicht mehr kokett zu ſein; ich bin wohl leider auf dieſem Gebiet etwas zu „berühmt" geworden; — aber dies eine Mal, dieſes letzte Mal will ich's doch noch ſein. Sehn Sie, hier ſchwör' ich Ihnen: Sie ſollen von mir nicht den kleinen Finger haben (viel mehr hat auch noch kein Menſch gehabt); aber ich, wenn ich's irgend kann, will Sie ganz, ganz haben; nicht in den Armen, o Gott, nein, nein — aber zu meinen Füßen — als beſiegten Sieger! Und dann ſollen Sie ſich wundern, wie ich davonrauſche — die Rächerin meines Geſchlechts.

Klingt das nicht zu eitel? — Was „klingt"; hier ſoll ja nichts mehr geſchrieben ſtehn als die nackte Wahrheit. Ja, ja, ja, ich bin eitel; wie's ſo viele ſind. Ich bin rachſüchtig; wenn auch jetzt nur ganz ſtolz für die andern, für mein Geſchlecht. Ich bin kokett, erzkokett; ich war's wenigſtens, jahrelang; und nun will ich's noch einmal ſo von Herzen ſein, daß ſelbſt dieſer Achilles oder Ajax hinter ſeinem ſiebenhäutigen Schild niederbrechen ſoll. Dann will ich mich zur Ruhe ſetzen ...

Meine Backen brennen. Aufhören! Sonst sind' ich nachher stundenlang keinen Schlaf. Ob er nun wohl schläft? Der große Sieger? — Er war heut, auf der Fahrt und auf dem Königssee, so fein, so warm (?), so „süß"; es war aber, als zielte alles auf mich, auch wenn er mich nicht ansah; ich kam mir wie eine belagerte Festung vor. Hab' in mir gelächelt. War dann auch recht „süß"; hab' angefangen, meine Gegenmine zu graben. Hast du das gemerkt, du Kluger? Oder merkst du vor Selbstgefühl nichts?

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

Salzburg, 3. August.

Eine Minute vor Mitternacht. Das ist sonst nicht die Zeit, in der man etwas Neues anfängt. Aber ich hab's gestern versäumt, will nun doch heut noch beginnen; — so! Die Uhr schlägt! Der Anfang aber ist noch am dritten gemacht!

Hans von Rußbach schreibt ein Tagebuch. Wann hätte er das gedacht! — Es dauert nicht lange, hoff' ich; es soll zu Ende sein, wenn ich hinschreiben kann: „Lydia war mein!" Dies wird ein Lydia-Tagebuch; geben Sie acht, Sie schöne Kokette: hier soll gar nichts stehn, als die Geschichte eines versteckten Kampfes und hoffentlich eines großen Siegs. Wenn Sie glauben, daß wir uns gestern zufällig auf dem Salzburger Residenzplatz trafen — —

Ah, so ein Tagebuch, das merk' ich schon, ist 'ne

gute Sache! Da kann man zu derſelben Dame, die man ſonſt durch alle Künſte geſellſchaftlicher Heuchelei bekriegt, mit aller Wolluſt der Aufrichtigkeit ſprechen; man kann ihr ſagen, wie einem ums Herz iſt, was man von ihr will. Nicht wahr, Sie ſchöne Miſchung von Juno und Venus, Sie waren immer recht kokett? wurden ſehr gefürchtet? Auch Ihr gutes Herz, Ihr ſonniger Humor, Ihre ſchönen Kenntniſſe, alles mußte helfen, der Koketterie die Schleppe tragen, und hinter der Schleppe hervor kleine Pfeile ſchießen? Und Sie haben ſich damals berühmt, nicht wahr: „Mich ſpannt er nicht vor ſeinen Siegeswagen, ich geb' Ihnen mein Wort?" — Wie kann man ſo ein Wort geben, reizende Lydia. Wenn das der kleine Amor hörte! Und wenn der empfindliche kleine Herr mir nun eingäbe: „mach ſie wortbrüchig, Hans, ſpann ſie in die Deichſel!"

Aber nein, ſo iſt es nicht. Ich liebe dich, verſtehſt du; das heißt, ich begehre dich. Ich will dich beſiegen, weil ich dich begehre! Hab' ſo manchen Sieg erfochten, das ſcheint mir nun alles nichts; kann ich dieſen nicht haben, ſo bin ich auf Sankt Helena. Ein Weib wie du; mit all deiner Koketterie doch ein Götterweib! Das fühlt' ich auch gleich damals in Berlin, in der erſten Stunde. Die erobern, dacht' ich, dann bin ich erſt ein Gott! — Aber nur erobern ... Hier auf dieſem Blatt ſag' ich dir's furchtlos offen in das ſchöne, ſtolze Geſicht, hier wird nicht geheuchelt; ich will dich nicht für die Ewigkeit, es giebt auch kurze Ewigkeiten, und die ſind die

ſchönſten. Du biſt kein Weib fürs Heiraten, und ich bin kein Mann dafür. Wie ſagt Shakeſpeares Richard der Dritte?

„Ich will ſie haben, — doch nicht lang' behalten." Ja, ich will dich haben; deine ſpröde Seele, deinen Flattergeiſt, deine ſchlafenden Sinne, alles, alles. Will dich feſt, feſt in den Armen halten; und dann loſer, loſer; und dann wollen wir uns verlaſſen, vergeſſen.

Nein, vergeſſen nicht! Ein ſüßer Duft der Erinnerung, hinter mir, um mich her, durch das ganze Leben. Ein Reſt von Wonne, der nie vergeht!

4. Auguſt.

Es ſieht doch wunderlich aus, ſo ſchwarz auf weiß; beinah ſchauerlich. Ich leſe eben nach, was ich geſtern — heute nacht — ſchrieb; mir wurde faſt zu Mut wie neulich im Traum, als ich nackt über die Straße ging. Warum denn? Was da geſchrieben ſteht, das *denk'* ich ja, hab's in meinem Leben ſchon oft gedacht. Wird es dadurch etwa anders, daß ich's *niederſchreibe*? So hab' ich vor dieſer Lydia die und die und die erobert; hab' all meine Künſte geſpielt, um ſie zu erobern, bin auf allen Wegen gewandelt — — Nun ja! zier' dich nur nicht. „Auf allen Wegen gewandelt" — wie ſchön allgemein das klingt. Sag's nur plump heraus: hab' geſchmeichelt, geheuchelt, mich verſtellt, den Geiſtigen, den Seeliſchen geſpielt — um endlich dahin zu kommen, wohin ich von Anfang an wollte. Und

ſo ſpiel' ich nun wieder meine Rollen vor der Lydia — und werd' ſie bis zu Ende ſpielen —

Heucheln, wenn man das hinſchreibt, was für ein ſchnödes Wort. Man *thut's* ſo gedankenlos — ja, auch du da, du Phariſäer und Philiſter, du thuſt es! alle Tage! — aber ſo geſchrieben leſen mag man's nicht. Heucheln! Und vor *wem*? Vor der Frau, die man ein Götterweib nennt; und die man dadurch täuſchen, verlocken, in ſeine Arme hineinlocken will. Es iſt wunderli — — Nein, nein, ſchreib's nur hin, was du dachteſt, was du ſchreiben wollteſt: es iſt *ſchauerlich*! Was ſind wir für Weſen, wenn ich's recht bedenke? Würde jemand wagen, mir ins Geſicht meine bürgerliche Rechtſchaffenheit anzuzweifeln, ich ſchlüg' ihn ja nieder. Käme mir der Gedanke: du haſt den und den betrogen, zu deinem Vorteil getäuſcht, ich hätt' keine ruhige Stunde mehr. Aber ein „Götterweib", das betrüg' ich ſo? Vor dem ſpiel' ich mich, wie ich will, und nie, wie ich bin? Ich verſuch' ihr einzureden, daß ich ein andrer bin, daß ich andres will — damit ſie mir endlich in die Arme ſinkt, weil ſie mich für den andern hält? Und dabei kann ich ruhig ſchlafen, mich ruhig im Spiegel ſehn, mich mit Achtung lieben?

Bah! Wir ſind ſo gemacht und gedacht. Woher dieſes Räſonnieren jetzt? Das kommt nur von dem Unſinn, von dem Tagebuch! — Wir ſind ſo geſchaffen, Menſch und Tier; mit dem Tier fängt's an! Wenn der Vogel, das Männchen, vor dem begehrten Weibchen pfeift oder flötet, balzt oder tanzt; wenn der

Kater ſeine nächtlichen Liebesgeſänge jammert — ſie wollen alle erobern, und thun, was ſie können. Sie übertreiben, ſie heucheln auch; nicht jeder ſüße Flötenton, nicht jedes langgezogene, ſchmachtende Miau kommt aus einer Biedermannsbruſt. Die Natur will, daß ſie erobern ſollen, darum ſäuſeln ſie friſch drauf los! — Und ſo auch das klügſte Tier, der Menſch. Weil wir gegen feineren Widerſtand kämpfen, müſſen wir mit feineren Waffen fechten. Machen's die anderen Männer denn anders? In dieſem ewigen Krieg zwiſchen Mann und Weib, ſpielen ſie nicht alle, alle ihre Rolle? Machen ſie ſich nicht alle ein wenig ſchöner, dem weiblichen Gefühl angepaßter, als ſie ſind? Schmeicheln ſie nicht alle? Heucheln ſie nicht alle? — Sie ſchreiben's nur nicht in Tagebücher, wie ich. Sie geſtehn ſich's nicht ſo brutal, wie ich.

Morgen will ich den Damen vorleſen, Goetheſche, franzöſiſche, italieniſche Gedichte; ſie haben mich gebeten. Die Tante hat gehört, ich „könn' es ſo gut"; und meine Stimme iſt ſo melodiſch, ſagt ſie. Neulich ſprach ich, am Königsſee, ein Gedicht von Goethe auswendig; da machten die drei Damen wunderbar verſchiedene Geſichter: die Tante ein verzücktes, Fräulein Lieschen (eine langweilige Unſchuld) ein rührend andächtiges; Lydia aber — — das iſt ſchwer zu ſagen. Es ſchien, als gingen ihr die Verſe und auch meine Stimme ſehr zu Herzen, aber ſie wolle ſich's nicht merken laſſen; oder ſie wehre ſich auch gegen ihr Gefühl. Mißtrauen, Vorſicht, Scheu — was weiß ich.

Du wirſt aber doch noch, doch noch — — Ich hab' Zeit und ich hab' Geduld!

Aus Lydias Tagebuch.

5. Auguſt.

Schlecht iſt er doch nicht; ſo viel weiß ich ſchon. Tante Amalie hat zufällig erfahren, daß hier in Salzburg, am Kapuzinerberg, eine gute, alte Frau lebt, ſehr arm, mit einem blinden Jungen, weiter hat ſie keine Kinder. Die kennt Herr von Rußbach ſchon lange, ungefähr ſo lange, wie er Salzburg kennt, und unterſtützt ſie ganz in der Stille, ernährt ſie faſt; und reich iſt er doch eigentlich nicht. Aber er beſucht ſie auch oft, bleibt ſtundenlang, lieſt dem Blinden vor. Der ſoll ihn vergöttern.

Heut, als wir ihn wieder im Hotelgarten ſahen, fiel mir ein, ihn auf die Probe zu ſtellen: von welcher Art ſeine „Gutheit" iſt? Ich fing an, von der alten Frau und ihrem Sohn zu ſprechen; wir hätten davon gehört. Er zog aber gleich ſeine großen Brauen zuſammen (ſie ſind merkwürdig lang geſchweift, ſehr ſchön) und ſprach von ganz was anderm, als ſpräng' er von Europa nach Amerika. Ich verſucht' es noch einmal; da macht' er einen zweiten Sprung, der beinahe grob war.

Iſt er wirklich gut? heimlich chriſtlich gut? — Es ſcheint ſo. Ein furchtbar gemiſchter Menſch! — Und es ſcheint auch ſo, als ob er — —

O Lydia! täuſch' dich nicht!

Nein, ich will mich nicht täuschen; o Gott. Aber es *scheint* so, sag' ich, als ob er wirklich ein *Herz* hätte — und zwar für *mich*. Diese Art, mit mir zu sprechen — diese verschleierte, verhaltene, rücksichtsvolle, ehrerbietige — dann auf einmal ein wärmerer Ton, der wie aus der Versenkung kommt, wie ein Bläschen aus dem tiefen Wasser aufsteigt — plötzlich aber, wie wenn er erschräke, zieht er sich wieder in sich zurück. Das Bläschen hat sich aufgelöst. Tiefe Wasserstille.

Und zuweilen ein Blick — *auch* so ...

Kann man das alles spielen? machen? Mein Gott, wär' das möglich?

Und was auch so merkwürdig ist: seit wir ihn auf dem Residenzplatz trafen, ist er fast unzertrennlich von uns — und keiner wundert sich, es versteht sich so ganz von selbst. Wenn wir morgens aus unsrer Dependance in den großen Hotelgarten gehn, der so hübsch gewundene Wege, so schattige Plätze, schöne Fernblicke hat — ach, überhaupt, dies Salzburg! — nach ein paar Minuten hat er uns gefunden. Abends spät begleitet er uns bis zu unsrer Thür. Alle Ausflüge führt er an; ist „die Seele des Ganzen", wie die Tante sagt. „Du bist in ihn verliebt, ganz einfach!" sagte ich ihr heute. Da lachte sie. Wenn ich aber etwas gegen ihn sage, dann begehrt sie auf; sie hält ihn für einen etwas gottlosen, etwas verdorbenen, aber „kernguten" Prachtmenschen. Und Lieschen — die sanfte Kleine, mit der er so wenig spricht — sie ist wie ein etwas welkes Pflänzchen,

das ſich aufrichtet, wenn er kommt. Und die dritte, die Lydia —

Ja, was iſt mit der?

Ich hab' geſchworen, in dieſem Tagebuch „erbarmungslos" wahr zu ſein. Ich? Ich glaube, ich könnt' ihn ganz ordentlich, tüchtig lieb gewinnen, wenn ich ihn nicht haßte. Wahrhaftig, manchmal iſt mir ſo! — Wenn man ſo viel Vornehmes hat wie er; und dabei ſo ſchön iſt; und gut iſt er ja auch; und dieſe geiſtigen Gaben —

Ein Nichtsthuer; ja, allerdings. Das iſt er. Dieſer „geiſtreiche Müßiggang", der hat ihn auch vielleicht ſo frivol gemacht! — Aber mir ſcheint, es drückt ihn ſelbſt. Als wir heute abend auf dem Gaisberg ſtanden — nach der merkwürdigen Bahnfahrt war es da oben ſo ſtimmungsvoll, abendlich feierlich; im Norden (es war ja wohl Norden) die grenzenloſe unebene Ebene, ſonſt überall das ſchöne Gebirg, in ſeiner höchſten Farbenpracht, beinah melancholiſch — da ſah er wohl, daß ich ſehr ernſt wurde, und ward ebenſo. Es kam ihm ein Vergleich, der mich überraſchte: bei dieſem Blick in das Thal, aus dem wir heraufgekommen, werde ihm ſo zu Mut, als blicke er in ſein Lebensthal zurück, auf den Lebensweg. „Ja, wenn man den noch einmal machen könnte!" ſprach er vor ſich hin.

Ich ſagte nichts. „Würden Sie ihn dann anders machen?" fragte Tante Male, die ſo unverfroren fragt.

„O ja!" antwortete er nur; das kam ihm tief

aus der Bruſt, wie es ſchien. Dann ſah er mich eine Weile an und ſagte nichts. Die berühmten Augen ... Ich blieb ganz ſtill. Auf einmal fing er an — aber ohne jedes Pathos —: er komme ſich ſo ſchiefgewachſen vor. Er habe die ſchönſten Jahre ſo viel in Nichtigkeiten vergeudet, in Frivolitäten. Er wiſſe nur zu gut, was Reue heiße. Ja, wenn er noch einmal abmarſchieren könnte! — Aber aus der Urſache alles Uebels, aus dem Nichtsthun, aus dem wolle er nun heraus. Zur Diplomatie zurück — — nein, die habe er gern verlaſſen, da bereue er nichts; „aber es wird ſich etwas andres finden. Glauben Sie mir, es wird ſich finden!“

Das ſagte er ganz zu mir, als hätt' ich ihm Vorwürfe gemacht, oder ihm ſonſt zugeredet. Und ich hatte doch kein Wort geſagt. Darauf hatte er ein ſo weiches, ernſtes Lächeln ...

„Er lügt!“ ſagte aber was in mir. Und ich nickte nur; lächelte auch, aber ſo falſch drauf los.

Und nun ſitz' ich hier und denk' an das alles und frag' mich und grüble: lügt er oder nicht?

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

6. Auguſt.

Ich kann nicht ſchlafen. Es iſt doch arg. Ich bin wieder aufgeſtanden, hab' am Fenſter lange zu ihrer Dependance hinuntergeſehn, die ſo greulich dunkel, verſchloſſen daliegt, — und ſitz' hier nun vor dem dummen Buch und kritzle. Iſt ſie wirklich nur ko-

kett? immer noch nichts als kokett? — Nein, nein! Es ist ein Mensch in ihr. Es wird etwas weich in ihr. Es erwacht das Herz in ihr. Nur das Herz? Auch die Sinne, deucht mir. Ich erwecke sie; ich locke, ich locke. All meine Engel und Teufel locken; ich glaub', ich hatte nie so viel Talent. Ich war auch nie so entflammt, noch nie ...

Ja, ja, ja, ich liebe dich! So, glaub' ich, hat Mars die Venus geliebt; oder Zeus die Danae. Ich muß dir's sagen, auf dem Papier kann ich alles sagen: du bist so keusch, Lydia, so himmlisch keusch, aber du hast doch Sinne! Du bist zu entflammen! Deine Augen — dein Mund — — Um diesen Mund, da liegt so viel: Uebermut, Schalkhaftigkeit, Hinterlist, Heiterkeit, Seelengüte, Härte; aber auch versteckte Zärtlichkeit — Wünsche, Träume! Es wohnt eine Venus in dir, zu der muß ich hin. Hab' ich die, dann hab' ich dich!

O dieser Mund, dieses süße Rätsel. Und diese Schultern, dieser — —

Aus Lydias Tagebuch.

7. August.

Lydia, Lydia! Sei auf deiner Hut! Nimm dich in acht! Fängst ja wohl schon an, ihm ins Netz zu laufen; du? Unerhört! Dachtest schon — da steht's ja geschrieben — dieser Tausendkünstler sei so eine Art von Büßer geworden, der aus rührender Liebe zu dir — — O Himmel, diese weibliche Eitelkeit!

Die macht auch die Klügſte dumm. Biſt du nun kuriert? Haſt du nun gemerkt, was er will?

Zuweilen verrät doch der Geiſt ſeinen Herrn ebenſo gut wie die Borniertheit; das hab' ich heut erlebt. Auf Rußbachs Vorſchlag waren wir mit ihm nach Leopoldskron gefahren; er ruderte uns auf dem kleinen See herum, nach dem Regen war's noch wolkengrau, aber ſchön; die Zitadelle, der Untersberg ſpiegelten ſich in dem ſtillen Waſſer. In der feuchtweichen Luft klang ſeine Stimme wieder ſo merkwürdig; ſie hat etwas ruchlos Berückendes; ich ſaß und hörte zu und ließ eine Hand durchs Waſſer gleiten und dachte wieder einmal, ganz dumm: nein, er lügt doch nicht! — Wovon ſprach er doch? Wie kam er auf die Seeſchnecken? Sein Geiſt ſpringt ſo gern hin und her; — vielleicht hatten wir auch am Ufer eine Schnecke geſehn; oder träum' ich das? Kurz, ſeine weiche, warme Stimme war nun bei den Seeſchnecken; und es kam ein ganz leiſer Zug von Eitelkeit in ſein Geſicht, ſo daß ich ſchon dachte: jetzt kramt er wieder Kenntniſſe aus! — Richtig, er hatte irgendwo geleſen, wie klug die Seeſchnecken ſind. Es giebt ſo viele Pflanzen im Meer, die gegen ihre Feinde, die Schnecken, von der ſchlauen Mutter Natur wunderbar geſchützt ſind: ihre Blätter ſchmecken bitter, oder in ihren Stielen haben ſie Stachelzellen, andere haben ſchleimige Zellwände; — o ja, ich hab' mir's gut gemerkt. Aber gar die Kalkalgen, die haben in ihre Zellenwände ſo viel kohlenſauren Kalk eingelagert, daß ſie förmlich zu Steinen geworden ſind ... Plötzlich ſah

Rußbach mich an; es kitzelte ihn offenbar, mir auf eine geiſtreich feine Weiſe zu zeigen, was er von mir denkt — und auch was er will. Tief und überlegen lächelnd ſagte er: „Wie wir ja auch unter den Menſchen ſo wundervoll gepanzerte Geſchöpfe haben, die in ihrem Innern wie verſteinert ſind; wer will ihnen beikommen? — Aber die kluge Seeſchnecke, die kann's! Sie hat eine Art von Geiſt, nämlich Schwefelſäure; die ſcheidet ſie von ſich aus und löſt damit die Verſteinerung in den Kalkalgen auf. Dann kann ſie ſie nehmen! verſchlingen! genießen!"

Und er ſah mich wieder an — ja, ich kann's nicht anders ſagen: als wär' er der Seeſtern und ich die Alge. „Du Verſteinerte, du Statue! Dich fang' ich doch!" O, es war ein Lächeln ...

Hab' ich mich vielleicht doch getäuſcht? dacht' ich nach einer Weile, als wir weiterfuhren; ich wurde wieder dumm. Da waren wir aber zu den kleinen Inſeln gekommen, die in dem See oder Weiher ſind; es ſind zwei; Rußbach, der hier alles weiß, wußte auch, wie ſie heißen: Blumeninſel und Anneninſel. Bäume drauf, Ruhebänke, Roſen; — ich geh' ſo gern auf Inſeln hinauf; ich ſtieg alſo aus. Die Tante und das Kind blieben ſitzen, Rußbach kam mir nach. Als ich auf einer Bank ſaß, ſetzte er ſich auch; das Boot ſahen wir gar nicht mehr, es lag hinter den Bäumen feſt. Mir fuhr durch den Kopf: ſo waren wir noch nie allein! „Zum erſtenmal wir zwei allein," murmelte er gleich darauf.

„Ja," ſagt' ich und lächelte. Ich lächelte wohl recht ſüß; ich wollt' es.

Machte ihm das Mut? „Eine rührende kleine Inſel," fing er wieder an; „aber für ſo zwei Menſchen grade groß genug. Wenn die ſich nun in Bewegung ſetzte und aus dieſem Weiher wegſchwömme —"

„Wegſchwömme? Wohin?"

„Auf irgend einen Märchenſee. In die Einſamkeit. Mit mir und —"

Er ſprach nicht weiter.

„Und mit wem?" fragte ich. „Mit mir?"

„Nein, mit Ihnen nicht; Sie ſind ja verſteinert. Nein, mit einer, die lieben kann; und zufällig grade mich. Mit der auf dieſer Blumeninſel allein! Ohne Tanten und Couſinen, ohne die Blicke und die Reden der Menſchen; nur der Untersberg, der ſo vornehm verſchwiegen und neidlos herunterſchaut, ſchwömm' am Ufer mit. Und unter ſeinen Augen wären wir dann glücklich — paradieſiſch glücklich."

Er ſchwieg und wartete nun wohl, was ich ſagen würde. Ich hatte aber nur ein leiſes Lachen; das konnte er ſo deuten und auch ſo.

Er deutete es offenbar zu ſeinem Beſten. „Sehnen Sie ſich gar nicht nach Glück?" ſagte er und ſah mich an.

„Ich? — O doch. Wie ſehr!"

„Nach ſo einem Inſelglück?"

Ich ſchwieg eine Weile. Dann nickte ich.

„Fräulein Lydia!" warf er dann nur ſo hin; ſeine Stimme fing aber leiſe an zu zittern.

Ich nahm mich recht zuſammen und fragte wie im Scherz, doch wie mit durchſcheinendem Ernſt: „Wie lange denken Sie ſich ſo ein Inſelglück?“

Er lächelte mich an; ſo kann nur dieſer Rußbach lächeln. „Vom Neumond bis zum Neumond!“

„Und dann?“

„Dann? Dann — hat man im Paradies gelebt!“

Ich wußte ja, das wird kommen — ich hatt' es förmlich kommen hören — und nun gab mir's doch einen Schlag. Alſo *das* iſt deine Meinung, dacht' ich! Heiraten wollen? O nein, das iſt nichts für den großen Löwen. Mir zu Füßen ſinken: „ich kann nicht ohne dich leben — mein Weib —“ das hatt' ich nur in meiner Dummheit gedacht! Lieben — aber auf *Zeit*. Mich ſo haben wie er die andern hatte. Womöglich *ich* zu *ſeinen* Füßen!

Ich ſtand unwillkürlich auf. „Die Kalkalge dankt und zieht ſich zurück,“ ſchwebte mir auf der Zunge. Ich beherrſchte mich aber noch, that den Mund nicht auf. Ich ſah aufs Waſſer hinaus, ein ebenſo verſchwiegener Abgrund wie das; er konnte nun von mir denken, was er wollte.

Tante Male rief vom Boot her. „Sehn Sie,“ ſagt' ich und lächelte; „mit dem Inſeltraum iſt's ſchon vorbei. Wir müſſen in die Gondel zurück!“ Damit ſchwebt' ich fort. Er mir nach.

Ich hab' ihn am Abend nicht mehr geſehn. Mir — mir graut, ihn wiederzuſehn. Ich haſſ' ihn. Ich hab' einen wilden Haß auf ihn. O, ich war ihm ſchon zu gut geworden! Darum thut mir nun der

Haß ſo wohl. Der iſt der einzig Vernünftige; der kennt ſeinen Mann. Paradies-Seeſchnecke! Verſpritz' nur deinen Geiſt, dein Gift auf mich! Wirſt den Stein nicht auflöſen, wirſt mich nicht mehr täuſchen.

Aber ich werd' dich täuſchen, nimm dich in acht; ſo hat dich noch kein Menſch getäuſcht. Ich will dich ſo einwiegen und ſo hin und her reißen und ſo unſelig und ſelig machen, daß dir doch noch die Kniee brechen und du zu meinen Füßen vergehſt. Und dann —!

Aus Hans von Rußbachs Tagebuch.

8. Auguſt.

Aalglatt! Aalglatt! Jetzt kann ich ſie faſſen, denk' ich — gleich iſt ſie entſchlüpft.

Vielleicht bin ich zu ungeduldig. Wie lange werb' ich denn ſchon um die „Erzkokette"? Wozu ſchrieb ich denn neulich — eben leſ' ich's wieder —: „ich hab' Zeit und ich hab' Geduld"?

Als ich geſtern mit ihr allein auf der Bank ſaß, auf der Blumeninſel, hab' ich da zu viel geglaubt? Sie ſchien doch bewegt. Meine Phantaſie von der fortſchwimmenden Inſel, von dem heimlichen Paradieſesglück ſchien ihr zu Herzen zu gehn. Wär's denn auch ein Wunder? Sie will keine Feſſel, ich weiß es, ſie will keine Ehe; an ewige Liebe glaubt ſie nicht, ſo wenig wie ich. Aber ſie iſt fünfundzwanzig Jahre alt; auch ein ewiges Tändeln kann ihr nicht gefallen. Der Menſch will genießen! Auch ſie!

Und da bietet ſich ihr durch mich ſo ein „Inſelglück“. Was will ich denn von ihr, als was ſie ſelber wollen muß, wenn ſie ihrer Natur folgt? Hat ſie Scheu davor? Fürchtet ſie ſich? Sie kennt keine Furcht. Was die andern thäten, daran denkt ſie nicht; ſie geht ihren Weg; ein richtiges fin de siècle-Herz. Warum ſollt' ich denn nun nicht glauben, hoffen, ſie wird dieſe Paradieſesſtimme gern hören, wird mich recht verſtehn?

Geſtern ſchien's auch ſo. Als uns die Tante rief, ſah Lydia aufs Waſſer hinaus, als ſäh' ſie auf das kommende Glück. Auf der Rückfahrt dann, im Wagen — ſie ſchwieg meiſtens, aber ſie ſchien zu träumen, ganz heimlich; nicht verſtimmt, eher ſüß. Und heute, den ganzen Tag — es war, als ſei ſie weicher, milder, reifer geworden, ähnlich wie eine edle Frucht, die immer loſer am Zweig hängt — die endlich herabfallen wird. Ich ſah das und ward ſelber weich. Mir verging die Luſt, meine kleinen Künſte zu üben, meine Rolle zu ſpielen. Ja, daß ich's ehrlich ſage (wie ich ſoll und muß): als wir nach dem Abendeſſen, das wir auf der Terraſſe des Hotels eingenommen hatten, in einer halb offenen Laube uns gegenüberſaßen, wir vier, Lydias merkwürdig klaſſiſches Geſicht (nur das Kinn zu ſpitz) vom Mond bis zur Verklärung ſchön beleuchtet, edel, träumeriſch, ganz ohne den geſpannten oder lauernden Zug, der es zuweilen etwas entſtellt — da ekelte mir faſt vor mir ſelbſt, vor dieſem unaufrichtigen, heuchelnden Treiben. Es giebt ganz verrückte Gefühle, ſo eins

OXFORD INSTITUTION TAYLOR GERMAN SEMINARY LIBRARY

hatt' ich in dem Augenblick: wär' ich mit ihr allein gewesen, ich glaub', ich hätt' die ganze Maske von mir geworfen und ihr ein unsinnig offenes Wort gesagt!

So aber blieb es, zum Glück, nur bei dem Gefühl. Die Tante, durch den Mond schwärmerisch oder ästhetisch gestimmt, verlangte wieder Gedichte zu hören; ich griff in die Tasche und zog ein Heftchen hervor, in das ich mir neulich deutsche und andere hineingeschrieben hatte. Ich bin darin wie ein Kind, an meiner Stimme berausch' ich mich selbst; sie klang heute besonders gut. Eigentlich las ich ja doch nur für Lydia; danach hatt' ich die Lieder gewählt: musikalisch weiche, halb gesungene, in denen verlangt, begehrt, süßes Geheimnis gewünscht oder gewährt wird, ohne Weltrücksicht — die richtige Romantik der Verführung. Es waren aber Gedichte von so berühmten Namen, oder so „exotisch", spanisch, welsch, daß die gute, hochgebildete Tante keinen Anstoß nahm. „Schön! sehr schön!" war fast immer ihr erstes Wort. „Sehr heiß!" sagte sie nur einmal, mit tolerantem Lächeln. Lydia sagte nichts.

Hatten aber die Gedichte doch stark auf sie gewirkt? Als die Damen dann schlafen gingen und ich sie bis zur Dependance begleitete, blieb Lydia ein paar Schritte mit mir zurück, und so im langsameren Gehen fing sie plötzlich von unserm gestrigen Gespräch auf der Insel an. Sie selbst! Lydia! Ich traute meinen Ohren nicht. Es war zuerst nur ein Scherzwort — natürlich — dann kam aber ein ganz ernster

Digitized by Google

Ton. „Ja, die glücklichen Dichter," ſagte ſie, oder ſo ungefähr, „die können ſich ſo ſchön aus der Wirklichkeit hinausdichten, können in ſo kleinen, reizenden Paradieſen leben, — auf der ſchwimmenden Inſel, nach Ihrem Rezept!"

„Und wir gewöhnlichen Sterblichen nicht?" fragte ich, indem ich wie zufällig ſtehen blieb. „Was kann uns denn hindern?"

„Was uns hindern kann? Die ganze Welt! Die Welt, wie ſie iſt!"

Ich lächelte. „Das ſagt Fräulein Lydia?"

„Ja, das ſagt Fräulein Lydia. Wo haben Sie zum Beiſpiel die Inſel, die auf Verlangen fortſchwimmt und auch auf Verlangen wiederkommt, und ohne daß die Welt bemerkt: die war fort?"

„Aber wie Sie fragen. Solche Inſeln giebt's überall! Jedes Geheimnis, das gut gehütet wird, iſt ſo eine Inſel."

Sie ging weiter. „Aber wer hütet es?" warf ſie ſo in den Mondſchein hinein, der wie ein Kuppler zwiſchen uns auf dem Gartenſteig ging.

„Wer es hütet? Die beiden; wir ſprachen ja von zweien. Ich, Fräulein Lydia — denn ich war ja der eine — ich kann wunderbar hüten. Der Mond da iſt nicht ſo verſchwiegen wie ich. Und Erfindung, um das Geheimnis zu machen und zu ſchützen, Erfindung, glauben Sie mir, hab' ich wie ein Dichter."

Sie blieb mit einer ungeduldigen oder auch mißvergnügten Bewegung der ſchönen Schultern ſtehn. „Sie ſprechen nur von Verſchwiegenheit, von Er-

findung. Es fragt ſich ja doch vor allem, ob — jemand lieben kann."

„Ob ich lieben kann? — O Fräulein Lydia. Sie, mit Ihren Augen und Ohren, Sie wüßten das noch nicht? Ich darf ja nur nicht ſagen — was ich ſagen möchte. Wenn ich reden dürfte —"

Plötzlich lachte ſie auf; wir waren freilich auch der Villa, der Dependance, bedenklich nahe gekommen. „Wie Sie drollig ſind," ſagte ſie dann heiter, etwas übermütig. „Sie nehmen ſo einen Spaß ganz ernſt. Ich ſpaßte ja nur. Ich wollte Sie mit Ihrer Inſel necken. Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!"

Und ſie lief zur Hausthür, wo die Tante und das Couſinchen ſtanden, und ins Haus hinein.

„Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!" Es klang ſo ſilbern hell, aber wie Hohn.

Wollte ſie mich wirklich verhöhnen? ſie mich?

Oder war's doch anders? Hatte ſie's ernſt gemeint und erſchrak nun doch vor ſich ſelbſt?

Oder brach ſie nur ab, weil wir dem Haus zu nahe kamen? Soll ich morgen da weiterreden, wo wir heute aufhörten?

Aber wird ſie dann nicht wieder lachen und ſagen: „Verſtehen Sie denn keinen Spaß?"

So rätſel' ich wieder an ihr herum; es iſt tiefe Nacht. Aalglatt! Aalglatt! — Ich bin wütend, grimmig. Ich will ſchlafen gehn. Wozu ſchreib' ich mich denn verrückt? — Aber ich werd' nicht ſchlafen können.

Wär' ich nie gekommen! dacht' ich vorhin einmal.

12. Auguſt.

Doch, mein guter Hans, ſei du nur gekommen; es iſt nicht ſo ſchlimm. Vier Tage ſpäter, vierzehn Tage weiter! — Ein Schneckengang, ja; aber doch der Seeſchneckengang. Die Schwefelſäure, die auflöſende. Die Steinerne erweicht ſich doch!

Ich fühl's nur in Kleinigkeiten, aber doch in vielen.

Geſtern fühlt' ich's am ſtärkſten: wir waren ins Bayriſche, nach Schellenberg, gefahren, wo's immer Forellen giebt, und zur Almbachklamm. In der Klamm, die ſo marmorfarbenreich und reizend iſt, wenn auch mit den wilden Klammen gar nicht zu vergleichen, ſtiegen wir ſo weit wie möglich hinan; Tante „Male" blieb aber mit ihrem Vergißmeinnicht, dem Lieschen, vor der letzten Steigung zurück; ihre Kniee werden dann auf einmal ſentimental. Nur ich mit Lydia weiter! Wir ſtanden auf dem Brückchen über dem hinunterſtürzenden Bach, hörten auf ſeine eintönige Muſik und ſahen einander an. Kein Menſch ſonſt zu ſehn. Ich weiß nicht, was wir ſprachen, es iſt mir entfallen; ich war wohl zu erregt. Aber ich ſah ihre Hand, die auf dem Geländer lag; ſie hatte den Handſchuh abgezogen, um Mooſe zu pflücken und in dem klaren Waſſer zu ſpielen. „Was für eine ſchöne Zeichnung der Adern auf Ihrer Hand!" ſagt' ich. „Und das ſchöne, grünliche Blau! ſo geiſtig!" Sie lächelte, nicht gerade eitel, aber doch vergnügt. Ihr Blick ward herzlich.

„Darf ich das etwas näher ſtudieren?" fragte ich,

dadurch ermutigt, beugte mich auf ihre Hand und nahm sie in die meine. Ich betrachtete sie wie in wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Sie ließ sie mir.

Es war ein wunderbares Gefühl: wir zwischen diesen Marmorfelsen allein, und ich hielt ihre Hand, gab sie nicht wieder her; und sie ließ sie mir ...

„Ueberhaupt — was für eine Hand!" sagte ich. „Eine griechische Hand!"

Sie lächelte.

„Und wie schön ist diese Zweisamkeit," fing ich wieder an. „Ein natürlicher Marmortempel; Sie die Göttin darin — die Venus — ich hochdero Priester. Der Himmel sieht blau und heiter zu. Sehen Sie, wie weltverschollen! Hier könnte man sich auf der schwimmenden Insel glauben —"

„Aber gleich wird von unten die Tante rufen!" fiel sie mir ins Wort.

„Der Almbach rauscht zu schön, wir hören sie nicht."

„Dann wird Lieschen kommen. So ganz weltverschollen und weggeschwommen sind wir doch noch nicht!"

Aber noch immer hatte ich ihre Hand. O, jetzt Lydia an die Brust zu drücken ... Ich enthielt mich kaum. Das Blut stieg mir wie ein Nebel zu Kopf. Wer dem Teufel die Hand giebt, dacht' ich ...

„Haben Sie sie nun genug studiert?" sagte sie auf einmal leise und zog die Hand langsam fort. Es war wie ein Bedauern darin; als wollte sie sagen: „Ich thu's nicht gern; aber ich muß!" Einen Augen-

blick darauf kam Lieschen wirklich. „Mutter möchte wieder hinunter," ſagte das gute Mädel (eigentlich recht hübſch, ſo ein zartes Ding); „ſie ſchickt mich."

Wir traten den Rückweg an.

O, einmal nur eine Stunde mit dieſer Lydia ganz allein! Eine Stunde nur! aber ſo recht allein! — Dieſen Traum träum' ich jetzt im Wachen alle Tage: in unſerm Hotelgarten, ganz am Ende, iſt eine Laube, völlig zugewachſen. Da mit ihr zu ſitzen, abends, im Dunkeln! Dahin kommt faſt kein Menſch. Sie aber, weiß ich, geht gern dahin. Lydia! Wenn du mir auch dann deine Hand läßt ...

Du wächſt mir entgegen, ich fühl's. Du wirſt mein! wirſt mein!

Aus Lydias Tagebuch.

16. Auguſt.

Wie lange hab' ich nicht geſchrieben. Ich mochte nicht. Ich wollte nicht. Es iſt ſo verworren in mir. Ich bin oft ſo aufgeregt; mein Schlaf wird erbärmlich. Ich hatte es tändelnd angefangen, ſorglos wie gewöhnlich; noch ein Sieg! dacht' ich, und zwar der Hauptſieg! Die Rache für das ganze Geſchlecht! — Und nun wird mir ſo fieberhaft. Wie iſt das gekommen? Iſt es ſeine Abſicht, ſein Betreiben, oder ſtrahlt es nur ganz natürlich von ihm aus, daß er mir immer mehr auf die Sinne geht? — Ja, ja, auf die Sinne, es iſt ſo; hier wird nicht geleugnet (eben wollt' ich's noch unterdrücken; pfui!). Ueberhaupt, mir iſt ſo „hin und her". Was will ich?

Was möcht' ich eigentlich? Nur einen kalten, koketten Sieg? Lydia? Lydia??

Neulich (Gott, es iſt ſchon ſo lange her) in der Almbachklamm. Ich war furchtbar, raſend kokett; ich ließ ihm die Hand, die auf dem Geländer lag, ließ ihn damit ſpielen; werd' du nur recht toll! dacht' ich. Aber eigentlich wurd' ich dann toll; ſo ging mir's noch nie. Ich hatte förmlich das Gefühl, als elektriſiere er mich; als ging' aus ſeiner Hand durch meine ein Strom, zu meinem Herzen oder wohin; durch den ganzen Menſchen. O, es war eigentlich ein entzückendes, ſanftes, ſüßes — aber mir ſo erſchreckend unheimliches Gefühl. Und wie er gleichzeitig ſprach — ſeine gräßlich warme Stimme, die ſich ſo traumhaft mit dem Bachrauſchen miſchte — der Stimmklang, die dreiſten, verführeriſchen, poetiſchen Worte, faſt wie ein Gedicht, und der elektriſche Strom dazu ... Jetzt möcht' ich mich ganz vergeſſen! dacht' ich; oder fühlt' ich's nur. Ich hatt' ſo eine tiefe, plötzliche Empfindung: wie wunderbar ſchön muß es ſein, gar nicht mehr an ſein Ich zu denken, gar keinen Ichwillen mehr zu haben, ſich ganz zu vergeſſen!

Furchtbar ſchwer ward mir's, dagegen anzukämpfen und mich zu behalten. Hat er dieſen Kampf gemerkt? Ich hoffe nicht. Ich ſetzte meine Worte noch recht gut; wenigſtens ſchien mir's ſo. Meine Stimme zitterte auch nicht. Noch ehe Lieschen kam, hatt' ich mich gefunden.

Seitdem bin ich auf meiner Hut wie noch nie. Aber, Gott im Himmel! war das mein Gedanke? Ich

wollte erobern, einen Siegesmarsch machen — à Berlin! à Berlin! — und wehr' mich nun meiner Haut?

Und er? Was will er? — Manchmal denk' ich, er hat doch wirklich schon ernste Gedanken, er giebt die schwimmende Insel auf und strebt nach meiner Hand! — Bei Gott! Wie erklär' ich mir sonst das gestrige Gespräch? Wir standen alle vier auf dem Mönchsberg, da wo er am schmalsten ist, über dem Tunnel; — ach, mein geliebter Mönchsberg! Der ist doch am ganzen Salzburg das Schönste! Uns gegenüber war der aristokratische Riese, der Untersberg, unter uns der kleine neue Stadtteil und der Ofenlochberg, der wie ein Ableger vom Mönchsberg dasteht. „Den möcht' ich haben!" sagte Rußbach.

Tante Male wunderte sich: „Den kleinen Berg da mit dem häßlichen Namen, auf dem lauter Wald ist und weiter nichts?"

„O, es sind auch Wiesen drauf, mitten im Wald; und ein Steinbruch. Aber ich seh' den Berg nur als Rohstoff an; und im stillen wundre ich mich schon lange, daß das keiner von den Millionären thut! Es giebt doch so viele. Sie haben aber keine Phantasie, wie es scheint. Denken Sie, gnädige Frau! Was wär' aus dem Berg zu machen! Eine Götterlage; und eine kleine Welt für sich. Ein kleines Capri, nur am festen Land! Auf diesem langen, jähen Fels baut man am schönsten Punkt eine Villa; vom Wald läßt man stehn, so viel man will; aus dem übrigen macht man Rasen, Wiesen, Park — schöne Einsamkeiten . . ."

Er sprach noch eine Weile so fort. Er war so lebhaft und beredt wie nie.

„Das kostet dann aber Millionen," erwiderte die Tante.

„Nein; was denken Sie? Den Berg kriegt man für ein Butterbrot; und das Bauen dann kostet nicht gar so viel. Sie könnten's machen, gnädige Frau."

„Ich? O nein. So reich bin ich nicht."

Er wandte sich an mich: „Oder Sie!"

„Ich schließe mich dem Vorredner an," gab ich ihm zur Antwort. „So viel übriges Geld hab' ich leider auch nicht."

Er lächelte, sonderbar aufgeregt, wies auf sich und mich. „Machen wir's zusammen!"

Es gab mir einen Schlag durch den ganzen Leib. So ein Wort hatte er noch nie gesprochen. Auch so ein Lächeln hatt' ich noch nie an ihm gesehn. Die Tante guckte ihn an, beinahe naiv verwundert, so gut sie sich sonst beherrschen kann.

Einige Augenblicke mußt' ich schweigen, ich brachte nichts heraus. Als ich dann mit der nötigen „Unbefangenheit" lächeln konnte — es lächelte übrigens noch jemand in mir mit, ich fühlte es — so sagte ich möglichst graziös: „Wenn wir beide zusammenlegten, ja, dann möcht's wohl gehn. Ich hab' aber so gar keine Bauwut; ich bin mehr Zigeuner. Möcht' Ihnen lieber zu 'ner Aktiengesellschaft raten."

Gott, wie dumm! dacht' ich dann; es war aber schon heraus. Es kam ja übrigens nur drauf an,

daß ich etwas ſagte, und etwas Dummes war vielleicht das Beſte.

„Wie Sie meinen," antwortete er nach einer Weile. Dann war er ziemlich lange ſtill. Wir auch. Tante Male betrachtete den Ofenlochberg durch ihr Augenglas.

„Das wär' ein Familienberg," murmelte er dann. Sich zu Lieschen wendend, ſetzte er hinzu: „Für einen Patriarchen mit ſeiner Familie, mein' ich. Da hätt' er ſeine Inſel für ſich — keine fortſchwimmende — eine ſolide, feſte. Ja, da oben mit einer ſeligen Bande von Buben und Mädeln zu hauſen — dieſe göttliche Natur um einen herum — das wär's noch wert, Familienvater zu ſein!"

„Mit der richtigen Frau dazu," ſagte er nach einer Weile und ſah über die Schulter, wie zufällig, auf mich.

Soll ich mich ſchämen oder nicht? Ich bin rot geworden, ich, die eigentlich ſonſt nie errötet. „Ce front qui ne rougit jamais", ſagte einmal X., der Attaché, mit einem frechen Spaß auf mich. Und ich ſtand nun da und ward ſechzehnjährig rot!

17. Auguſt.

Ich muß das noch zu Ende ſchreiben; geſtern mocht' ich nicht mehr. Was will dieſer Rußbach? Was hat er gewollt? Hat er mir wirklich ſagen wollen: „Auf das Inſelparadies hab' ich verzichtet, ich hab' dich ernſthaft, ehrbar lieb; ich will dich, wenn du willſt, zur Frau?"

Und wenn er nun käme und mir das ſagte? Wenn er morgen kommt? Was thu' ich dann? Rauſch' ich dann als kalte Siegerin davon?

Mein Schlaf wird ſchon troſtlos. Dieſe letzte Nacht lag ich wieder Stunde um Stunde ſo da; oder ging durchs Zimmer. Erſt am Morgen ſchlief ich; aber da wacht' ich bald wieder auf, aus einem wilden, verrückten Traum. Mich fragte jemand, ich weiß nicht wer: „Warum verlobſt du dich nicht?" „Ich bin ja verlobt," ſagte ich. „Mit dem Herrn vom Ofenlochberg. Wir wollen da eine Familie gründen." Und richtig, plötzlich war Rußbach da; und der Jemand war fort. Und Rußbach umarmte mich wie ein Bräutigam; aber glühend, glühend. Ja, ja, ich will's einmal genießen! dacht' ich und hielt unverſchämt ſelig ſtill. Ich weiß noch, wie ich mich in ſeine Arme drückte; wie ich wiederküßte. Alſo das iſt die Liebe! dacht' ich. Es dauerte nach meinem Gefühl eine ſchön lange Zeit; dann hielt er mich aber nicht mehr umſchlungen, er kniete vor mir. Da fühlte ich: ſo, nun iſt's aus! und ſtieß ihn zurück und rauſchte aus der Thür.

Und da war ich auch ſchon erwacht.

O Gott — —

Ja, hinſchreiben muß ich's: den Gedanken, das zu erleben, hatt' ich heut den ganzen Tag. Es iſt eine Sehnſucht über mich gekommen — die hat *er* gemerkt — doch *einmal* die Zärtlichkeit der Liebe zu erleben, einmal in dieſem Rauſch zu ſein. Was hab' ich mit all dieſem Gethue denn bis heut erlebt?

Ach, ich bin ſo heraus aus mir. Ich taumele hin und her, wie wenn ich zu viel getrunken hätte. Es iſt oft wie ein Fieber in mir.

Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will mich behaupten! Meine kühle, kalte, gelaſſene Ruhe will ich wiederhaben. Er ſoll nieder! nieder!

Aus Rußbachs Tagebuch.

19. Auguſt.

Du wehrſt dich noch immer? Du ergiebſt dich nicht? Der Stein ſchmilzt ſo langſam?

Ich hab' noch eine gute Waffe, mit der will ich's jetzt verſuchen. Fräulein Eliſe ſieht mich mit ihren ſanften Vergißmeinnichtaugen oft ſo rührend an; es iſt eine naive Bewunderung drin — und wohl auch noch anderes. Ich will ihr meine Huldigung zuwenden; dann, denk' ich, wird die Eiferſucht wohl das letzte thun und mir die andere, die Stolze, in die Arme werfen.

Sie ward rot, als ich von dem Idyll auf dem Ofenlochberg, von der „richtigen Frau" ſprach; ja, ich hab's geſehn! — Sie wartet nun wohl, daß ich komme, ihr die ſittſame „Aktiengeſellſchaft" zu zweien anzutragen. Nein, ſchöne Lydia, das doch nicht! Aber deine Phantaſie ſoll ſich mit Bildern der Liebe füllen, und dein Herz mit Sehnſucht. Kommt dann im rechten Augenblick die „Inſel der Cythere" vorbeigeſchwommen, ſo ſteigſt du ein — und fort!

„Verzeihen Sie, liebes, gutes Lieschen, wenn ich

nun auch Sie ein wenig täuschen, Ihre freundliche Seele beunruhigen werde, ohne ihr das Glück zu verschaffen, das sie gewiß verdient. Das ist der Krieg — der große Krieg zwischen Mann und Weib! Da trifft's wohl auch den Unschuldigen, den es gar nichts angeht. Die eine der beiden kriegführenden Mächte zieht durchs neutrale Ländchen; es macht sich so, es muß sein.

Gutes Kind, ich bin auch nicht glücklich! Mir ist oft elend, widerlich, „schofel" zu Mut; mir ekelt vor diesem Gaukelspiel. Ich möchte wohl — — Dann lach' ich aber über diese Sentimentalität. Das ist Nervenschwäche. Der Krieg ist der Krieg! Und nur der Sieger hat Recht!

Ich will Recht behalten.

Aus Lydias Tagebuch.

24. August.

Heut hatt' ich ein merkwürdiges Gespräch mit der Tante. O, o, o!

Wir saßen in unserm gemeinschaftlichen Zimmer, das wir den Salon nennen; Lieschen war in die Stadt gegangen, allerlei zu kaufen. Tante Amalie war mit mir allein. „Nun?" fängt sie auf einmal an, nach einigen gleichgültigen Reden. „Da wir schon allein sind — ich hab' eine Frage an dich, eine ernsthafte, wichtige."

„Eine wichtige?"

„Ja, du mußt schon erlauben, da es mich jetzt

leider mitbetrifft. Wie ſteht es denn nun zwiſchen dir und ihm?"

„Und wem?" fragte ich. Auf einmal aber ſah ich alles kommen.

„Alſo Herrn von Rußbach. Ich bitte dich, Lydia, ſag' mir — — So kann's ja doch nicht weitergehn. Wie lange willſt du ihn noch ſo hinhalten?"

„Tante!" ſagte ich und ſtand auf.

„Nein, nein, nein, bleib ſitzen. Ich hätt' noch hundert Jahre geſchwiegen, und hätt' ich inwendig auch noch ſo ſehr den Kopf geſchüttelt; aber nun bin ich als Mutter getroffen, da muß es heraus. Herr von Rußbach liebt dich, er wirbt um dich, das iſt keine Frage —"

„Das iſt keine Frage?"

„Nein. So viel ſehen meine Augen doch auch! Du aber — na, du biſt, wie du biſt, und du hältſt ihn hin. Das fängt an, ihn toll zu machen; da iſt er auf das alte Mittel verfallen — das ich gräßlich finde — aber in dieſen Liebesgeſchichten iſt ja ſo viel Gräßliches. Er macht nun Lieschen den Hof. Und das arme Kind — ſie hatte ja von Anfang an 'ne Schwäche für ihn; ich hab's gleich gemerkt. Nun hängt ſie an ſeinen Augen — blüht auf — lächelt manchmal ſo ſtill vor ſich hin — es iſt unerträglich. Das ſoll ich mit anſehn? Wenn ich doch weiß, er liebt ſie nicht, es iſt nur Berechnung, Verzweiflung, er will dich eiferſüchtig machen? Und ſie, mein Kind, ſoll's bezahlen?"

Mir fiel jedes Wort auf die Bruſt. Ich wußte

auch, während sie sprach, daß ich nichts zu erwidern hätte. Ich saß so da, als sie aufhörte, zuckte nur mit den Achseln; weiter wußt' ich nichts.

„Lydia!" fing sie dann wieder an. „Ich hab' jetzt ein Recht zu der Frage — ach was Recht: die Pflicht. Wann willst du mit ihm ein Ende machen, so oder so?"

„Das soll ich jetzt sagen?"

„Ja!"

„Ein Ende machen? Wie macht man das? Hat er denn schon gesagt, der Herr, was er will?"

„Das sagt er dir heute noch, wenn du ihm nur Mut machst. Davon bin ich so überzeugt, wie daß ich hier sitze. Und du — du bist so klug — wenn du nur willst, so kannst du's!"

„Und wenn ich nicht will?" sagte ich. „Weil ich vielleicht nicht weiß, was ich will?"

„Dann mußt du mir erlauben, daß ich wenigstens ein Ende mache; denn diesen Unsinn, dieses Elend mit dem Kind seh' ich nicht länger mit an! Dann geh' ich mit Elise morgen fort — sie mag sagen, was sie will. Ich hab' sie auf der Seele!"

„Du fort? Ja, dann könnt' ich ja auch nicht bleiben. Dann müßt' ich ja zu meinem Bruder zurück!"

„Scheint mir auch so, meine Liebe; ja, was kann ich dafür? Ich hab' meine Pflicht. Ueberleg' dir's, bitte. Du hast noch diesen ganzen Tag. Morgen bitt' ich um dein entscheidendes Wort. Jetzt — will ich auf mein Zimmer gehn; mein Kopf ist zu schlecht.

Dieſe abſcheuliche Geſchichte macht mir auch noch Kopfweh. Morgen ſprechen wir mehr davon!"

Damit ging ſie aus der Thür.

Das war dieſen Morgen; nun iſt's Mittag, ich ſitz' in meiner Stube, hab' mich eingeſchloſſen, ſchreib' Seite um Seite voll — und hab' wirkliches Fieber, glaub' ich. Dieſe ſchwere Glut. Dieſes Durcheinander in meinen Gefühlen und Gedanken, während ich doch ſcheinbar ſo vernünftig ſchreibe. Zuweilen denk' ich, ich werd' verrückt! — Nein, ich werd' nicht verrückt. Ich bleib' bei Verſtand. Nur ruhig, ruhig. Aber was nun thun? Was nun thun?

Denkſt du denn, Tante, ich fühl's nicht? Er mit einer andern? — Ich ſah, wie es anfing, da lacht' ich noch; das iſt nur die letzte Zuckung, dacht' ich, der letzte Kampf ſeines Widerſtrebens; er thut, als wär' er bei Lieschen; er wird wiederkommen! — Aber wenn er nicht wiederkommt? Es iſt heut der fünfte Tag. Er kommt ja nicht wieder. Dieſe Niederlage! O dieſe Schmach! Er vielleicht zu ihren Füßen, ſtatt zu meinen!

Nein, lieber ihn an mich reißen, ſo oder ſo, um jeden Preis! — —

O Gott, hätt' ich nicht all die Jahre ſo thöricht, ſo im Gethue gelebt! Dieſe Wut, kokett zu ſein, mit den Männern und mit dem Leben zu ſpielen, womöglich die beſte Tennisſpielerin mit dem Gefühlsracket zu ſein — woher kam denn das? Aus dieſem ewigen „gebildeten" Müßiggang. Hätt' ich doch lieber in der Küche oder am Nähtiſch oder im Kuhſtall ge-

lebt! Hätt' ich im Ernſt ſo werden müſſen wie damals vor acht Jahren, in Magdeburg, als ich bei meiner ſiebzehnjährigen Buſenfreundin wohnte; wir hatten's uns ausgebeten, ſie war mit ihren jüngeren Geſchwiſtern allein. Wir beide gingen zum Markt, zum Schlächter, ſelber einzukaufen; wir kochten und brieten und backten. Nur zum Vergnügen; es war eine Seligkeit. Wär' doch irgend ein Ernſt aus dem Spaß geworden. Im Schweiß meines Angeſichts arbeiten, ſorgen! Not und Mühe haben! Dann wär' ich nicht ſo geworden, wär's nicht ſo gekommen!

(Später. Mit etwas mehr Vernunft.)

Ich las eben wieder nach, was ich heut mittag geſchrieben habe, und ich mußte lachen. Das iſt wirklich ſiebzehnjährig. Dieſes „hätt' ich nicht" und „hätt' ich doch" und „dann wär's ſo und ſo!" Warum ſo und ſo? Ich bin wie ich bin, und ſo kann's auch bleiben!

Ihm „Mut machen", Tante? O ja, das will ich, du ſollſt dich wundern. Zu Befehl, heute noch. Aber ſo, wie mir's gefällt!

Zu meinen Füßen!

Aus Rußbachs Tagebuch.

24. Auguſt. Vor Mitternacht.

Hahaha! Das iſt gut gegangen. Das war eine gewonnene und verlorene Schlacht. Da ſitz' ich, wie vor den Kopf geſchlagen. Ich wüte. Ich weiß nicht, wo hinaus. Das wird eine ſchöne Nacht!

Wir hatten zuſammen zu Abend gegeſſen, im Speiſeſaal, in Eile; der Tante gefiel's da nicht, ſie ſtrebte nach Haus. „Wollen Sie noch Ihren gewohnten Spaziergang machen," ſagte ſie zu mir, „ſo kommen Sie doch nachher noch auf ein Stündchen; ich geb' Ihnen eine Taſſe Thee oder ein Glas Wein; ſchlafen kann man ja doch bei der Schwüle noch lange nicht!" — Es wetterleuchtete überall; auch im Blut gewitterte es. Die Tante alſo mit den Mädeln heim. Ich irrte im Garten herum. Es war wolkig, ſternlos, dunkel. Ich kam ans Ende, wo die geſchloſſene Laube iſt; da hör' ich etwas rauſchen, und eine Geſtalt bewegt ſich auf dem Seitenweg. Mir ſtieg ſogleich eine Ahnung auf ... Ich komme näher, es iſt Lydia.

„Sie hier?" ſage ich.

„Ich halt's in den Zimmern nicht aus," ſagt ſie. „Hier iſt doch wenigſtens ein Hauch von Luft."

„Ich darf Ihnen Geſellſchaft leiſten?"

„Wenn Sie mögen, warum nicht. Aber — ich denk' mir, Lieschen wartet."

„Wieſo wartet Lieschen?"

Ich hörte eine Art von Lachen; ſehen konnt' ich nicht viel. Ihr Geſicht war jetzt ganz im Dunkeln, Bäume und Gebüſch rundum. In dem Lachen war aber etwas wie ein leiſes Zittern.

„Ach, wozu uns darüber unterhalten," ſagte ſie dann. „Sie thun, was Sie wollen; ich thu's ja auch. Ich wunderte mich nur, daß Sie hier ſo allein umherirrten. Und daß Sie mir Ihre Geſellſchaft anboten. Sie haben's ja nicht nötig."

„Fräulein Lydia —!"

Ich hörte in jedem Wort, das ſie ſprach, ein verhaltenes, mühſam unterdrücktes Gefühl; oder ich glaubt' es zu fühlen. Hat dich die Eiferſucht endlich mürb gemacht? ging mir durch den Kopf. O Gott, dacht' ich dann, wenn du auch ſo mürb biſt wie ich —! Ein Sehnſuchtsgewitter fühlt' ich durch den ganzen Menſchen. Ich fühlte faſt mit Erſchrecken, aber auch mit raſender Luſt, wie mein Verlangen nach dieſer Lydia, meine Liebe — nun ja, nenn's doch Liebe, es iſt doch Liebe — unermeßlich gewachſen war ſeit dem erſten Tag; wie blaß noch meine Empfindung war, als ich hierher reiſte, um ſie wiederzuſehn — und wie ſie mich jetzt erfüllt. „Fräulein Lydia!" fing ich wieder an und trat dicht vor ſie hin. Ich ſagte ihr — ich weiß nicht, was. Ich kann's nicht mehr finden. „Was iſt mir Lieschen," ſagte ich; nur das weiß ich noch. Ich ſprach nicht von Liebe, aber eigentlich war ſie doch wohl in jedem Wort. Lydia hörte zu, ſie ſagte nichts. Aber ſie hörte ruhig zu. Wir kamen in die tiefdunkle Laube hinein — ich glaube, ich ging voran, und mir war, als zöge ich ſie magnetiſch nach. Meine Laube! Darin ſtand ſie nun! Mir fing das Herz an zu zittern; ich ſegnete mein Geſchick.

„Lydia!" ſagte ich; oder noch „Fräulein Lydia"? Ich weiß es nicht mehr. Ich nahm ihre Hand. Sie ließ ſie mir. Ich ſprach dies und das; nicht viel. Sie ſeufzte. Ich hörte ſie ſeufzen, bei Gott, es war keine Täuſchung. Da zögerte ich nicht mehr. Ich

riß ſie an mich, ich bedeckte ſie mit Küſſen. Ich erſtickte mit meinen Lippen, was ſie ſagen wollte. Dann war ich auf eine Bank geſunken und zog ſie auf meinen Schoß.

Da! Da ſprang ſie auf. Wie eine Feder entſprang ſie mir. Und da ich ihr nach wollte, ſtieß ſie mich zurück, daß ich taumelte. „Sie Elender!" ſagte ſie; ja, das hör' ich noch; ſonſt ſauſten mir nur wilde Geräuſche im Ohr; auch ein Donner in den Wolken rollte. „Sie Schurke!" warf ſie mir ins Geſicht. „Frecher, frecher Schurke!"

Dann verſchwand ſie. War fort.

Ich taumelte ihr nach einer Weile nach. Ich war wie von Sinnen. Wenn ſie mich von ſich ſtieß, gut; aber „frecher Schurke"? mit dieſer höchſten, wildeſten Empörung, als hätt' ich Tempelſchändung gewagt? Du? Wer biſt du? dacht' ich. Die Blitze zuckten nun hier und da. Der Donner ging über die Berge hin. Regen fing an zu praſſeln.

Ich ſtand vor der Dependance; bin ja eingeladen! ſagte ich trotzig, um mich aus dieſer unerträglichen Betäubung und Vernichtung wieder aufzurichten, und trat in das Haus. Mit eherner Stirn! war mein Gefühl. Meine Füße gingen aber unſicher, nicht ſo wie ich wollte. Ich trat in den Salon der Damen ein. Sie waren alle drei darin; Lydia am Fenſter.

„Der Regen ſchwemmt mich herein," ſagte ich.

Tante Amalie lächelte höflich freundlich, bat mich, Platz zu nehmen; Fräulein Eliſe machte den Thee. Lydia wandte ſich langſam herum, zu mir, mit einem

nicht faſſen könnenden Erſtaunen, wie mir ſchien. Ich nahm mich faſt übermenſchlich zuſammen und ſagte irgendwas zu ihr; hab' vergeſſen, was.

Sie zuckte; ihre Augen durchbohrten mich. „Entſchuldige mich einen Augenblick," ſagte ſie gleich darauf zur Tante, mit etwas heiſerer Stimme; dann zu mir: „Bitte, auf ein Wort!" — Sie ging hinaus, ich mechaniſch nach. Wir ſtanden auf dem Vorplatz. Lydia, ihre Stimme dämpfend, beide Hände geballt, leichenblaß: „Sie wagen mich noch anzureden. Nach dieſer grenzenloſen Beſchimpfung wagen Sie das noch. Nachdem Sie mein Vertrauen ſo mißbraucht haben ... Gutmachen, verſtehen Sie? Sie werden das gutmachen, oder ich ſpreche nie mehr ein Wort mit Ihnen, ich kenne Sie nicht mehr!"

„Wie denn gutmachen?" fragte ich; mir fiel in dem Augenblick nichts anderes ein.

Sie antwortete nicht, ſie rauſchte ins Zimmer zurück.

Ich wagte mich nicht wieder hinein; all mein „geſellſchaftlicher Mut", meine Faſſung war hin. Ich ging durch den Regen zum Hotel, auf mein Zimmer; mochten Tante und Couſine nun denken, was ſie wollten. Ich hab' hier ſtundenlang geſeſſen — und mir mein Schickſal herangedacht. Es kommt auf mich zu; ſo, wie heut abend die Wetterwolke. Es wird niederpraſſeln, wie die.

Gutmachen! Was heißt das?

Ihr die Hand anbieten! Heiraten! Was denn ſonſt?

Heiraten! Ich! Ich ſie?
Das wär' dann das Ende! —

Und was nützt dir dieſes bittere Lachen? Nach dieſen vergrübelten, verwüteten Stunden weißt du nun ja doch, daß es kommen wird. Sonſt nie mehr ein Wort mit ihr ſprechen? Sie kennt dich nicht mehr? All die raſende Sehnſucht ungeſtillt? Du mit ſolcher Schmach beſiegt — der berühmte Frauenſieger? Aus der Thür geworfen? Und ſie nie beſitzen? Nie?

Haſt in dieſer Stunde ſchon dreimal geſagt: „Nun, ſo muß ich heiraten." Daß du dazu auflachſt, das hilft dir nichts. Du willſt ſie haben! um jeden Preis! Thu' nicht, als wär's nicht ſo. Du biſt ein toter Menſch, wenn du ſo davonſchleichen mußt. Du erträgſt es nicht. Du wirſt hingehn: „Verzeih' und nimm mich!" —

Ich bin todmüde nach dieſen beiden Gewittern; ich gähne in einem fort. Ich will ſchlafen gehn.

(Gegen Morgen.)

Es nützte nichts. Hab' nicht geſchlafen.

Aber „Nein!" ſag' ich. „Nein!" Dieſe Heiratspoſſe ſpiel' ich nicht. Poſſe? Es würd' eine Tragödie.

Nein, ſo elend, ſo ſchwach bin ich doch noch nicht. Noch dieſen Tag reiſ' ich fort!

Aus Lydias Tagebuch.

24. Auguſt. In der Nacht.

Ich find' keine Ruhe. Was wird werden? Was ſoll ich thun? Damit wälz' ich mich hin und her.

Dieſe Küſſe brennen auf mir. Statt zu meinen Füßen — ſtatt ſeine Liebe zu bekennen, um meine Liebe zu flehn — o, ſtatt deſſen ſo! Ein Küchenmädel! Der Satyr mit der Nymphe!

Es iſt, wie wenn ich mein Ich verloren hätte, es iſt unerträglich.

Und wenn er nun käme, um gutzumachen? und mir ſeine Hand — —?

Als wären jetzt zwei Menſchen in mir! Einer, der keine Feſſel will, auch nicht lieben will; und einer, der ſich heimlich ſagt: er ſoll büßen — lebenslang — in meinen Armen! Der iſt in den „frechen Schurken“ verliebt, ſag's nur; der ſehnt ſich nach einem ſoliden Glück. — Dann fragt der eine den andern: Und taugſt du denn zur Ehe? Und er, er, iſt das ein Mann zum Heiraten?

Und ich weiß nicht, wer ich eigentlich bin, der oder der? — Was ſoll ich? Was will ich?

25. Auguſt.

Es iſt geſchehn. Ich bin Braut. Seine Braut! — Nein, ich kann's nicht faſſen.

Es nützt nichts, daß ich darüber ſchreiben will. Ich kann's noch nicht faſſen.

Aus Rußbachs Tagebuch.

25. Auguſt.

Doch nicht abgereiſt. Unterlegen. Verlobt!

Es ſoll hier ſtehn, zum ewigen Gedächtnis. Am 25. Auguſt dieſes gottgeſegneten Jahres, morgens um

elf, hat ſich Hans von Rußbach, der große, berühmte Ehefeind, nach dem Vorbild und zum Triumph aller Spießbürger, unter allen Zeichen der Zerknirſchung verlobt!

Aus Lydias Tagebuch.

26. Auguſt.

Er trat herein.

Nachmittags.

Ich bin ganz konfus. Was war heute morgen? Ich wollte ſchreiben, fing an; dann — — wer weiß, nach wie langer Zeit — — dann find' ich mich im Winkel kauernd, auf dem Fußboden, wie aus einem Meer von wirren Traumbildern oder Gefühlen erwachend; das Buch, mit den drei Worten, liegt auf dem Tiſch.

Was war denn da geſchehn? Ich kann's nicht begreifen.

Ich wollte niederſchreiben, wie das alles gekommen iſt! — Alſo: er trat ein —

Unſinn. Wie kann ich damit anfangen; er trat ja noch nicht ein. Er hatte vorher einen Brief geſchickt. Der kam, als ich nach dem ſpäten Frühſtück noch im Salon mit Tante Male und Eliſe ſaß; nach der ſchlechten Nacht todesmatt, mit ſchlafhungrig brennenden Augen — ſo wie jetzt. Ich nahm den Brief; es ſtand darin (ich ſchreib' ihn ab):

„Ich ſoll gutmachen, ſagen Sie. Laſſen Sie mich zunächſt dadurch büßen, daß ich offen bekenne: ich hab' trotzen wollen, ich hab' abreiſen wollen, weil

der Egoiſt in mir, der Ehefeind, der ſo lange Zeit das große Wort hatte, ſich gegen die einzige Art des Gutmachens, die es nach meinem Gefühl giebt, mit allen Kräften auflehnte. Er iſt aber doch nur ein Teil von mir. Der andere Teil, der größere und, glauben Sie mir, auch der beſſere, lechzt danach, ſein Unrecht zu ſühnen, und er ſchreit nach Ihnen. Er fühlt, daß er nicht ohne Sie leben kann. Wenn Sie ihn etwas lieb haben können, und wenn Sie glauben können, daß er nun immer der Stärkere ſein wird, und daß er um ſo ſtärker ſein wird, je mehr Sie ihm helfen — ſo verzeihen Sie mir, Sie, die ich in einem Augenblick der Raſerei aus verirrter Liebe beleidigt habe, und geben Sie mir eine Lebenshoffnung.

Ich bin wie ein verlorener Menſch ohne Sie. Ich kann ſo nicht leben.

Verzeihen Sie: das hab' ich ſchon geſagt.

Es iſt aber tauſendmal wahr!

Können Sie mir keine Hoffnung geben, ſo ſollen Sie ſich mit keiner Antwort quälen; ſchicken Sie mir dann einfach dies Billet zurück. Ein paar Stunden danach bin ich abgereiſt.

Ich zittere vor Ungeduld. Ich fürchte — und ich hoffe."

Ich hatte den Brief geleſen und ſaß wie im Traum. Mir gefiel darin die Aufrichtigkeit; weiter — weiter konnt' ich nicht denken. Ich fühlte nur, daß ich langſam in einen Abgrund hinunterſank; und daß ich das wollte — und doch davor zitterte —

es war ganz ſo unſinnig und ſo ſchrecklich wie in einem Traum. Tante Male ſieht mich an; auf einmal reich' ich ihr den Brief hinüber; ſo, nun iſt's geſchehn! dacht' ich dann. Als ſie ihn geleſen hat, kommt ſie auf mich zu. „Gott ſei Dank!" bricht's aus ihr hervor — und ich fühlte förmlich, wie die drei Worte mich elektriſierten. Plötzlich war's entſchieden, mein Ja. „In Gottes Namen!" ſo hieß es in mir. Sie ſprach weiter, ich hört' es kaum. Ich hörte nur wie eine Art von Glockengeläut: „Gott ſei Dank!" und „In Gottes Namen!"

Was ſagte ich dann? Das iſt mir entfallen. In mir iſt ſo manches wie tot; das ſchlafloſe Gehirn iſt zu leer. Ich ſeh' nur noch Eliſe ſtehn vor ihrem Stuhl; ſie war totenblaß, das gute Kind. Aber ſie ſtürzte dann auf mich zu, umarmte mich, drückte mich: „Ja, nimm ihn! Nimm ihn! — Das iſt gut! Das iſt gut!"

Auf einmal ſah ich dann ihn in der offenen Thür. Hatte die Tante ihm ein Wort geſagt? Oder kam er ſo, aus Ungeduld? — Nein, ſie hatte ihm wohl am Fenſter gewinkt. Jawohl, ja freilich, ſie hatte ihm vom Fenſter aus —

Ich ſchreib' ſo konfus. — Ach, was liegt daran. Ich ſchreib' ja doch nur für mich.

Was er und was ich geſprochen haben — und wenn ich's auch alles noch wüßte, ich will's nicht mehr wiſſen! — Gott, wie war dies möglich? — Ich ſtand neben der Tante, ich drängte mich faſt an ſie; plötzlich nichts als Furcht. Seine Augen glühten.

Meine glühn wohl auch! dacht' ich. Und während er oder die Tante sprach, dacht' ich, immer noch wie im Traum: nein, wie ist dies möglich? — Das eine weiß ich, daß ich ihm sagte (da hatt' ich grade einen festen Mut, eine Art von Lächeln): „Strafe muß sein. In den nächsten Tagen — in der nächsten Zeit — berühren Sie mich nicht!"

Er verneigte sich. „Aber Sie?" sagte er dann.

„Also du!" brachte ich darauf heraus. Es ward mir Nacht vor den Augen nach diesem „Du". Als hätt' ich den Kopf auf den Block gelegt und das Henkersbeil fiel' herab. Da wußt' ich zu meinem Entsetzen: nein, ich wollt' es nicht!

Und dann ward es wieder heller vor mir, und ich sah ihn wieder und begriff es nicht ...

Ich kann nicht mehr.

Aus Rußbachs Tagebuch.

26. August.

Sie hat sich eingeschlossen, mit Kopfschmerzen; mit Fieber, wie sie glaubt; die Tante meint, es ist nur Nervenüberreizung. Sie will mich heut und morgen nicht sehn.

Vielleicht besser so! Auch für mich! So gewinn' ich Zeit, mich zu fassen, mich hineinzufinden. Mir ist, als wär' ich noch gar nicht drin.

Was zu besprechen ist, das geht durch die Tante. O ja, eine energische, kluge Frau. Wie geschaffen für solche Geschäfte ...

Geſchäfte! — —

Wie iſt das gekommen? frag' ich mich immer wieder. Wie iſt das gekommen?

27. Auguſt.

„Gottes Wille," ſagen die frommen Leute; baſta, abgemacht! „Gottes Hand hat dich geführt." „Der Herr hat es ſo gewollt!" — Der Herr. Hab' ich einen Herrn? Giebt es einen Gott? Ich weiß nicht. Ich kenn' ihn nicht. Wenn ich mein Leben auf meine Weiſe führte, die Blumen auf der großen Wieſe pflückte, ſo hab' ich nie an ihn gedacht und ihn nie vermißt. Aber wenn er wäre —

Es iſt mir ſo ein ſonderbares, halb ſchauriges Gefühl, dieſe vier Wochen zurückzudenken, und etwas wachſen und werden zu ſehn, das ich gar nicht wollte ... Wenn das die „Hand" dieſes Gottes wäre? Wenn es ſeine Veranſtaltung wäre — — wozu? Um Hans von Rußbach zu „beſſern"? ſeine üppigen Gelüſte zu beſchneiden, ſeinen gottloſen Egoismus zu brechen? — Es klingt gar zu pfaffenhaft. Sie und ich Mann und Frau, fürs Leben — warum? wozu? Taugen wir denn noch dazu, eine richtige Ehe zu führen? Sind wir ſo opferfähig? und ſo liebefähig?

Mir iſt, als l a ch t e jemand da hinten in der Ecke.

Aber der Menſch iſt ſo ein armes, ſchmiegſames Geſchöpf; er drückt ſich in jeden Zuſtand hinein, der ihm auferlegt wird, und nimmt gleichſam ſein Maß danach, damit er nur leben kann. Vorhin lag ich

auf dem Sofa und dachte: Ich will mir immer ſagen, wie ſchön ſie iſt — und auch wie klug, wie heiter, wie — — und ich will an Wunder glauben — und ſo wird's ja wohl gehn!

Aus Lydias Tagebuch.

28. Auguſt.

Das wird ein Sonntag — o Gott! Sie haben telegraphiert, ſie werden kommen. Onkel Karl wird kommen („mein Mann! wie dürfte mein Mann denn fehlen!" ſagte Tante Male mit ihrem Familienpathos); und mein Bruder; und Tante Joſephine. Feierliche Verlobung, „im engſten Kreis". Rußbach wollte nicht, ſagt die Tante; aber ſie hat's durchgeſetzt. Auch ſein älterer Bruder kommt. „Es muß ſein, es muß durchaus ſein," das war immer wieder ihr Wort, bis wir uns beide gefügt hatten; „man hat über euch ſchon genug den Kopf geſchüttelt; ſo eine Zigeunerverlobung darf's nicht geben!" — Ich laſſ' es nun gehn wie es will. Mir graut vor allem; aber es ſollte wohl ſo kommen. Ich hab' keinen Willen.

Aber eine Angſt! eine Angſt!

Warum hab' ich denn ſolche Angſt? Ich bin ja in ſeine Schönheit verliebt; ich hab' Bewunderung für ſeinen Geiſt; ich halt' ihn für einen guten Menſchen. Und ich muß glauben, daß er mich wirklich liebt. „Aus verirrter Liebe," ſchreibt er, hat er mich ſo ans Herz geriſſen. „Ich bin wie ein verlorener

Menſch ohne Sie.“ „Ich kann nicht ohne Sie leben.“ Iſt das nicht mehr als genug?

Und doch dieſe Unruhe, dieſe Bangigkeit. Ich war allein auf meinem Zimmer, heut mittag; plötzlich ſteh' ich vor Tante Male. Wie war das gekommen? „Kind, was haſt du?“ fragt ſie. „Du ſiehſt ſo — verwildert aus?“

„Ich hab' keine Ruhe, Tante. Ich hab' Todesangſt.“

„Vor was denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Gute Lydia, das ſind nur Nerven. Du biſt ſehr herunter. Das ſind die Präkordialnerven, die kenn' ich auch; hier ſo ums Herz herum. Da wird einem bang', ohne jeden Grund. Vor allem mußt du wieder ſchlafen lernen.“

„Ja, das muß ich wohl.“

„Aber dieſes einſame Hocken auf deinem Zimmer thut dir gar nicht gut. Du grübelſt und bohrſt dich nur immer tiefer in dieſen krankhaften Zuſtand hinein! — Und es iſt auch zu unnatürlich, daß du ihn gar nicht ſiehſt. Das fühlſt du ſelbſt; ich ſeh' dir's an. Wirſt darüber nur uneiniger mit dir ſelbſt, verſtimmter, ungeſunder. Raff dich auf! Raff dich auf! Er iſt jetzt auf ſeinem Zimmer; ich weiß es, er hat herübergeſchickt. Es iſt rührend: er fragt nur immer, wie dir's geht, aber nie, wann du ihn denn eigentlich wiederſehn wirſt. Ich glaub', er nimmt es wie eine Strafe hin. Und was hat er denn gethan: dich in der Leidenſchaft ſehr übereilt geküßt — aber mehr

doch nicht. Für einen zukünftigen Herrn Gemahl ist das doch nicht gar so schlimm. Komm, komm, überwinde dich! Wir sehn uns sein Zimmer an — und dabei auch den Zimmerherrn. Wirst ihn glücklich machen. Dich auch! Ja, ich geb' dir mein Wort, dich auch!"

So sprach sie eine ganze Zeit. Mir war endlich, als fühlt' ich's körperlich, daß ich, die ich keinen eigenen Willen hatte, ihren Willen kriegte. Wir gingen hinüber, sie und ich, und zu ihm hinauf.

Er war blaß und ward zuerst noch blasser, dann rot; offenbar vor Freude. Ich gab ihm die Hand. Er nahm sie und küßte sie; aber so zart, mit so ganz besonderer Ehrerbietung, daß es mich fast rührte. Er hatte sonst unruhige Züge, etwas Flackerndes. Wir sprachen nur so in den Tag hinein; wir sahn seine Aussicht, sein Zimmer, betrachteten ein paar Photographien, die auf dem Tisch lagen. Mir fiel so jäh, wie bei mir jetzt alles ist, der zweite August und der Residenzplatz ein, mit dem Glockenspiel. Jetzt war der neunundzwanzigste, und ich stand in seinem Zimmer als seine Braut!!

In seinem Schreibtisch war eine Schublade, die war offen; es lagen Papiere und ein Buch darin. Als ich hinsah — ganz gedankenlos — trat er näher, stieß die Schublade zu und zog den Schlüssel ab. „Was haben Sie da so Heimliches?" fragte Tante Male.

Er lächelte. „Schubladen sollen nicht offen stehn, sagte mir mein Vater."

Ich hatte aber das Buch erkannt, das wir ihm damals am Reſidenzplatz oder um die Ecke hatten kaufen helfen. „War das nicht Ihr — — dein Tagebuch?" fragte ich.

Er nickte.

„Darf ich das nicht leſen?"

Er lächelte — aber auch ſo flackernd, ſonderbar — und ſchüttelte den Kopf.

„Die — Braut?"

„Doch nicht," murmelte er und wollte wieder zum Fenſter gehn.

In mir war aber auf einmal etwas erwacht — ich kann's nicht benennen. Ein unbeſchreiblich banges, unruhiges Verlangen, dieſes Buch zu leſen ... „Steht ſchon viel darin?" fragte ich.

„O ja — ziemlich viel." — Wieder dieſes Lächeln. Auf ſeinem Geſicht ſpielte oder zuckte etwas, das mir nicht gefiel. Ich laſſ' dich noch nicht los! dacht' ich.

„Es handelt doch wohl hauptſächlich von mir?" fragte ich.

„Wahrſcheinlich. — O ja. — Aber ſehn wir uns lieber die bayriſchen Berge an."

„Du willſt mir's nicht zeigen?"

„Nein, das kann ich nicht!"

„Das kannſt du nicht?"

„Aber Lydia!" warf nun die Tante dazwiſchen. Sie machte ihre bekannten Augen, wenn ſie etwas taktlos findet. Ich kehrte mich aber nicht daran.

„Alſo jetzt nicht," ſagte ich. „Aber nach der Hochzeit wirſt du mir's doch zeigen?"

„Nie!" antwortete er und ſchüttelte den Kopf.

Ich war ſtumm; mir lief was über die Haut. Ich glaube, mein Herz ſtand ſtill. Mir kam ein Gefühl wie früher, wenn ich ihn ſo „haßte".

Es war wohl eine peinliche Stille; Tante Male, um etwas zu ſagen, fing halb lächelnd an: „Uebrigens, wenn Sie in der Schublade Geheimniſſe oder Wertpapiere haben, ſehr gut ſind ſie da nicht verwahrt! Sehn Sie: eine förmliche Spalte hier oben. Man ſieht faſt hinein."

„Ja, ja," warf er hin, „dieſe Hotelmöbel! Da bauen ſie ſchöne Palaſtkaſernen — ‚elegante' Ausſtattung — aber die Möbel ſchließen nicht oder halten nicht. — Sonſt ſind hier übrigens ganz ſolide Dinger; ich will nicht ſpektakeln."

Wie leicht wär' das aufzubrechen! dacht' ich. Ich ſagte aber nichts mehr.

Nach fünf Minuten, glaub' ich, war ich wieder draußen. Dann floh ich in mein Zimmer zurück.

29. Auguſt.

Morgen kommen ſie. Morgen feiern ſie mein „junges Glück". Soll ich lachen? Soll ich weinen? Oder ſoll ich mich faſſen und hoffen? — Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß jetzt, was ich will! Heute nacht hab' ich's feſt beſchloſſen! Wenn wir morgen im „Salon" beiſammenſitzen, all dieſe Glückwünſcher um uns herum — wenn ſie rauchen und trinken und ſchwatzen — dann geh' ich hinaus, wie auf mein

Zimmer — aber zum Hotel hinüber. Es wird ſich ja niemand mehr wundern, wenn ich in Rußbachs Zimmer gehe; ich bin da ja nun wie „zu Haus".

Mein kleines Stemmeiſen iſt ſtark genug. Und ich bin geſchickt genug.

Ich hab' keine Ruhe. Leſen muß ich's. Mein Gewiſſen ſchlägt mir nicht. Ich will wiſſen, woran ich bin.

Vielleicht thut mir's gut! Vielleicht ſteht darin, wie ſeine Liebe zu mir, die gewiß zuerſt unrein war, rein und edel wurde. Es muß ja drin ſtehn! Wie er nach und nach dahin kam, daß er „nicht mehr ohne mich leben kann". Es muß ja drin ſtehn! Wie könnt' es nicht?

O, dann wär's ja gut!

Oder wenn's nicht drin ſteht ...

„Nie!" ſagte er und ſchüttelte ſo den Kopf.

Ich muß, muß es wiſſen. Ich will bis dahin nicht mehr denken; es nimmt mir ja das Leben weg. Morgen abend weiß ich's!

Aus Rußbachs Tagebuch.

31. Auguſt.

Geſtern konnt' ich nicht ſchreiben, heut will ich's verſuchen. Ich ſitz' ſonſt auch nur ſo verloren da. Ich will dieſes unglückſelige, gottverfluchte Tagebuch zu Ende führen; das „Lydia-Tagebuch"; ſo hab' ich's ja genannt, auf der erſten Seite.

O ich eitler Narr! — —

Wir feierten die Verlobung in der Dependance. Ein weißes Kleid hatte ſie angezogen; es ſtand ihr aber nicht gut: ihre Bläſſe war zu ſtark, das Geſicht zu ſtarr. Sie waren wohl alle ſehr beſtürzt, ſie ſo zu ſehn ... Nur die Augen brannten.

Sie thaten natürlich alle, als ſähn ſie nichts. Jedes zehnte Wort war „Glück“!

Wo iſt Lydia? hieß es dann. Sie war hinausgegangen, ſchon lange, und ſie kam nicht wieder. Wir gingen endlich in ihr Zimmer, die Tante und ich. Dort war ſie nicht. Ich durchſtrich den Garten. Wie mir dann auf einmal der richtige Gedanke kam, wie durch eine Eingebung — ja, wem wird ſo etwas bewußt? Ich ſtieg die Treppen hinauf.

Als ich in mein Zimmer trete, ſitzt ſie auf dem Sofa, ſtarrt vor ſich hin. Auf der Erde liegt mein Tagebuch, aufgeſchlagen, offenbar ſo hingeworfen. Sogleich wußt' ich alles.

Sie wendet langſam die Augen auf mich, dann deutet ſie mit dem Finger auf das Buch; unverkennbar lag die Geiſtesſtörung auf dem entſtellten Geſicht. „Das hab' ich geleſen,“ ſagt ſie. „Das haben Sie ſehr ſchön geſchrieben. Ich danke Ihnen. Es hat mir alles eingeleuchtet. Ich danke Ihnen. Ein intereſſantes Buch.“

So ſagte ſie wohl noch einiges; ich ſtand bei der Thür. Auf einmal fing ſie an zu lachen; es war ſo entſetzlich, wie ich nur in Büchern davon geleſen habe, gehört hatt' ich's nie. Es fuhr mir wirklich durch

Mark und Bein. „Denken Sie, daß Sie allein so geſchrieben haben? Mein Tagebuch iſt auch ſo. Sie haben die Wette nicht gewonnen. Die ‚Erzkokette‘. Ja, die Erzkokette. Die ſchrieb ebenſo wahr wie Sie!“

Sie lachte wieder.

Ich redete ſie endlich an, mit ihrem Namen; da ſtand ſie auf, mich abwehrend, mit lang ausgeſtrecktem Arm, daß es faſt theatraliſch ausſah, aber ſchauerlich. „Ich verbiet’ es Ihnen! Sprechen Sie nicht mehr zu mir! Nehmen Sie Ihr Buch, gehn Sie fort. Kommen Sie nicht wieder. Erheben Sie nicht mehr Ihr Angeſicht zu mir. Ich verbiet’ es Ihnen!“

„Ich verbiet’ es Ihnen!“ wiederholte ſie noch ſo oft, bis ſie faſt heiſer ward.

Sie glaubte offenbar zu Hauſe zu ſein und nicht bei mir. Um ſie zu beruhigen, da ſie ſich mehr und mehr erregte, nahm ich das Buch vom Boden und ging hinaus. Ich ging hinüber, um die Tante zu rufen. Ich hab’ Lydia nicht mehr geſehn.

* * *

Man will ſie in eine Anſtalt bringen. Da ſie ſich wieder frei fühlt — „ich will frei ſein!“ war ihr erſtes Wort zur Tante, „ich will ihn nie wieder ſehn! ich will wieder ich ſein!“ — und da ich ihr auf ihr Verlangen ſchriftlich und „an Eides Statt“ ihr Wort

zurückgegeben habe, so hoffen die Tante und der Bruder, sie wird ganz genesen.

Und ich? Ich fühle mich kranker als sie. Ganz bei Sinnen, aber aus mir hinausgedreht, aus meinem Zentrum „verrückt". Werd' ich auch genesen?

Zentrum? Welcher Hochmut noch. Was hatt' ich für ein Zentrum? Was haben wir für einen Kern oder Mittelpunkt, wir, die wir so leben wie ich? Wir glauben an nichts als das, was wir sehn. Wir beschäftigen uns mit nichts als mit unsern Trieben, mit unsern Neigungen, wie wir mit möglichst viel Vergnügen durch das Leben kommen. Wir lächeln über die Gläubigen. Wenn wir das Wort „Pflicht" brauchen, so hat's keinen Sinn. Wir leben wie die Fliegen, nur daß unser Tag länger ist.

Ich hab' diese Nächte viel gedacht. Statt diese Unglückliche im Arm zu halten, wie ich in meinem Uebermut hoffte, hab' ich mich zu schanden gedacht. Was hab' ich mit meinen Gaben getrieben? Was ist aus dem Jungen geworden, der Ehrgeiz und auch Ideale hatte?

Genießen! Genießen!

Ja, da hab' ich's nun!

* * *

Lydia, vergieb mir!

Nein, ich will dieses Buch nicht verbrennen. Es soll leben bleiben. Vielleicht kommt die Zeit, da ich

es mit weniger Reue leſen — und beſſeres hineinſchreiben kann.

Wird die Zeit noch kommen? Es iſt alles ſo ſchwarz — nein, nicht einmal ſchwarz — ſo grau und kalt um mich her. Wenn ich ordentlich hoffen könnte! Mir iſt, als könnt' ich nicht mehr hoffen.

GERMAN SEMINAR
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Das Urteil des Paris

Digitized by Google

Handegg ſang und trällerte ſelten, wie die Mehrzahl der Erwachſenen; aber zuweilen iſt das Wetter ſo ſchmeichelnd ſchön, ſo jung machend, daß auch dem Wohlgeſittetſten lerchenhaft zu Mut wird. Nach warmem Regen blitzte und funkelte alles in der Juniſonne; und als Handegg aus ſeinem Speiſezimmer in den Garten trat, zogen ihm die weichſten Düfte entgegen, Roſen, Akazien, Lilien, auch die Linden blühten. Jedes Blatt war friſch lebendig; ſelbſt die Erde ſchien zu duften. Amſeln und Finken ſangen in den dichtbelaubten Bäumen, die noch leiſe tropften; ein ſchönbeſonntes, hellbraunes Eichhörnchen ſchnatterte und ſchnalzte. Die Thüringer Berge, die von Süden her über das faſt ebene Land in den Garten ſchauten, hatten ein ſo ſehnſuchtweckendes Blau, wie noch nie. Handegg ſah und fühlte das alles, er ſchüttelte den Kopf vor Staunen und Vergnügen. Er fing an, eine Melodie zu ſingen, ohne Worte; die hatte er auch gar nicht im Sinn. Es war ihm nur ums Singen. Er mußte. Eine ſüße Wärme zog ihm durch die Glieder. Er ſchlenderte ein paarmal durch ſeinen Garten in langen Windungen hin und her;

dann ſetzte er ſich auf eine Bank, ſo recht in die Sonne.

Chriſtoph, ſein Diener, in brauner Livree mit Goldborten, kam nach einer Weile vom Hauſe her, eine Viſitenkarte in der Hand, mit dem wichtigen Geſicht, das er bei Beſuchsmeldungen machte. Peter Handegg ſah die Karte und verzog den Mund: er wäre jetzt in ſeinem ſüßen Nichtsthun gerne ungeſtört geblieben. „Was iſt denn ſchon wieder?“ fragte er.

Der Diener zuckte die Achſeln. Handegg nahm die Karte. Doch eh' er ſie noch geleſen hatte, ſtieß er eine Art von Schrei aus: hinter Chriſtoph erſchien Siegmund Dalbergs lange, ſchlanke Geſtalt; Dalbergs, des alten Schulfreundes, den er ſo lange Jahre nicht geſehen hatte! Er erkannte ihn dennoch auf den erſten Blick; trotz des ungewohnten dunkelbraunen Vollbarts. Er hätte ihn ſchon an dem Lächeln erkannt; ſo drollig geheimnisvoll, bei tiefernſtem Blick, lächelte kein anderer Menſch. „Dalberg!“ rief er aus, und die ſonſt träge Geſtalt ſchnellte in die Höhe.

„Es iſt ja doch ein Unſinn,“ rief Dalberg, „daß ich mich bei dir anmelden laſſe; noch dazu im Garten. Da bin ich alſo. Haſt mich noch erkannt; bravo! Alſo das iſt Handegg! Sehr aufgeblüht; in die Runde gegangen; ſagen wir: Centifolie. Ich denke, wir umarmen uns! — Hat mich ſchon. Proſit, Peter Handegg!“

Sie hielten ſich eine Weile feſt in den Armen. Handegg lachte vor Vergnügen; wie bei einem Wiederſehen ſo oft geſchieht, zumal bei einem unerwarteten.

Chriſtoph verſchwand wieder ins Haus. Es war eines der letzten Häuſer der Stadt, nach allen Seiten frei gelegen, eine rechte Villa; der kleine Fluß berührte faſt den Garten.

„Nun ſag mir vor allem, wie komm' ich zu der Freude?" fragte Handegg, nachdem er ſeinen Gaſt auf die Bank niedergedrückt hatte und in ſeiner rundlichen Mittelgröße neben dem Langen ſaß. „Was führt dich in unſre ſtille Stadt?"

„Ein Plan!" antwortete Siegmund Dalberg, indem er dem andern auf den Schenkel ſchlug, wie in alten Zeiten.

„Ein Plan?"

„Ja. Einer von den Plänen, wie fünfunddreißigjährige Männer ſie zuweilen haben. Nun ſag mir aber, Alter: dein Sammtrock. Bei dieſer Wärme! Und das gelbe, ſeidene Halstuch. Erſtickſt du nicht? Wie?"

Dalberg war in einen lichtgrauen, faſt weißen Sommeranzug gekleidet, mit cremefarbener Krawatte; er ſah, auch mit ſeinem etwas mageren, langen Geſicht, wie der Frühling aus.

„Was ſoll ich machen?" erwiderte Handegg ein wenig verlegen. „Das iſt Afrika!"

„Wieſo Afrika?"

„Na, du weißt ja doch; hab' dir aus Kamerun und dann aus Oſtafrika manches Mal geſchrieben. Das tropiſche Klima! Und dann das Fieber, noch in Europa, monatelang. Da verweichlicht man. Ich hab' eine ganz verwünſchte Neigung zu Katarrhen —"

„Noch jetzt? Mit fünfunddreißig Jahren? — Biſt doch lang' von Afrika fort."

„O ja," ſagte Handegg; „Gott ſei Dank. Im Vaterland iſt's beſſer. Aber mir ſcheint, dieſe Leidenſchaft für Erkältungen werd' ich nicht mehr los! Sie treten ſich ja förmlich auf die Hacken, meine Herren Katarrhe. Daher dieſer Sammtrock —"

„Bei dieſem Wetter!"

„Es hat ja doch geregnet. Und daher dieſes Halstuch. Nur durch ſolche Vorſichtsmaßregeln kann ich — — Willſt du was genießen?"

Dalberg ſchüttelte den Kopf; er hatte ihn auch ſchon aus Verwunderung geſchüttelt. „Nein, mein Alter, ich danke. — Erkältungen ... Ich bin nie erkältet. Alſo in dieſer angenehmen Mittelſtadt, beim Thüringer Wald, lebſt du junger Mann nun von deinen Renten?"

„Ich hab' ſie ja, Dalberg," entgegnete Handegg, mit vergnügtem und auch etwas verlegenem Lächeln; „warum ſoll ich dann nicht davon leben! Nachdem ich mich als junger Kaufmann in der halben Welt abgerackert hab', ſitz' ich hier nun ganz behaglich und ſchmücke die Gegend; das iſt auch nicht übel. Meine Herren Mitbürger haben furchtbaren Reſpekt vor mir —"

„Wegen deiner Renten —"

„Sie bemühen ſich ſehr um mich —"

„Beſonders wohl die Mädchen —"

„O ja!" rief Handegg und lachte auf. „Aber weißt du, ſie kriegen mich nicht. Heiraten — nein,

das giebt's nicht, Dalberg. Für das ſogenannte Ehejoch bin ich nicht geſchaffen. Wenn man 'ne Herrſchernatur iſt, Dalberg!"

Handegg reckte ſich und warf ſein etwas lockiges, gelbblondes Haar aus der Stirn zurück.

„Herrſchernatur?" fragte Dalberg unwillkürlich; mit einem Blick über Handeggs rundliches, rötliches Geſicht und ſeine behaglich volle Geſtalt.

„Ja; hat ſich mehr und mehr entwickelt. Die afrikaniſchen Jahre, weißt du. Da wird man zum Deſpoten, weißt du. Es geht nicht anders! In der beſtändigen Reibung mit den Negern, dieſen großen Kindern, hab' ich erſt meine Herrſchernatur ſo recht entdeckt; kannte ſie ſelber nicht. Sie mußten mir gehorchen, Donnerwetter! — Und daran bin ich nun gewöhnt, kann mich nicht mehr ändern. Mein Diener fliegt auf jeden Wink. Frau Schulze, meine Haushälterin — — haſt du ſie zufällig ſchon geſehn?"

Dalberg verneinte.

„Schön iſt ſie nicht! Hat ſie auch nicht nötig. Dafür iſt ſie meine Sklavin! Sie thut, was ich will. Na, ich will nichts Böſes, bei Gott nicht; aber gehorcht muß werden, ohne Muckſen. Und in dieſem Sinn — — Was guckſt du? Was ſiehſt du da an meinem Hals?"

Dalberg lächelte. „Nichts Beſonderes, Alter; nur — das gelbe Halstuch."

Handegg griff mit der kleinen, rundfingerigen Hand an das Tuch. „Du meinſt — weil ich etwas verweichlicht bin? Ach, das thut mir nichts. Darum

herrſch' ich doch! — Ich kämpf' übrigens auch dagegen: hab' mich bei dem alten Doktor Lang, einem ſehr geſchätzten Arzt hier, in eine Art von Kur gegeben; Abhärtung, mit Pflanzenkoſt. Auch Fleiſch; aber wenig. Lang und ſeine Söhne ſind reine Vegetarier; ſo weit geh' ich nicht mit; der Löwe in mir brüllt nach Fleiſch. Aber ſonſt, mit dieſer Einſchränkung, eine gute Kur! Frau Schulze, als willige Sklavin, macht's mit. Was guckſt du noch immer? Was lächelſt du?"

Es war wieder dieſes komiſch geheimnisvolle Lächeln, bei ernſthaft forſchendem Blick. Diesmal gefiel es Handegg nicht; er rutſchte ein wenig auf der Bank.

„Doch nur ſo," antwortete Dalberg ruhig. Sein Auge glitt am Sammetrock hin, von Handeggs weichen Schultern bis zu den runden Knieen hinunter. Der Widerſpruch war ſo drollig: zwiſchen dem angeſpannten Herrſcherblick und den ſanften Formen des Geſichts, dem kindlichen Grübchen im Kinn, daß er lächeln mußte. Er ſchlug dem „Deſpoten" mit der Hand aufs Knie.

„Ach, du glaubſt mir wohl nicht?" ſagte Handegg. „Meinſt wohl, ich ſchneid' auf? — Da möcht' ich dir doch gleich die Schulze rufen; — iſt nicht nötig: da kommt ſie. Frau Schulze!" Er hob ſeine gemütliche, etwas fette Stimme; ſie bekam nun einen mächtigen Klang, an dem er ſich berauſchte. „Bitte, näher treten! Hierher!"

Frau Schulze kam aus dem Speiſezimmer; eine große, derbknochige Geſtalt, mit einem auffallend häß-

lichen, nüchtern farbloſen, nicht dummen Geſicht; im ſchlichteſten ſchwarzen Kleid, in breitem, ſchwarzgefärbtem Strohhut, unter dem ſich eine Art von Haube zeigte. Ein Verdacht gegen Handeggs Tugend — unmöglich! dachte Dalberg. Die lange ſchwarze Erſcheinung trat hurtig näher, ein ſanftes Lächeln um die formloſen Lippen. „Was ſteht zu Befehl, Herr Handegg?" fragte ſie, nach einer würdevollen Verneigung gegen Dalberg. Sie hatte ein Körbchen am Arm, darin lag eine Gartenſchere.

„Das iſt alſo ein Jugendfreund, Frau Schulze," ſagte Handegg herablaſſend, mit einer kleinen Handbewegung; „ein Schulkamerad; als ich noch Lateiniſch und Griechiſch lernte. Herr Profeſſor Dalberg. Ich hab' Ihnen von ihm erzählt."

Frau Schulze verneigte ſich ein wenig gegen ihren Hausherrn. „Sie hatten die Gewogenheit, mir von ihm zu erzählen. — Sehr erfreut. — Bleiben wohl zum Abendeſſen!"

„Auch über Nacht, Frau Schulze! — Du bleibſt doch über Nacht? — Natürlich! — Das braune Zimmer, mit der ſchönen Ausſicht. Und ein fürſtliches Nachtmahl, Frau Schulze."

Die Dame verneigte ſich gegen Handegg, ein wenig; ſie that das, ſo oft er ſie anſprach.

„Von dem neuen franzöſiſch-deutſchen Champagner — wie heißt der Kerl — haben Sie doch ins Haus geſchafft?"

„Ihr Befehl iſt vollzogen," antwortete Frau Schulze mit einem ſchattenhaften Lächeln.

„Sie iſt nämlich ſehr gebildet," bemerkte Handegg zu Dalberg; „war höhere Tochter und was weiß ich. Zuſammenbruch der Verhältniſſe. Kocht nicht ſchlecht; das wirſt du ſehn. — Ein fürſtliches Nachtmahl! Verſtehn Sie?"

Frau Schulze lächelte wieder; wieder nur als Andeutung. „Sie ſollen mit Ihrer Dienerin zufrieden ſein," erwiderte ſie ſanft ergeben.

„Hörſt du, Dalberg? Dienerin! — Ich bin aber auch im ganzen ein milder Herr, was?"

„Sie ſind die Güte ſelbſt, Herr Handegg."

„Ach, Sie alte Schmeichelkatze. — Bin ich niemals ſtreng? Wie?"

„Nur wo ſich's gehört."

„Sie giebt gute Antworten, Dalberg; was? — Verheiratet war ſie auch einmal; aber ‚einmal und nicht wieder' ſagt ſie. Ueber die Ehe denkt ſie wie ich. Nicht wahr, Frau Schulze? Wie ſagten Sie doch neulich, als wir von dieſer traurigen Sache ſprachen?"

Frau Schulze zuckte leiſe die Achſeln: „Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich ſagte wohl unter anderm: Heiraten iſt bald; aber wie!"

Handegg lachte kurz auf. „Ja, das war's. ‚Fünf Worte nenn' ich euch inhaltsſchwer' ... Und dazu ſie ſelbſt, Dalberg, was? als Illuſtration! Sieht die Frau nicht ganz wie dieſe fünf Worte aus?"

Dalberg mußte lachen, gegen ſeinen Willen.

„Haben Sie nicht gehört, Frau Schulze?" ſagte Handegg, dem dieſer Erfolg ſchmeichelte. „Ich hab'

einen Witz gemacht, oder so was Aehnliches, Sie müssen also lächeln."

„Ich lächle ja in einem fort," erwiderte die schwarze Dame.

„Aber zu matt; zu gespenstisch." Handegg hob die Stimme, sie bekam wieder den Herrscherklang: „Lächeln Sie mal ordentlich! Lächeln Sie wie ein Mensch!"

Frau Schulze that, was sie konnte; sie verzog das ganze knochige Gesicht.

„So! Nun können Sie gehn!"

Sie verneigte sich gegen beide Herren und ging. Offenbar um nicht zu stören oder den „Despoten" zu reizen, ging sie mit dem Körbchen und der Gartenschere ins Speisezimmer zurück.

* * *

„Ein famoses Urteil über die Ehe, was?" sagte Handegg, während die Frau ins Haus verschwand. „Nur fünf Worte, doch die sind klassisch: ‚Heiraten ist bald; aber wie!' In Goldbuchstaben in Marmor zu graben!"

„Verknöcherter Junggesell," entgegnete Dalberg mit einem ernsthaften Lächeln; er war aufgestanden und trat in den Schatten, die Sonne brannte ihm doch fast zu sehr. „Ich denk' anders, Alter."

„Was? Du willst heiraten?"

„Ich komm' sogar deshalb her!"

„Du kommst deshalb her?"

Handegg sprang vor Ueberraschung auf und griff

nach der Banklehne, die vom Sonnenſchein glühte. „Dalberg! — Das iſt komiſch!“

„Warum? Wieſo?“

„Daß du deswegen von Greifswald in unſre Gegend — und zu mir —!“

„Grad' von dir will ich wiſſen, wie die Sache ſteht; denn du biſt der Mann dazu. Geh aber erſt aus der Sonne, Menſch; dein Sammtrock muß ja nächſtens glimmen, wie Zunder; und das ſeidne Halstuch verkohlt ja ſchon. — Er greift hin; wahrhaftig! — Nein, noch verkohlt es nicht; aber — — Ihr habt hier doch ein Dorf und ein Gut in der Nähe, das Mühlheim heißt?“

„O ja,“ antwortete Handegg, der ſich jetzt im tiefen Schatten eines Roßkaſtanienbaums auf eine weiße Banklehne ſetzte; „'ne gute Fahrſtunde von hier.“

„Und du biſt da gut bekannt?“

„O, ſehr. Meine beſten Leute in dieſer Gegend! Ich fahr' oft hinaus; manchmal kommen ſie auch zu mir, beſonders im Winter, wenn ſie in Konzerte oder ins Theater wollen. Ein prächtiger Mann, der Kernſtock, der Gutsbeſitzer; — läßt ſich noch immer Leutnant nennen, was ich komiſch finde; ſonſt aber ein ganz gediegener Kerl. Und die Frau! Frau Karoline! Ein Prachtweib!“

„Ja, von der wollt' ich reden. Nämlich, vor unſrer Zeit — — erinnerſt du dich noch, wie alt wir waren, als wir uns in Tertia kennen lernten?“

„Beinah' dreizehn, glaub' ich.“

Dalberg nickte; er saß nun auch, unter der Kastanie. „Und ein halbes Jahr vorher, da hatt' ich auf dem Lande, bei Arnstadt, diese Frau Karoline Kernstock kennen gelernt — und mich mit zwölfjähriger Inbrunst verliebt. Jawohl, mein Sohn, in die junge Frau verliebt! Ich war noch nicht dreizehn alt, und sie zweiundzwanzig. Sie hatte schon ein Kind. Das Kind kam mir lächerlich vor. Es war mir durch und durch unwahrscheinlich. Karoline Mutter! Sie war für mich einfach das himmlischste weibliche Wesen, ‚jung und morgenschön', ohne Jahre, ohne Anhang. Sie schwebte wie ein schöner Traum durch die Welt. Meine erste Liebe! Eigentlich auch meine letzte, scheint mir; wenigstens so wurde mir nie wieder ... Ich erkannte übrigens die ganze Ehe nicht an. Ich sah sie auch oft ohne den Mann, bei uns. Ich hab' sie in Gedichten besungen. Hab' diese Gedichte zum Teil in Musik gesetzt. Kurz — ich war ein seliger Narr!"

„Dalberg!" rief Handegg aus. Er hatte nur zuweilen stumm den Kopf geschüttelt. „Karoline Kernstock! Davon hör' ich das erste Wort!"

„Euch Schuljungens von meiner heiligen Liebe erzählen? Ihr wart mir ja viel zu gemein dazu! — Als ich dich kennen lernte, war ich übrigens schon aus meinem Märtyrerparadies heraus; ich war weg von Arnstadt, und auch sie war bald aus der Gegend fort, nach Mühlheim; ein paarmal sah ich sie noch — und dann gar nie mehr. Mir ist aber, als wär' ich mit meinen zwölf, dreizehn Jahren schon nicht dumm gewesen: als hätt' ich so eine Frau wie die

nie wieder gesehn! Es war alles drin; so kommt mir's vor. Sie war eine Venus. Sie hatte die klügsten Augen. Sie ging wie eine Fürstin. Und wenn sie sang — nicht mit so 'ner großen Primadonnastimme — das gar nicht — aber so warm, so süß — dann wurde mir — — Handegg! Damals ging mir jungem Bengel auf, was Musik ist. Damals hab' ich das Komponieren gekriegt!"

„Also damals. Hm!" — Handegg schüttelte immer wieder den Kopf, vor Staunen. — „Und jetzt — komponierst du noch?"

„O ja — wenn mir's kommt. Aber als Greifswalder Professor der Philosophie — — es kommt nicht mehr oft. Es will oft nicht. Vielleicht auch darum nicht, weil es keine Frau Karoline mehr für mich giebt."

„Dalberg! Professor! Und jetzt willst du hier heiraten? Wen? Doch nicht diese Frau?"

Dalberg lachte laut. „Wär' so ein Gedanke! — Seit zweiundzwanzig Jahren nicht gesehn. Und Frau Karoline zehn Jahre älter als ich, also fünfundvierzig. Und außerdem hat sie noch ihren Mann. Nein, mein Alter, das nicht! — Aber — sie hat Töchter, weißt du. Drei, hab' ich gehört; ist das wahr?"

Handegg nickte. „Nur Töchter —"

„Da hab' ich eines Tages bei Greifswald am Meer gesessen und auf den Rügenschen Bodden gesehn und mir gesagt: also du willst heiraten; sie hat drei Töchter; darunter wird doch wohl eine sein, die ungefähr so ist wie sie? Mach, daß du hin kommst

nach Mühlheim! Wenn das Glück dir gut ist, so find'st du da eine verjüngte Karoline — die noch ledig ist — in die du dich verliebst, das ist selbstverständlich — und die dann warm und weich wird, das hoff' ich! — Kurz, als ich von der See in die Stadt zurückkam, war ich schon entschlossen; du weißt wohl noch, es geht alles rasch bei mir. Allerdings schon Juni, mitten im Semester; aber wie gut sich's manchmal trifft: Pfingsten fällt diesmal so spät, wie es kann. Pfingstferien! Allerdings nur kurz — aber vielleicht doch lang genug! — Also mit einem Wort, da bin ich. Nun heraus mit der Sprache, Handegg! Wie heißen diese Töchter? Wie sind sie? Sind sie noch zu haben? Sind sie zu Hause? Wann kann ich sie sehn?"

„Halt einen Augenblick!" sagte Handegg, der wieder Dalbergs unruhige Hand auf seinem Knie fühlte. „Muß erst Atem holen. Donnerwetter, das ist denn doch — — Du bist ja wie ein Märchenprinz! — Da kommt er her und will eine von den Kernstockmädels —"

„Willst du etwa eine?" fiel ihm Dalberg ins Wort. „Komm' ich in deinen Wald?"

„Ach nein, nein, das nicht. Denkst du, ich bin nur so ein Maul-Junggeselle? Meinetwegen könnt'st du sie alle drei —"

„Also wie sind sie? Wie heißen sie?"

„Wie sie heißen? Auguste — Gisela —"

„Keine Karoline?"

„Nein. Erna heißt die dritte. Die ist erst acht-

TAYLOR INST. OXFORD

zehn Jahre alt. Giſela iſt zweiundzwanzig; das hat ſie mir neulich ſelbſt geſagt. Und Auguſte, die gelehrte, die iſt fünfundzwanzig."

„Die gelehrte?" rief Dalberg. „Wehe!"

„Willſt du keine gelehrte? ein Profeſſor der Philoſophie? — Na, es iſt nicht gar ſo ſchlimm. Ein recht hübſches Mädel. Feine, hübſche Geſtalt. Macht auch allerliebſte Verſe; die Dichterin der Familie. Sie hat aber einen ‚brennenden Wiſſensdurſt', wie ſie ſelber ſagt; und will unterrichten, Bildung verbreiten; und ſo hat ſie jetzt zwei Jahre und länger auf den weiblichen Oberlehrer ſtudiert — oder wie ſoll man ſagen — und grade in dieſen Tagen in Berlin das Examen gemacht. Glänzend beſtanden, wie Vater Kernſtock mir von dort telegraphiert hat. Heut, grade heut kommen ſie alle im Triumph nach Hauſe —"

„Heut?!" rief Dalberg aus. „Die ganze Familie?"

„Ja, ſie waren alle fünf in Berlin. Und ich hoffe, ſie fallen erſt mir ins Haus, eh ſie von hier nach Mühlheim hinausfahren."

„Handegg! Das wär' ja — — Ein Märchenprinz! Da hätt'ſt du recht! — Aber ich bin ziemlich erſchrocken, Handegg. Eine Familie, die vom Oberlehrerexamen der älteſten Tochter kommt. Alſo der Wurm von damals, den ich in der Wiege ſah — und nicht anerkannte — eine Gelehrte, eine Pallas Athene!"

„Nu ja," warf Handegg hin. „Oder Minerva. Das wär' ja doch die richtige Frau für einen Philoſophieprofeſſor."

„Ach, mein guter Handegg —! — — Wie konnte Karolinens erſte Tocher — — Sie war ja ſelber geſcheit, gebildet, ſehr gebildet, glaub' ich; ‚die weiß viel', hört' ich einmal meinen Vater ſagen, und ging dann doppelt ſo ſtolz herum. Aber was ſie alles daneben war! Eine — eine Königin! Eine Herrſcherin —"

„Eine Herrſcherin? Da wär' dir wohl Giſela die Rechte; das iſt die zweite, die zweiundzwanzigjährige. Alle Wetter, ja, die hat das! Eine Geſtalt — junoniſch iſt vielleicht zu viel geſagt — aber nein, nicht zu viel. Keine Rieſin, Gott ſei Dank, aber majeſtätiſch. Und die weiß, was ſie will; und was ſie will, das ſetzt ſie auch durch. Eine Kraftnatur! Wir haben viel Verwandtes. Darum vertragen wir uns auch nicht ſehr gut; immer etwas kleiner Krieg! Aber ſonſt ein famoſes Mädel; na, das ſind ſie alle. Hat weniger Geiſt als die andre, iſt mehr für Reiten und Rudern und ſolchen Sport, als für Wiſſenſchaften. Aber als Königin wär' ſie jeden Tag zu brauchen. Paſtor Wahlmann nennt ſie auch die Juno von Mühlheim!"

Es ging wie ein leichter Schlag durch Dalberg hin. „Juno," wiederholte er murmelnd. „Da hätten wir alſo ſchon — — Wo bleibt aber die verjüngte Karoline? Wir haben nur noch eine —"

„Erna."

„Nimm dich zuſammen, Handegg! Was iſt mit der Erna? Iſt das Karoline?"

„Ja und nein," ſagte Handegg kleinlaut. „Sie

ist ihr wohl am ähnlichsten; das heißt, im Gesicht; Ernas Gestalt ist kleiner, zierlicher. Nein, eigentlich auch nicht im Gesicht; denn da fehlt doch so mancherlei. Weißt du, diese Erna ist ein ganz entschieden reizendes Geschöpf; ein sehr feines Näschen; leuchtende, fidele, etwas kokette Augen; — ja, sie ist wohl ein bißchen kokett. Aber nicht zu viel! Eben ein richtiges Frauenzimmer, das den Männern sogleich gefällt, das ihnen tüchtig zu schaffen macht. Frohsinn, Grazie. Wenn man die tanzen sieht — sie tanzt famos — oder Tennis spielen ..."

Dalberg saß noch, aber wie einer, der aufstehn und davongehn will. „Und der — Geist?" fragte er zögernd, mit einem fast komisch ängstlichen Gesicht.

„Geist? — Man denkt bei Erna nicht viel an Geist. Man hat nur das Gefühl, daß sie reizend ist. Wenn man das Talent hat, sich zu verlieben, so verliebt man sich in sie. Geist? — Frauenzimmergeist! Andern hat sie wohl nicht."

Dalberg stand nun wirklich auf. „Aber das ist ja toll," sagte er. „Also unter den dreien ist nicht eine Karoline. Da ist Karoline, aber in drei geteilt. In Minerva, Juno, Venus! Denn wie du diese Erna schilderst —"

„Eine kleine Venus!" Handegg starrte den Professor an. „Ja, so könnt' man wohl sagen; das ist sie."

„Handegg! Was hast du mir da gemacht! Das ist ja, wie wenn ich zu einem Parisurteil käme! Nicht um meine Frau Karoline wiederzufinden, sondern um einer von diesen dreien — den Apfel — die Liebe,

mein' ich — — Juno, Minerva und Venus ... Ach du großer Gott!"

Er ſank wieder auf die Bank.

Handegg war beſtürzt. Seine gutmütigen, blaßgrauen Augen guckten den andern faſt mitleidig von der Seite an; ihm ſchien gar, als wäre Dalberg blaß geworden. „Was ich dir da gemacht hab'?" erwiderte er mit ſchüchternem Lächeln. „Da frag einen andern, frag Kernſtock! Ich hab' keine Schuld. — Es ſind drei prächtige Mädchen —"

„Aber nicht die Mutter!"

„Aber nicht die Mutter. Nein. Es iſt was andres, was Neues. Wenn du aber ſagſt: ein Parisurteil — ja, alter Freund, ſei doch froh, daß du wie der Paris drei Göttinnen zur Auswahl haſt; denn frei ſind ſie noch alle drei. Du kannſt dich, wie der Paris, entſcheiden —"

„Ich danke!" rief Dalberg aus. „Das war gewiß auch für Paris ein ſchweres Stück, ſich zwiſchen dieſen drei Damen zu entſcheiden, von denen keine die Rechte war!"

„Na, na, na!"

„Keine die volle, ganze Schönheit, das ganze, richtige Weib! Jede nur ein Stück davon! — Sie ſuchten ihn ja auch alle drei zu beſtechen, weil ſich keine als die Rechte fühlte; wirſt doch dieſe alte Geſchichte noch kennen, Handegg. Die eine wollt' ihn zum mächtigſten König der Erde machen, wenn er ihr den Preis gäb'; die andre zum weiſeſten aller Menſchen; die kleine Erna — Venus, wollt' ich

ſagen — verſprach ihm die allerſchönſte Frau. Na, auf das fiel Paris hinein. — Handegg! Ich bin unglücklich!"

Er warf ſich in die Ecke.

„Weil keine von ihnen die ganze —"

„Keine!"

„Sei doch nicht ſo raſch! Du Profeſſor der Philoſophie. Du haſt ſie ja noch nicht geſehn; weißt nur, was ich ſo hingeſagt hab' — ein gewöhnlicher Menſch, ein geweſener Handelsmann, der von ſeinen Renten lebt. Ich kann mich ja täuſchen. Vielleicht iſt doch eine — — Giſela, die zweite, die hat was Bedeutendes. Was noch Unergründetes. Ach, du biſt mir komiſch. Sieh ſie dir nur erſt an!"

„Heut kommen ſie heim?" fragte Dalberg mit ſchwacher Stimme.

„Ja; mit dem Nachmittagszug, von Berlin. Und, wie geſagt, ich hoffe, ſie reiſen nir nicht ſo vorbei, ſie gucken auf eine Viertelſtunde ein. Ich hab' ja einen Bewillkommnungschampagner kaltſtellen laſſen. Wir ſind ſehr befreundet. Fahren ſie aber durch, ſo fahr' ich mit dir hinaus. Sei nur wieder gut! Ich hab' keine Schuld!"

* * *

Etwa zehn Minuten ſpäter — ſie ſaßen noch unter dem Kaſtanienbaum, dem abgeblühten — erſchien Chriſtoph, der Diener, vom Hauſe her; er hatte wieder ſeinen „amtlichen Gang", wie Handegg es nannte,

und ſein Meldegeſicht. „Herr Handegg," ſagte er, „der Mühlheimer Wagen hält vor der Thür."

„Und die Herrſchaften ſind drin?"

„Jawohl."

„Das konnten Sie ja einfach ſagen. — Alſo, Dalberg! Da ſind ſie! Bitte, komm mit ins Haus!"

„Gleich mit?" fragte Dalberg.

„Na, natürlich. — Alle fünf! Was willſt du mehr?" Handegg nahm Dalbergs Arm und zog ihn — diesmal wirklich die Herrſchernatur — dem Speiſezimmer zu. Die Thür ſtand dort offen; man konnte die lichten, heiteren Farben von Frühſommertoiletten ſehn, die ſich drinnen hin und her bewegten; helle Stimmen zwitſcherten. Dalberg, dem doch noch ſo jungen Profeſſor, war lächerlich aufgeregt zu Mut. Er wollte harmlos heiter lächeln — warum eigentlich? — und konnte nicht. Ihm war, wie wenn ihn nicht Peter Handegg, ſondern Hermes der Götterbote führte.

Als ſie näher kamen, traten durch die weitgeöffnete Thür drei junge Damen zugleich hervor, ineinandergehängt und dicht zuſammengedrängt, roſa, blaßblau und weiß gekleidet. Die in der Mitte, von einer größeren und einer kleineren geführt, war offenbar die „Minerva"; es lag in ihrem Blick, ihren Schultern. Die größere mußte „Juno" ſein! Da war keine Frage. Alſo die kleinere im weißen Kleid war „Venus" ... Dalberg ſtarrte hin, wie im Traum. Sie erinnerten ihn alle drei an die große Flamme ſeiner Knabenzeit; ja, das thaten ſie. Doch wie wenn

das ſchöne Bild von damals auseinandergegangen, zerfloſſen wäre. Frau Karoline überall und nirgends ... Die drei wohlgeſtalteten Weſen, ſo jungſommerfriſch anzuſehn, kamen ihnen heiter entgegen, grüßten Handegg durch Kopfnicken; blieben dann ſtehn, als erwarteten ſie des andern Gruß. Dalberg zog ſeinen hellen Hut.

Sie verneigten ſich ein wenig, faſt gleichzeitig; die große mit jugendlicher Majeſtät, die kleine ſehr anmutig. Auf einmal rief dieſe, da ſie einen Seitenblick auf die „Minerva“ warf: „Guſtel hat ihren Lorbeerkranz abgenommen!“

„Was?“ rief die Große. „Wo haſt du ihn gelaſſen?“

„Im Wagen natürlich,“ antwortete die blaßblaue Mittlere. „Es war ja doch ein Unſinn —“

„Unſinn? Gar kein Unſinn!“ fiel ihr die weiße Venus ins Wort.

„Der wird ſogleich wieder aufgeſetzt!“ kommandierte die Große, als verſtehe ſich das von ſelbſt. Sie machten kehrt und zogen die Blaßblaue ins Haus zurück. Dalberg ſah ihnen lächelnd nach. Dies gefiel ihm ſchon.

Er war aber nur noch mehr im Traum. Hatte ihn die ſonderbare Dreieinigkeit verwirrt, ſo verwirrte ihn dieſe Dreiuneinigkeit vollends. Wo blieb Karoline?

Er trat mit Handegg ins Speiſezimmer; ein mittelgroßer Herr, nicht mehr jung, aber im braunen Bart und Haar noch kaum angegraut, mit einem angenehm regelmäßigen Geſicht, kam ihnen faſt in der Thür

entgegen. „Ich wollt' Ihnen doch meine Oberlehrerin vorstellen, Handegg," sagte der Herr mit heiterer, tenorhafter Stimme und gab dem Hausherrn die Hand. „Darum fahren wir bei Ihrer Villa vorbei!"

„Das ist hübsch von Ihnen — wie immer," erwiderte Handegg. „Mein Schulfreund, Professor Dalberg . . ."

In diesem Augenblick schwebte auch Frau Karoline heran; sie hatte vor einem Bild an der Wand gestanden. Man konnte es wohl ein sanftes, weiches Schweben nennen; denn die eher große als kleine Gestalt, deren Ebenmaß die Jahre wohl etwas ausgerundet, aber durchaus nicht zerstört hatten — es war nur frauenhafter geworden — schien sich noch ebenso elastisch und frei zu bewegen wie in der jungen Zeit; Dalberg sah es mit Staunen an. Der Kopf war freilich nicht mehr derselbe, wie vor zweiundzwanzig Jahren; in das dunkelblonde Haar hatte sich sogar ein voreiliger grauer Streifen gelegt, von der Stirne rückwärts; kleine feine Linien hatten sich an den Augen, am Mund in die weiche, lichte Blondinenhaut gegraben. Der Glanz der tiefblauen Augen war etwas stiller geworden; sie sahen wohl ruhiger, klüger, auch besser (ja, noch besser! dachte Dalberg) in die Welt hinein. So sahen sie nun den aufgeregten Professor an. „Sie sind Siegmund Dalberg?" fragte sie mit einem verwundert herzlichen Lächeln.

Noch die süße Stimme! dachte Dalberg; er war einen Augenblick wieder dreizehn Jahre alt. „O ja," erwiderte er, mit einer Befangenheit kämpfend, über

die er innerlich lächelte. „Ich bin dieſer Siegmund Dalberg, der damals — — Sie wiſſen alſo meinen Vornamen noch. Das — freut mich ſehr! — Freut mich ſehr. — Es war mir eben ſo merkwürdig, Sie —"

Er fühlte ihre weiche Hand, die ſie ihm hingeſtreckt hatte; darüber vergaß er eine Weile, zu ſprechen. „Es war mir ſo merkwürdig," wiederholte er dann, „Sie draußen zuerſt in Ihren Töchtern zu ſehn; gleichſam als Regenbogen ..."

Er verſtummte wieder.

„Wieſo Regenbogen?" fragte ſie.

„Nun, ich meine — das geteilte Licht, das —"

Gut, daß ſie wiederkommen! dachte Dalberg; er bereute ſchon, daß er das „dumme Wort" vom Regenbogen geſagt hatte. Die drei Mädchen traten wieder ein, aus dem Nebenzimmer, offenbar von der Straße her; die „Oberlehrerin", Auguſte, hatte nun einen kleinen Lorbeerkranz auf dem Kopf, der ihr vortrefflich ſtand: ein gewiſſer erregter und verklärter Ausdruck ihres hübſchen, etwas ſtubenbleichen Geſichts ward dadurch natürlicher, ſelbſtverſtändlicher. Das lichtbraune Haar erſchien auch reizender neben dem Lorbeergrün. „Ach, ihr ſeid noch rechte Kinder!" ſagte ſie, während ſie hereintrat, von Erna gezogen. „Ihr macht mich einfach lächerlich!"

„Wenn wir uns die Mühe gemacht haben," verſetzte die Große, die Giſela, ruhig, „dir den Kranz zu binden, ſo ſoll er ſich auch auf dir ſehen laſſen. Auf der Bahnfahrt, im Staubmantel, da natürlich

nicht; aber hier! bei Handegg! — Mach nur deinen Knix!"

Auguſte ſtand hilflos lächelnd da. Handegg ſtellte ſeinen Profeſſor vor; dann ihm die ganze Familie. „Was hab' ich Ihnen eigentlich telegraphiert, Handegg?" fragte der „Herr Leutnant" Kernſtock, nachdem die Geſellſchaft ſich um den großen Tiſch verſammelt und geſetzt hatte; Chriſtoph kam mit Gläſern und Wein. „Glänzend beſtanden? Das war beinah noch zu wenig; ſeitdem hab' ich aus dem Mädel erſt herausgebracht, wie glorreich das Examen war. Sie will ja nie zu viel von ſich ſagen und ſagt drum immer zu wenig. Aber Sie ſollten nur mal hören, Handegg — und Sie auch, Herr Profeſſor, wenn Sie's intereſſiert — wie die Herren nachher zu ihr geſprochen haben, die Examinatoren, die Prüfungskommiſſion! Mit was für Ausdrücken, Handegg!"

Er ſchrieb die Ausdrücke gleichſam mit der Hand in die Luft.

„Ja, ſie ſoll erzählen!" rief Erna mit ihrer luſtigen, hellen Stimme.

„Ach, das iſt ſo langweilig!" rief Auguſte dagegen. „Ich hab's euch nun ſchon zweimal erzählt. Und dem Herrn Profeſſor kann es doch gewiß nicht —"

„Erlauben Sie," fiel ihr Dalberg ins Wort. „Alles, was in Ihrem Hauſe — was die Kinder dieſer Dame — — Sie und ich, gnädiges Fräulein, wir ſind uns übrigens gar nicht fremd. Wir haben uns ſchon geſehn; als Sie in Ihrer Wiege lagen."

„Na alſo!“ rief Giſela luſtig, die Juno im roſafarbenen Kleid. „Da hat der Herr Profeſſor wahrſcheinlich ſchon gefragt: was wird wohl aus dir, du kluges Kind? — Na, jetzt kannſt du's ihm ſagen. Alſo nur heraus damit!“

Vater Kernſtock lachte; ſeine Jüngſte mit. „Ach, ihr übertreibt ja alles,“ ſagte Auguſte etwas altklug, überlegen; „aus ſo 'nem bißchen Examen macht ihr ſo viel, es iſt unausſtehlich. Ja, ſie haben mir ſehr freundliche Sachen geſagt; ſie wollen ja doch 'ne junge Dame nicht entmutigen. Aber daß der Herr Schulrat geſagt hätt', ich könnte Profeſſor werden, das hat Erna mir aufgebracht! — Ihr nehmt Erna immer viel zu ernſt; ſie iſt oft noch wie ein Backfiſch.“

„Oho!“ rief Erna und ſtand auf. „Das iſt mord!“

„Der Schulrat?“ fragte Handegg. „Wer iſt das?“

„Das iſt der Vorſitzende bei der Prüfung,“ antwortete Auguſte. „Der war gar zu liebenswürdig; — ach, ſie waren ja alle entzückend liebenswürdig zu mir —“

„Wohl nicht mehr, als du verdienteſt,“ warf Giſela dazwiſchen.

„Aber der Schulrat — nein, ſo ein Mann! Er trug mich förmlich durchs Examen; wie der große Chriſtoph das Kind trägt. Er freute ſich über jedes Wort, das ich ſagte. Mit einem Kopfnicken, mit einem freundlichen Blick konnt' er mich doppelt ſo geſcheit machen, als ich wirklich war. Die andern kamen mir ja auch lieb und gut entgegen; aber er

war rührend. Es klingt komiſch, aber ich muß ſagen: ich hab' viel mehr gewußt, als ich weiß!"

„Unſinn!" ſagte Kernſtock, wieder mit der Hand in der Luft. „Das ſind nun wieder deine Redensarten. Glauben Sie das nicht, Herr Profeſſor."

Handegg ſchüttelte für Dalberg den Kopf. „Sie wiſſen furchtbar viel, Fräulein Auguſte."

„Sie weiß alles!" rief Giſela.

„Wie ſieht der Schulrat aus?" fragte Frau Karoline, die zu alledem faſt unmerklich gelächelt hatte, die Arme auf der Bruſt gekreuzt.

„Wie er ausſieht? Gut. Geſcheit. Nicht große, aber doch ſchöne, weil ſo gute Augen. Geſtalt ungefähr wie Vater; aber viel jünger. Noch Junggeſell, ſagten meine Kolleginnen."

„Er liebt dich!" ſtieß Erna hervor, eine Hand in die Höhe hebend. „Er hat ſich in dich verliebt!"

„Ach, du — Backfiſch du!"

„Ach, du zarte Mimoſe," gab Erna zur Antwort. „Mutter, jetzt thut ſie ſo; aber geſtern abend, als wir allein waren und ſchon im Bett lagen, hat ſie mir erzählt, daß er ihr beim Abſchied geſagt hat, er hoffe ſie wiederzuſehn. Er würde gern auch ihre würdigen Eltern kennen lernen; — wahrhaftig, das hat er geſagt. Guſtel, Mimoſe, hat er ‚würdige Eltern' geſagt oder nicht?"

Minerva antwortete ihr nicht; ſie wandte ſich nur an die andern: „Hört doch nicht auf das Kind."

„Ah!" rief Erna, „jetzt wird ſie knall!" Die Kleine hatte ſich abgewöhnt, knallrot oder mordhäß-

lich oder urgediegen zu ſagen; ſie ſagte nur noch knall oder mord oder ur. Darin hatte ſie recht: Auguſte war errötet. Sie wandte ſich dem Fenſter zu, um es zu verbergen.

„Schrecklicher Unſinn," murmelte ſie dann. „Knallt nicht eben unſer Kutſcher draußen? Wir müſſen wohl weiterfahren."

„Kein Gedanke!" rief nun aber Handegg; auf ſeinen Wink hatte Chriſtoph die erſte Champagnerflaſche geräuſchlos geöffnet und die Gläſer gefüllt. „Wir haben noch nicht einmal auf Ihr glänzendes und ſo weiter getrunken. Bitte, zu den Gläſern greifen! Ich ſollte wohl eine Rede reden; aber mit den Muſen hat mir's nie glücken wollen, auch mit der Muſe der Beredſamkeit nicht. Ich ſage nur: ich freue mich, mit einer Dame befreundet zu ſein, die von Schulräten ſo hochachtungsvoll verehrt wird und ſo weiter, und die ſo furchtbar viel mehr weiß als ich. Fräulein Oberlehrer Auguſte Kernſtock hoch — oder wie ſagt man jetzt: hurra, hurra, hurra!"

Sie riefen Hurra, ſtießen an und tranken. Erna ſtürzte ihr gefülltes Glas hinunter; es ſtand ihr aber allerliebſt, als wäre ſie zum Trinken geſchaffen.

„Fräulein Auguſte," nahm Handegg wieder das Wort, „Ihr Lorbeerkranz iſt ein ſchöner Anblick; aber R o ſ e n fehlen. Es ſollte noch was Friſches, Blühendes dazu. Mein Garten wimmelt jetzt von Roſen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen —"

Giſela unterbrach ihn: „Ja, Sie haben recht! Einen Roſenkranz! auf den andern drauf!"

Erna nickte: „Den flechten wir ihr im Garten. Wer kommt mit?"

„Alle Mann hinaus!" rief Giſela. Sie war ſchon aufgeſtanden. „Komm, Guſtel! Das Opfer wird bekränzt!"

„Darf ich auch?" fragte Dalberg lächelnd.

„Wir bitten darum," ſagte Giſela. „Alle! Mutter, du mußt auch mitthun!"

„Muß?" fragte Frau Karoline; in dieſem Augenblick ſah ſie wieder — wenigſtens in Dalbergs Augen — wie eine Fürſtin aus.

„Nein, nein, nein, du willſt!" antwortete Giſela ſchmeichelnd. Sie ſtand neben der Mutter, die etwas kleiner war als ſie; mit den vollen, kräftigen Armen ſie an ſich drückend bat ſie weiter: „Du hilfſt, weil du's am beſten verſtehſt! Kränze winden kann doch keiner wie du. Dabei ſagſt du irgend was Schönes von Roſen—"

„Ja," warf Auguſte hinein, „ein Roſengedicht!"

„Sag uns gleich eins!" rief Erna.

Frau Karoline ſchüttelte lächelnd den Kopf; ſie blickte auf Dalberg hin. „Ich bitte mit, wenn ich darf," ſagte Dalberg, dem wieder ferne, halbvergangene Erinnerungen kamen. „O, ich weiß recht gut: als ich die Ehre hatte, Sie anzuſchwärmen, ſprachen Sie uns Knaben zuweilen Verſe — ich war ganz verzückt. Sie wußten ſo viele —"

„Sie weiß Tauſende!" verſetzte Auguſte.

„Er hat unſre Mutter angeſchwärmt!" rief Erna mit drolliger Heiterkeit. „Mutter, da mußt du wohl ins Gehirnkäſtchen greifen. Irgend was Roſiges!"

Giſela forſchte in Frau Karolinens Geſicht: „Sie hat ſchon was. Sie will ſchon; nicht wahr, Mutterli? Hört nur zu!“

„Ihr Quälgeiſter,“ ſeufzte die Mutter. „Mir fällt nur was recht Altfränkiſches ein, aus 'ner alten Oper. Aber da auch der Herr Profeſſor —“

Sie ſprach nicht zu Ende; mit einer entſchloſſenen, abmachenden Gebärde kam ſie zu ihren Verſen, und auf einmal verjüngt, rührend jung, mit einem Mädchengeſicht, begann ſie in die Luft zu reden:

„Roſe, wie biſt du ſo reizend und mild,
Du biſt der Unſchuld liebliches Bild;
Du, die zur Gabe ich mir erkor,
Lächelſt aus Dornen freundlich hervor.

„Roſe, du trinkeſt himmliſchen Tau,
Schmückeſt den Buſen, Garten und Au,
Sendeſt noch ſterbend Düfte uns zu;
Roſe, du holde!
Leben und ſterben will ich wie du!“

Was für eine junge Stimme! dachte Dalberg tiefverwundert. Er verneigte ſich dankend. „Ach ja, das iſt ſchön,“ hauchte Erna. — „Noch was, Mutter!“

„Noch was von Roſen,“ ſetzte Giſela hinzu.

„Kinder, ich weiß ja nichts mehr,“ entgegnete Frau Karoline. Sie ſann einen Augenblick, den Kopf auf die Seite gelegt wie ein Vogel; dann ging in ihren blauen Augen ein Leuchten auf. „Vier Verſe aus Goethes Weſtöſtlichem Divan; darin kommt die Roſe vor. Aber nur ſo nebenbei:

Iſt's möglich, daß ich, Liebchen, dich koſe!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich ſcheint immer die Roſe,
Unbegreiflich die Nachtigall.

„So, nun aber in den Garten, Kinder! Und wer mit will, geht mit!"

Sie nahm Giſelas Arm und zog ſie fort. Alle andern folgten.

* * *

Träumeriſch nachdenklich ging Dalberg hinterdrein; hinter ihm war nur noch Erna, die weiße „Venus"; die blieb aber zurück. Sie hatte im Nebenzimmer, durch die offene Thür, ein bekanntes Geſicht auftauchen ſehn, das ihr heimlich gewinkt hatte; als ſie jetzt allein war, trat ſie in dieſe Thür. Joſeph Lang ſtand vor ihr, der Sohn des alten Doktors Lang, der Handegg zu einem halben Vegetarier gemacht hatte. Der „kleine Joſeph", wie er bei Kernſtocks in Mühlheim genannt wurde, obwohl er gar ſo klein nicht war; Giſela überragte ihn allerdings, aber Erna blieb entſchieden unter ihm zurück. Offenbar erregt zog er an ſeinem rehbraunen Schnurrbart, die ebenſo gefärbten Augen glänzten unruhig; die ſchlanke, feine Geſtalt hatte aber etwas Verſchüchtertes, Eingeſunkenes.

„Na?" ſagte Erna verwundert, als er ſie durch eine ſtumme Verbeugung begrüßte. „Warum ſchleichen Sie hier ſo heimlich herum? Was haben Sie verbrochen?"

„Nichts," antwortete er. „Im Gegenteil. Ich wollte nur Ihnen gern zuerſt —"

„Was denn? Sind Sie Doktor geworden?"

Joſeph nickte, mit einer neuen Verneigung. „Doktor der Philoſophie Joſeph Lang. In Jena mit dem nötigen Erfolg promoviert. Die Welt ſteht mir offen."

„Ah! Dann gratulier' ich!"

Erna hielt ihm die Hand hin; aber auf halbem Weg ließ ſie ſie ſchweben. „Warum haben Sie das nicht telegraphiert?" fragte ſie.

„Hab' ich ja gethan. Meinem Alten hier."

„Mir aber nicht! Und Sie hatten mir's freiwillig verſprochen; wiſſen Sie das nicht mehr? Es lag mir ja eigentlich gar nichts dran; aber es iſt doch fein, wenn man ſein Wort hält; nicht?"

„Sehr richtig."

„Und ſo dacht' ich ſchon, da nichts kam: es iſt ihm nicht ſo gut gegangen wie Guſtel, er iſt durchs Examen geknallt! — Warum kam denn nichts?"

Joſeph Lang lächelte, gemütlich und hübſch wie ſonſt, aber etwas geknickt. „Weil ich mich vor Fräulein Erna ſchämte."

„Vor mir? Das iſt gediegen! — Das haben Sie doch wohl noch nie gethan! — Warum denn das?"

„Weil ich nur ſo ganz ſchlicht Doktor geworden bin. Nicht summa cum laude, auch nicht magna cum laude, und auch nicht cum laude; ganz ohne Auszeichnung."

„Ah!" rief Erna, offenbar enttäuſcht und empört. „Wie ich das finde! Das find' ich ur!"

„Urgemein?"

„Wie es Ihnen beliebt!"

„Seien Sie nicht so hart, Fräulein Erna. Doktor bin ich ja doch."

„Aber wie!" Sie sah ihn an, vom Scheitel bis zur Zehe, aber als stünde da ein kleines Häuflein, für das ein ganzer Blick schon zu viel ist. „Das hat meine Schwester anders gemacht, muß ich Ihnen sagen; — na, die ist allerdings ein gelehrtes Haus. Aber — nicht einmal cum laude. Da haben Sie's! Das kommt davon!"

„Wovon?"

„Von der Pflanzennahrung! Von dem großen Unsinn, daß Ihr Vater auf einmal Vegetarier geworden ist —"

„Das nennen Sie einfach Unsinn?"

„Ja! Trödel en gros! Und daß er seine Herren Söhne auch dazu gezwungen hat; und daß die Herren Söhne, obgleich sie keine Kinder mehr sind, sich das haben gefallen lassen. Ja, Sie, Doktor Joseph Lang! Das hätt' ich Ihnen vorhersagen können, daß ein Pflanzenfresser kein Examen cum laude macht. Der schrammt höchstens so eben durch!"

„Meinen Sie?"

„Ich bin so frei. So viel versteh' ich auch davon. Ein Pflanzenfresser, was kann der? Süßholz raspeln kann er; aber richtig lieben? wie ein ganzer Mann? Glauben Sie das? Ich nicht!"

„Also das auch nicht?"

„Nein!" rief Erna mit einer fast verächtlichen

Handgebärde. „Sie reden ſo gern von Liebe, von Liebe; aber was können Sie ohne Fleiſchnahrung davon wiſſen, Herr Doktor? — Ich hab' mir das ſchon lange gedacht; jetzt, ohne cum laude, jetzt weiß ich's gewiß. Ja, machen Sie mir nur böſe ſüße Augen; das nützt Ihnen nichts. Wären Sie nur lieber gleich durchs Examen geraſſelt; da hätten Sie's erlebt! Aber Sie werden es noch erleben —"

„Was werd' ich erleben?" unterbrach er ſie.

„Ihr Zuſammenknicken. Es meldet ſich ſchon. Es wird ſchon kommen."

„Zuſammenknicken werd' ich?"

„Na, was denn ſonſt? — Mit dem ohne cum laude hat es angefangen. Ja, jetzt ſtehn Sie noch da wie 'ne Apfelblüte; aber in Ihnen nagt der Wurm. Das hat mir Vater erſt neulich erzählt, daß wir zum Beiſpiel verſchiedene Offiziere haben, oder hatten, die ſich auch dem Vegetariertum ergaben; und ein paar Jahre ging alles gut. Sie hielten ſich tadellos; und wie ſahen ſie aus? Bild! — Aber dann auf einmal kam's. Dann ſind ſie niedergebrochen; total; mußten ihren Abſchied nehmen."

„Niedergebrochen!" murmelte Joſeph. „Wie wenn Sie von Pferden ſprächen."

„Auch der Menſch bricht nieder; da mach' ich keinen Unterſchied. Sie werden auch noch niederbrechen; das iſt mir nun ganz klar. Ganz klar!"

Die Gartenthür ward aufgeriſſen, wohl zur rechten Zeit für den ſo hart bedrängten Doktor Joſeph; Giſela trat in ihrer ganzen drohenden Majeſtät auf die

Schwelle. „Kleines, wo bleibſt du?“ ſagte ſie mit faſt harter Stimme. „Ah! Der kleine Joſeph iſt da! Ihr beide — — Macht, daß ihr in den Garten kommt! Wir ſingen gleich den Roſenkranz!“

Sie trat beiſeite, um die „Kleine“ hinauszulaſſen, und trieb ſie dann vor ſich her, wie die Hirtin in den Bergen ihre Schafe und Ziegen treibt. Im Garten, bei den großen Kaſtanienbäumen, hatten die andern um einen runden, ſteinernen Tiſch, im Schatten, Roſen aller Farben zuſammengeſchleppt und zum Kranz gewunden; die ſchnellen Finger der Frau Karoline hatten das meiſte gethan. Erna erſchien nun dort mit dem neuen Doktor; unterwegs hatte ſie ihm leiſe verſprechen müſſen, nicht gleich zu verraten, daß er keine Auszeichnung hatte. „Ein junger Doktor der Philoſophie!“ ſtellte ſie ihn vor, ſich zur Großmut zwingend. Etwas geneckt mußt' er aber werden; mit ſehr ernſtem Schelmengeſicht fuhr ſie deshalb fort: „Ich muß nur zugleich die traurige Mitteilung machen —“

Hurra, er wird knall! dachte ſie. Sein hübſches Antlitz rötete ſich ſehr; ihr flog auch aus den rehbraunen Augen ein empörter Blick zu über dieſen Hochverrat. „Daß er uns in den Pfingſttagen beſuchen will,“ fuhr ſie nach einer boshaften Pauſe fort.

„Soll nur kommen!“ erwiderte Kernſtock. „Meine herzliche Gratulation, Herr Doktor!“

Alle beglückwünſchten ihn. Frau Karoline lächelte ihm mütterlich zu, während ſie den Roſenkranz voll-

endete. „So, da ist er!“ sagte sie und stand auf, um ihn der Minerva auf den Lorbeerkranz zu drücken.

„Nein, das muß gesungen werden!“ begehrte Gisela auf. „Nach dem Weberschen Jungfernkranz!“ Sie nahm Erna bei der Hand und pflanzte sich mit ihr vor Auguste auf; so begannen sie:

„Wir winden dir den Rosenkranz
Mit veilchenblauer Seide . . .“

„Mutterli! singst du nicht mit?“ sagte Gisela jetzt, da sie sich dem Text gegenüber hilflos fühlte: weiter wollte er gar nicht passen, und ihn umdichten konnte sie nicht.

„Aha! Mutter muß wohl wieder helfen!“ sagte Kernstock, mit Verständnis lächelnd.

Frau Karoline sann ein paar Augenblicke; dann stellte sie sich zwischen Gisela und Erna, den Kranz in der Hand, und fing von vorne an zu singen, mit einer schlichten, warmen, rührenden Stimme (Dalberg erkannte sie wieder):

„Wir winden dir den Rosenkranz,
Doch nicht mit blauer Seide.
Das Leben ist dir nicht Spiel und Tanz,
Das Lernen ist deine Freude.
Roter, weißer Rosenkranz —
So spinnst du deine Seide!“

„Verzeihen Sie,“ sprach sie zu Dalberg zurück, über die anmutvoll bewegte Schulter; „Sie wissen, nur ein Schelm thut mehr, als er kann. — So, nun singt das mit! im Chor!“

Sie begann mutig noch einmal, während sie den rechten Arm als Taktstock hob. Die beiden Töchter fielen ein, so gut sie konnten. Die dritte, die Minerva, stand vor ihnen und lächelte verklärt. Endlich kommandierte die Mutter: „mit anfassen!" und sie mit Gisela und Erna trat vor und drückte der Minerva den Kranz auf das braune Haar.

„Ach, ihr macht mich lächerlich," sagte Auguste wieder. „Aber das thut nichts; schön ist's doch!"

Die andern klatschten dem Vorgang Beifall. Die Gefeierte dankte mit einer fast zu stilvollen Bewegung im Kreise herum.

„So," sagte Frau Karoline resolut, „nun ist's abgemacht. Nun danken wir dem Hausherrn und machen, daß wir weiterkommen." Sie hob den Kopf und die Stimme: „Abfahren!"

Die Fürstin! dachte Dalberg lächelnd.

Kernstock stand gehorsam auf. „Noch ein Glas trinken!" bat Handegg. „Der Champagner wartet!"

Frau Karoline schüttelte den Kopf: „Handegg, wir kommen sonst zu spät nach Haus. Wir danken recht schön. Meine Mädels vertragen auch keine Anfeuchtung mehr, sie sind heut so schon aus Rand und Band. So sind sie nicht alle Tage, Herr Professor; das ist die bacchantische Freude heut."

„Warum sollten sie nicht immer so sein?" versetzte Dalberg.

„Wär' doch wohl zu viel. — Sie bleiben noch eine Weile hier bei Ihrem Freund? — Sagen Sie nur ja. Dann sind Sie herzlich eingeladen, mit

ihm und mit dem jungen Doktor da unſer Gaſt zu ſein; wenn Ihnen drei Töchter auf einmal nicht zu anſtrengend oder erſchreckend ſind. Zu heiraten brauchen Sie keine von ihnen, mit voller Seelenruhe dürfen Sie kommen: wir machen gar keine Heiratspläne. Wir behalten die Kinder lieber bei uns."

„Anmutiger kann man nicht einladen, gnädige Frau," erwiderte Dalberg lächelnd. „Ich geh' nicht eher von Handegg fort, als bis er mich nach Mühlheim führt."

„Schön; das iſt ein Wort! — Abfahren!" rief ſie nun wieder.

„Ich bring' ihn ſchon morgen!" rief Handegg. Er geleitete ſeine Gäſte dem Hauſe zu. Auch Dalberg ging mit. Vor dem Haus, am Wagen, gab es ein lebhaftes Durcheinander des Abſchieds; alle Stimmen ſchwirrten zugleich, kreuz und quer durcheinander, wie das ſo oft geſchieht. Erna lächelte dem Doktor Joſeph zu, da ſie ihn vorhin ſo grauſam mißhandelt hatte; er hatte mittlerweile das Verſprechen gegeben, übermorgen am erſten Pfingſttag zu kommen. Dann zog er den Hut und ging fort, zu ſeinem „Alten", der am andern Ende der Stadt als Witwer wohnte. Die Peitſche des Kutſchers knallte nun wirklich; die großen braunen Pferde zogen an, die letzten Lebewohls und „Auf Wiederſehn!" flogen hin und her. Der offene Landauer rollte davon.

Handegg und Dalberg ſahen ihm eine Weile nach; bis er um eine Ecke bog. „Na?" fragte Handegg

jetzt und schaute den Professor an, mit einem stillen, listigen Lächeln.

„Wie meinst du?" fragte Dalberg zurück.

„Na, das weißt du ja doch. Wie findest du sie?"

„Wie ich sie finde? — Die Mutter ist eine entzückende Frau!"

„Und die Töchter?"

„Zusammen auch allerliebst."

„So? — Weiter nichts? — Gieb dein Parisurteil."

„Nein, nein, nein," sagte Dalberg, „nichts von Paris. — Die kann man ja nicht einzeln heiraten, Handegg. Im Viertelduzend — ja! Das geht!"

Handegg war eine Weile starr und still. So frech hatte er wohl noch nie gedacht. Er sah: Dalberg war ganz ernst, er spaßte offenbar nicht.

„Also nur im Viertelduzend geht's?"

„Ja; weil dann die drei Drittel der Mutter so leidlich zusammenkommen."

„Ach, du bist — — meschugge, hätt' ich beinah gesagt. Das darf ich aber wohl nicht, gegen einen Professor der Philosophie. — Komm du nur morgen hinaus! Fang nur an, zu wählen! als Paris!"

Dalberg erwiderte nichts. Er ging stumm ins Haus.

* * *

Drei Tage waren vergangen, Pfingsten war vorbei. Am Pfingstdienstag morgen saßen die Kernstockschen Töchter in einer gedeckten Veranda am Mühl-

heimer Herrenhaus, rückwärts in den Garten. Es ſah aus, wie wenn Regen drohte; nach den ſonnigen Feiertagen war ein großes Wolkenziehen gekommen, Weſtwind hatte die Luft gekühlt. Erna, trotzdem auch heute weiß gekleidet — der roſenwangigen Blondine ſtand es gar gut — wiegte ſich leiſe, nichtsthuend, in einem Schaukelſtuhl. Giſela, am großen, viereckigen Tiſch, war thätig: ſie machte Erdbeeren zurecht, die mit Schlagſahne verzehrt werden ſollten; die jungen Leckermäuler liebten das ſehr. Mit ernſtem Kopf ſaß Auguſte neben ihr; ſie hatte ihr Schreibzeug herausgetragen und ſchrieb, zuweilen ſtockend, über den zu wählenden Ausdruck brütend, an einem Brief, der ihr Mühe machte. Und doch war's eine ſo einfache Sache: der Schulrat, der ihr Examen geleitet hatte, der Regierungsrat Neubauer in Berlin, hatte geſtern abend einen Brief durch Eilboten geſchickt: er trete eben einen Urlaub an und frage, ob ein Beſuch in Mühlheim, bei ihr und ihren „würdigen Eltern", geſtattet und genehm ſei. Die Antwort erbitte er nach Halle, wo er durchreiſe. Es gab natürlich nur *eine* Antwort: ſehr erwünſcht; mit Freuden! Auguſte ſaß nun und ſchrieb ſie; im Namen der Eltern und im eigenen. Der ſonſt ſo Federgewandten war aber ſonderbar „dumm" im Kopf. Sie wollte nicht nur drei Worte ſagen, das ſchien ihr zu kalt; ſie wollte auch ein wenig in Dankbarkeit ſchwelgen; denn als ich zuletzt vor ihm ſtand, dachte ſie, bracht' ich nichts Geſcheites heraus! Aber *zu viel* wollte ſie doch auch nicht ſagen; da er ſo wunder-

bar eilig kam ... Auf der Goldwage ihrer zarteſten Gefühle wägte ſie jedes Wort.

„Noch nicht fertig?" fragte die naſeweiſe Erna nach einer längeren Stille; ſie hatte unterdeſſen an ihren letzten Streit mit dem kecken Doktor Joſeph gedacht.

Auguſte ſchüttelte nur verdrießlich den Kopf.

„Aber ſchreib doch einfach: Mein Herr, ich bin nicht dumm, ſo wenig wie meine Schweſter Erna, und errate die Abſicht, die Sie herführt. Ich ermutige Sie. Ihr Drängen rührt mich. Kommen Sie mit dem nächſten Zug!"

Auguſte ſah zu Giſela auf: „Dieſes Kind wird unausſtehlich."

„Ach, du!" ſagte Erna und ſchaukelte ſich ſtärker. „Ich war gewiß ein entzückendes Kind; aber jetzt bin ich keines mehr, ſchon lange nicht. Und das ſagt mir mein kleinſter Finger, wenn ein Berliner Schulrat verliebt iſt."

Auguſte verzog das Geſicht (wieder Mimoſe! dachte Erna): „Verliebt! Kannſt du denn immer nur an Verliebtheit denken? Das wird tödlich langweilig. Wenn zwei Menſchen durch geiſtige Intereſſen —"

„Darüber lach' ich!" warf Erna dazwiſchen und lachte.

„Ewiger Backfiſch du; Nichtsthuerin. Ein für allemal: ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren bin über die Möglichkeit des Verliebtſeins hinaus!"

„Na, na, na!" rief nun Giſela. „So ſchlimm

iſt's wohl nicht! — Ich mit meinen zweiundzwanzig bin jedenfalls noch nicht ſo weit."

„Aber ich!" erwiderte Auguſte, und ſchrieb plötzlich entſchloſſen ihre letzte Zeile.

„Sie iſt mit den Männern fertig," ergänzte Erna. „Sie löſt nur noch die Frauenfrage."

Giſela riß einer Erdbeere den Stengel ab: „Ach, die Frauenfrage! Das iſt auch 'ne ewige Seeſchlange." Sie richtete ihre faſt ſchon üppige Geſtalt etwas höher auf: „Mir kommt die Frauenfrage ſo furchtbar gelöſt vor. Gut zu eſſen kriegt er — alle Knöpfe tadellos — aber kuſchen muß er!"

Erna lachte. Auguſte lächelte und ſchrieb ihren Namen unter ihren Brief.

„Was iſt das übrigens mit dieſem Philoſophieprofeſſor?" nahm Giſela wieder das Wort. „Er ſteht manchmal ſo da, als hätt' er was ganz Geheimes im Sinn; macht ſo große, rätſelhafte Augen und forſcht einen durch und durch. Dann ſind wir plötzlich wieder gar nicht für ihn auf der Welt, er zieht nur noch hinter Mutter her. Oder er hat mit Vater lange militäriſche Geſpräche; das iſt mir ſo komiſch. — Findet ihr ihn eigentlich intereſſant, oder nicht?"

„Ich glaub', er iſt nicht tief genug," verſetzte Auguſte, indem ſie ihre Schreibmappe zumachte.

„Ach, wer iſt für dich tief genug?" ſagte Erna. — „Ich find' ihn im allgemeinen ſehr nett."

Giſela ſah von ihren Erdbeeren auf: „Ja, du kleiner verliebter Käfer. — Wirſt wohl deinem Joſeph wieder untreu werden —"

„Meinem Joſeph? Ich hab' keinen Joſeph. Ich bin ſo frei und ſo ledig wie du!"

„Wirklich? Dann biſt du wenigſtens immer bereit, dich zu verplempern, mein Herzchen." Giſela ſtand auf: „Kinder, ich ſag' nur eins! Wer von uns ſich verplempert, der ſagt's den beiden andern in der erſten Viertelſtunde!"

„Einverſtanden," antwortete Erna.

„Guſtel?" fragte Giſela.

Auguſte hob überlegen lächelnd den Kopf: „Ach Gott ja, meinetwegen. Sehr gern."

„Ernſthaft!" rief Giſela. „Wie drei Schweſterherzen. Geſchworen und abgemacht!"

Auguſte hob zwei Finger.

Erna that desgleichen: „Ich ſchwör's! bei Handeggs ſeidenem Halstuch!" Sie warf einen neckenden Blick auf Giſela: es war ſchon eine Weile ein Kampf zwiſchen der großen Schweſter und Handegg um ſein verweichlichendes Halstuch, ſie hatte aber noch nicht geſiegt.

„Ach, du kleiner Junikäfer!" entgegnete Giſela und trat an den Schaukelſtuhl. „Du Ding willſt alte Leute hänſeln?" Sie faßte Erna bei den Schultern und drückte ſie.

Wo Giſela hingriff, da ſpürte man's. „Au!" ſagte Erna raſch, um die ſtarken Fäuſte loszuwerden. „Wir hatten doch abgemacht, daß wir uns in dieſen Tagen nicht kneifen wollten!"

„Warum nicht?" fragte eine männliche Stimme. Hinter Erna und Giſela war die lange, ſchlanke

Geſtalt des Profeſſors aufgetreten, vom Garten her; niemand hatte ihn bemerkt. Sie drehten die jungen Köpfe und ſahen in ſein behaglich lächelndes Geſicht.

„Warum nicht?" antwortete Erna unverlegen. „Weil morgen unſer Gartenfeſt ſein ſoll, mit Tanzen und dekolletiert. Da ſieht man die blauen und gelben Flecke auf den Schultern."

Dalberg lachte. „Sind die Damen ſo zart?"

„Die Damen nicht," erwiderte Erna; „aber ihre Schultern."

„Iſt Handegg noch nicht aus der Stadt zurück?" fragte Giſela. Handegg hatte geſtern abend eine Botſchaft bekommen und war für die Nacht hineingefahren.

Dalberg zuckte die Achſeln: „Ich hab' noch nichts von ihm geſehn oder gehört. — Ich wollte geſtern mit zur Stadt; aber Ihre Eltern waren ſo liebenswürdig, mich noch nicht fortzulaſſen. — So leicht lebt man ſich wohl auch nirgends ein, wie hier. Es iſt urgemütlich!"

„Wir möchten, es wäre ſo," verſetzte Auguſte. „Uebrigens, ſagen Sie, Herr Profeſſor: haben Sie nicht heut morgen im Salon Klavier geſpielt? Ich hörte vom Garten aus zu."

„Ja, ich war ſo frei."

„Sie ſpielten ein ſo ſchönes Stück. Von wem?"

Dalberg lächelte. „Von wem? Sozuſagen, von niemand."

„Von niemand?"

„Eine Phantaſie."

„Ah! — Sie ſind Komponiſt?"

„Bin ich einer? Ich weiß es nicht. O, ich wollte wohl; aber es ſcheint, die Götter wollen's nicht. Oder mehrere in mir wollen's nicht: erſtens der Profeſſor, der immer was andres im Kopf hat; und zweitens der Thunichtgut."

Erna richtete ſich, ſehr erheitert, in ihrem Schaukelſtuhl auf. „Sie haben auch einen Thunichtgut?"

„Ja," ſagte Dalberg, „und was für einen. Der Kerl iſt ſo anſpruchsvoll; er will immer was Neues zum Zeitvertreib. Oder er will ganz ſtill auf dem Rücken liegen. Der arme Komponiſt — er hätte ſchon Ehrgeiz für drei — aber gegen dieſes Kuckucksei kommt er nicht auf. So oft er ſich vornimmt: jetzt wird einmal ordentlich produziert! ſo ſpielt ihm der Thunichtgut einen Streich. Oder auch der Profeſſor. Und ſo wird es denn weiter nichts, als daß ich einmal an ſo 'nem ſtimmungsvollen Morgen wie heut mit wehmütiger Wolluſt phantaſiere!"

„Das iſt ja beinahe tragiſch," erwiderte Auguſte, mit lächelndem Mitleid. „Und ich dachte, als ich Sie ſpielen hörte: das könnt' von Beethoven ſein."

Dalberg verneigte ſich: „Beethoven dankt Ihnen durch mich für die Anerkennung!"

Aus der Hausthür, die zum Garten führte, trat Peter Handegg hervor, ſeinen ſteifen ſchwarzen Hut auf dem Kopf, in einem dunklen Winterrock. Er ſah wie von allen Humoren verlaſſen aus; die blaßgrauen Augen waren halb geſchloſſen, die ſchwachen

Brauen zuſammengezogen, die rundliche Geſtalt nach vorn geſunken. Er grüßte mit dem Hut, aber nur ſo obenhin. Sprechen that er nichts.

„Guten Morgen, Handegg!“ ſagte Dalberg. „Was iſt dir? Iſt dein Haus abgebrannt?“

„Haben Sie die erwartete Influenza gekriegt?“ fragte Giſela.

„Iſt Frau Schulze Ihnen mit Chriſtoph durchgegangen?“ fragte Erna.

„Frau Schulze!“ ſtieß jetzt Handegg hervor. „Durchgegangen! Das ließ' ich mir noch gefallen. Aber dieſe Frau — — es iſt ein Skandal!“

„Um Gottes willen!“ rief Auguſte. „Was denn?“

„Beſtohlen hat ſie mich! raſtlos! ſeit Monaten! ſeit — wer weiß das! Tag und Nacht beſtohlen!“

„Die — Sklavin?“ fragte Dalberg; das Wort entfuhr ihm unwillkürlich.

„Dieſes nichtswürdige, infame Weib! Nichts als eine Lüge! Durch Chriſtoph iſt es herausgekommen. Ich hab' ſie fortgejagt; Knall und Fall!“

„Nein!“ rief Erna.

„Jawohl! Knall und Fall!“ Es war wieder die gehobene Herrſcherſtimme. „Hinaus! ſagt' ich nur. Hinaus! — Da drehte mir die Perſon den Rücken zu. Wie wenn ſie's zu ihrem Vergnügen thäte, ging ſie aus der Thür. Aber fort iſt ſie! Und kommt nicht wieder!“

„Ah! Das iſt ur! Das muß ich Muttern erzählen!“ rief Erna; ſie war aufgeſprungen. Sie lief ins Haus.

„Und mein Brief muß fort!“ ſagte Auguſte und ging ihr nach.

„Muttern erzählen!“ ſchnaubte Handegg. „Das wollt' ich ſelber; ich fand ſie nur nicht. Ich muß ja Ihre Mutter bitten, Fräulein Giſela, mir bei der Neuwahl zu helfen. Eine ehrliche Haushälterin! Meinen eigenen Augen und Ohren trau' ich nun nicht mehr!“

„Trauen Sie nur m e i n e n,“ verſetzte Giſela ruhig. „Ich laſſ' mich nicht durch dieſe und jene Kniffe verblenden wie Sie. Frau Schulze, die ſpielte ja auf Ihnen wie auf einem Klavier! — Seien Sie nur wieder heiter, Handegg. Ein Mann ohne Humor iſt 'ne gar ſo traurige Sache. Den Verluſt können Sie ja verſchmerzen; haben ja Moneten genug. Wenn Sie mir zu Gefallen einmal lächeln wollten!“

„Ihnen zu Gefallen — o ja.“ Handegg lächelte das Mädchen an, das ſo ſtattlich, ſo blühend geſund, ſo junoniſch und zugleich ſo freundlich heiter vor ihm ſtand. Sie war ihm doch die liebſte im Haus. „Iſt das gut gelächelt?“ fragte er dann.

„O ja, für den Anfang geht's. — Aber dieſes Halstuch, Handegg —“

Giſela ſah das verwünſchte gelbe Tuch, er hatte es wieder umgebunden. Der herausfordernde Neckblick Ernas kam ihr in den Sinn. Nein, jetzt muß es weg! dachte ſie. Ohne weitere Worte trat ſie auf ihn zu.

„Was wollen Sie?“ fragte Handegg.

„Ihr Tuch!“

„Mir wegnehmen? Sind Sie toll? — Für die Fahrt im offenen Wagen hatt' ich's umgebunden —"

„Jetzt sind Sie aber hier!"

„Ja, und hier ist's kühl!"

„Aber Juni ist's; Sommer. Bitte, geben Sie mir das Tuch; ich kann's nicht mehr sehn."

„Dann sehn Sie, bitte, anderswohin. Rühren Sie mich nicht an! Zittern Sie vor mir!"

Gisela lachte ein wenig; mit einem geschickten weiblichen Griff faßte sie den Knoten, löste ihn auf, zog das seidene Tuch vom Halse weg; eins, zwei, drei, so hatte sie's. Dann trat sie zurück und verneigte sich: „Ich dank' Ihnen sehr. Ich nehm's als Geschenk von Ihnen an. Wie liebenswürdig! Grade so ein Tuch, von dieser Farbe, hatt' ich mir gewünscht." Sie steckte es in die Tasche und nickte dem „Despoten" dankbar zu.

„Na, was soll man da nun machen?" sagte Handegg zu Dalberg, indem er ein etwas verlegenes Lächeln hervorbrachte; seine runden Wangen glühten. „Wenn man durch diese weibliche Grazie und — und Heiterkeit entwaffnet wird!"

„Und durch diesen Mut!" erwiderte Dalberg mit tiefem Ernst.

„Es ist ja nur zu seinem Besten," entgegnete Gisela ebenso ernsthaft. „Ich werd' Ihnen dann auch mit Mutter eine neue Frau Schulze suchen. Jetzt trag' ich die Erdbeeren in die Küche."

Sie grüßte mit dem Kopf, als wär' sie die junge Königin von Holland, und ging ins Haus.

* * *

Der Garten am Herrenhaus von Mühlheim war wie das Herrenhaus: nicht beſonders groß, noch vornehm, aber ſo gut angelegt, daß er viel größer ſchien, als er war, und daß er für alles Raum hatte, was man von ihm wollte. Hinter dem Gemüſegarten war ein Croquetplatz und ein Tennisplatz; unter einem gewaltigen Apfelbaum, auf deſſen unteren Aeſten man ſitzen konnte, ließ ſich im kurzen Graſe tanzen; nicht weit davon winkte ein Gartenhäuschen, für ſchlechtes Wetter, für ſtille Leſer, für ländliche Konzerte. Gewundene Wege, in denen man verſchwinden konnte, führten zwiſchen dichtem Gebüſch an den Rändern hin, mit Ausblicken in das weite Land oder auf die Thüringer Berge. In dieſen Tagen herrſchten Jasmin- und Roſendüfte; ſie zogen hinter dem Spaziergänger her oder ihm entgegen; ſie ſchmeichelten ſüß um Dalbergs Sinne, während er mit dem aufgeregten Handegg durch den Garten ging und von den ſo lange verborgenen Unthaten der Frau Schulze hörte.

„Ich hatte keine Ahnung, Dalberg! Sie war immer ſo — — Das iſt die ergebenſte Sklavin! dacht' ich. Während ſie bei jedem Einkauf — bei *jedem*, verſichre ich dich — ihren eignen Vorteil — — Nein, was iſt's für 'ne Welt!"

„Ja, ja," murmelte Dalberg, dem zugleich ein muſikaliſches Motiv durch den Kopf ging, das in dieſen Mühlheimer Tagen mit ihm Fangball ſpielte.

„Dalberg, ich ſag' dir, mir *ekelt* vor dieſen bezahlten Hausverwalterinnen!"

So plötzlich? dachte Dalberg.

„Mir ekelt! Das iſt das einzig richtige Wort!"

„Da wirſt du doch wohl —"

„Was?"

„Doch wohl einmal heiraten müſſen, Alter."

„Ich? — Brr! — — Hm! — — Na, wie iſt dir's unterdeſſen gegangen? Stand'ſt da eben ſo gemütlich bei den drei Mädels. Fängſt du an zu wählen? Wie?"

Dalberg ſchüttelte tragiſch lächelnd den Kopf. „Es bleibt ſo, Handegg: allerliebſt, die drei, als drei. Wenn man ſie zuſammen nimmt! So im Viertelduzend! — Aber einzeln —"

„Nein, ſo ein Menſch!"

Handegg blieb ſtehn; in ſeine Augen kam ein heimliches Glimmen, dann eine Art von Lachen. „Nein, da muß ich ſagen, ich find' ſie doch auch einzeln famos! Zum Beiſpiel, das war doch ganz bedeutend, wie dieſes furchtloſe Mädel mir das Halstuch wegpraktizierte; wie viele hätten das gekonnt? Mit dieſer genialen Friſche; wie?"

„Drollig genug war's —"

„Famos! — — Ich hab' doch nicht zu ſehr nachgegeben? Man kann doch nicht im Ernſt ſagen: die hat über ihn geſiegt?"

„Ein junges Mädchen, Handegg!"

„Das mein' ich."

„Und ein Spaß!"

„Natürlich."

„Und männliche Galanterie."

„Gewiß! — Du ſiehſt es alſo ebenſo an wie ich. —

Ja, ein Wettermädel. — Nun muß ich mir die Mutter ſuchen! für eine neue Schulze! — Pfui!"

Handegg ging mit ſeinen kurzen, raſchen Schritten zum Haus zurück.

Still lächelnd, mit philoſophiſcher Verwunderung, ſchlenderte Dalberg zwiſchen den Büſchen weiter. Als er ins Freie kam, ſtand er dicht vor dem Gartenhäuschen; vor deſſen Thür ſaß Kernſtock, ein ſeidenes Käppchen auf dem Kopf, aus einer langen Pfeife rauchend, ein Bild der Gemütlichkeit. Die Zeitung, ſchon geleſen und wieder zuſammengefaltet, lag auf ſeinem Schoß. Der zartblaue Rauch ſtieg langſam und eine Strecke weit grade in die Höhe; dann faßte ihn der Weſtwind, der durch die Bäume ſtrich, und trug ihn über die Büſche weg.

„So gefallen Sie mir, Herr Leutnant," ſagte Dalberg heiter und blieb vor ihm ſtehn. Die beiden Männer hatten ſich ſchon in aller Behaglichkeit befreundet, beim Wein und auch ſonſt. Dem ehemaligen Leutnant Kernſtock gefiel das vor allem, daß ein Profeſſor der Philoſophie den ganzen Aufbau des deutſchen Reichsheers und die Verteilung aller Armeecorps und Diviſionen wie am Schnürchen hatte.

„Da iſt noch ein Stuhl, wenn Sie wollen," verſetzte Kernſtock, mit der Pfeife auf einen angelehnten Klappſeſſel deutend. „Hier iſt Frieden, Herr Profeſſor."

„Der iſt hier überall," erwiderte Dalberg.

„O ja. Kann man auch wohl ſagen: Harmonie im Haus. — Das macht die Hausfrau, Herr Profeſſor."

„Hm!“

Ueber Dalberg — er hatte ſich geſetzt — kam ein verſtohlenes, unhörbares Seufzen. „Ja, ja,“ begann er dann, „Ihre Hausfrau. — Wiſſen Sie, Herr Leutnant . . .“

„Was?“

„Wir ſprechen uns ſo gut, und Sie ſind ſo herzlich zu mir, daß ich Ihnen — einen Vorwurf machen möchte.“

„Einen Vorwurf?“

„Ja.“

„So. — Ihre Aufrichtigkeit ehrt mich. Bitte!“

„Ihre Frau Gemahlin iſt ein ſo außerordentliches — — So etwas durfte doch nicht untergehn; das wiſſen Sie ſelbſt. Ich mache Ihnen zum Vorwurf, daß von Ihren drei Töchtern — ſie ſind alle reizend — aber daß keine von ihnen ſo wie die Mutter iſt.“

Kernſtock ſah ſeinem Gaſt verblüfft in die Augen; dann an ihm hinunter. Ihm fiel jetzt auf einmal in die Sinne, daß der lange, ſchmalſchulterige Profeſſor mit dem mageren, langen Geſicht etwas vom Ritter Don Quixote hatte. Nachdem er das bemerkt hatte, lachte er laut.

„Das werfen Sie mir vor?“ fragte er.

„Ja; wenn Sie erlauben.“

„Da müßten Sie ſich wohl eigentlich an die Mutter wenden! Das wär' dann doch wohl ihre Schuld.“

„Meinen Sie?“

Kernſtock paffte, dann lachte er wieder. „Es kommt mir ſo vor! — Alſo das iſt Ihnen nicht recht, daß keine wie die Mutter iſt. Ja, mein lieber Herr Profeſſor — durfte nicht untergehn, ſagen Sie — aber das Allerbeſte, das wiſſen Sie ja, das pflanzt ſich nicht fort! O ja, keine gewöhnliche Frau — obgleich ſie mich genommen hat — ich bin ja nichts Beſonderes — aber eine herrliche Frau! Wenn einer das ſagen kann, dann kann ich es ſagen. Sie hat mich ja erſt zum Mann gemacht ... Nehmen Sie 'ne Zigarre, Herr Profeſſor; wenn auch nur gegen die Mücken; es ſind ſo viele Mücken hier. Hat mich erſt zum Mann gemacht; das iſt eine Thatſache! Ich ſag's auch offen und ſchäm' mich nicht. War ein etwas leichtſinniger, fideler Leutnant; oberflächlich, wiſſen Sie, wie's ſo viele giebt. Da kam dieſe Frau — und die große Liebe zu ihr — und die wunderbare Hand, mit der dieſe Frau mich führte ... Nehmen Sie noch ein Zündholz; Ihre Zigarre brennt nicht gut. Mich ſo unmerklich führte ... Und das Harmoniſche in dieſer Frau; davon hat man ja keinen Begriff! Wie die Frau harmoniſch iſt. Das ſteckt an. Das knetet einen langſam um. Kurz, und dann war ich kein Leutnant mehr — und wurde ein Landwirt, ein Arbeiter — und ließ das Dilettieren in dieſem und jenem, wobei nichts herauskommt — und — — Ja, was wollt' ich ſagen? — Na ja, daß ſie das gemacht hat. Es iſt Thatſache; ſie hat mich gemacht. Und geht mir's ſchlecht? — Ach du lieber Gott! Ich bin ein ſo glücklicher Menſch!"

Dalberg drückte Kernſtocks Hand. Den Mann lieb' ich! dachte er.

Frau Karoline kam herangeſchritten; noch im ſchlichten Morgenkleid, ein kleines Häubchen auf dem reichen, dunkelblonden Haar. Sie ſchien ein gar feines Ohr zu haben, denn mit einem eigenen Lächeln fragte ſie: „Was hat Ihnen mein Mann von mir vorgeprahlt? Glauben Sie nur nicht alles; in dieſem Punkt übertreibt er gern."

Kernſtock ſchüttelte den Kopf, nach ein paar ſtarken Zügen aus der Pfeife. „Ich hab' kein Wort zu viel geſagt! — Uebrigens, der Herr Profeſſor iſt gar nicht mit uns zufrieden, Linchen. Er wirft uns vor, daß wir keine Tochter haben, die ebenſo iſt wie du."

Frau Karoline errötete, wieder faſt wie ein junges Mädchen. „Die Menſchen ſind ja nicht wie die Blätter am Baum," ſagte ſie dann nach kurzem Beſinnen. „Gott ſei Dank, daß wir mehr verſchieden ſind!"

„In dieſem Fall dank' ich nicht mit," erwiderte Dalberg.

„Einfach eine neue Auflage? — Was wollten Sie denn damit?"

„Sie heiraten," antwortete Dalberg kurz entſchloſſen.

Frau Karoline lachte. „Das iſt ein drolliger Heiratsantrag an die Eltern: es fehlt nichts als das Kind! — Laſſen Sie das nur meine Töchter nicht hören, Herr Profeſſor: die würden das übel nehmen, als wär's für ſie beleidigend, und auf Rache ſinnen." Damit ging ſie auf den großen Apfelbaum zu, der

nicht weit vom Gartenhäuschen mitten auf dem Rasenplatz stand.

„Was willst du?" fragte Kernstock.

„Nur sehn, ob der Tanzplatz ganz in Ordnung ist."

Dalberg folgte ihr langsam. „Darf ich mitgehn, gnädige Frau?"

„Ich bitte!" sagte sie herzlich. „Sehn Sie nur, was für ein Apfelbaum; der schönste, den ich kenne. Unten diese großen wagerechten Aeste; darin hab' ich so oft gesessen, gelesen, geträumt; später mehr die Kinder — die Ihnen nicht ähnlich genug sind; warten Sie nur! — Ja, und dann die ganze Pracht; so ein schöner Riesenbaum! Das ist mir die liebste Zeit im Jahr, wenn der von oben bis unten blüht, im duftigsten Weiß und Rot. Ach, wie viel kann so ein Baum! Er blüht zum Entzücken, er trägt himmlische Früchte; man sitzt auf seinen Aesten, man träumt in seinem Schatten und man tanzt unter ihm herum."

„Ja, ja," murmelte Dalberg. „Er ist ungefähr — —"

„Wie was?"

„Wie Sie!"

„Ich soll wohl heut viel über Sie lachen," erwiderte Frau Karoline lächelnd. „Oder Sie wollen mich eitel machen. Schauen Sie lieber den Rasen an: ob der kurz und weich genug ist."

„Zum Tanzen, meinen Sie."

„Ja, für morgen. Da müssen Sie jedenfalls noch dabei sein! Da soll es hier lustig werden; die Mädels freuen sich lange drauf. Allerlei Verwandte und

Nachbarn kommen. Sie können mich bei der Polonaiſe führen, wenn Sie wollen; die tanz' ich noch mit."

„Früher tanzten Sie viel —"

„O ja! Faſt zu viel! Es war wie ein Kobold in mir. Wenn ich mich nur mit irgendwas herumſchwenken konnte; mit 'nem Kind, mit 'ner großen Puppe. Auch als junge Frau noch —!"

Dalberg nickte: „O, ich weiß! Ich hab' Sie einmal, in unſerm Haus, Menuett tanzen ſehn — das vergeſſ' ich nie!"

„Menuett?" Sie ſah träumend, lächelnd in die Luft. Es war, als finge der Kobold in ihr noch einmal an zu wirken.

„Können Sie das noch?" fragte er.

„Ob ich noch kann?" Ihre tiefblauen Augen blickten ihn unternehmend an; eine leichte Röte trat in ihre Wangen. „Ob ich noch kann?" wiederholte ſie. „So was verlernt man nicht; das heißt, wenn man ſo drin gelebt hat - wie ich. Ich hab' ja als Kind einmal gedacht: ich will zum Ballett!"

„Ach, dann verſuchen Sie doch einmal, liebe gnädige Frau, ob der Raſen gut iſt. Nur ein paar Tanzſchritte! Ein ganz bißchen Menuett!"

„Jetzt? Um Mittag? Ich?"

„Damit ich noch einmal zwölf Jahre alt werde."

„Damit Sie noch einmal —?"

„Ja."

„Sie ſind ein drolliger Herr Profeſſor! — Ja, wenn ich zugleich zweiundzwanzig alt würde ...

Aber das giebt's ja nicht. — Und ſo kann Ihr Wunſch wohl nicht — —"

Sie ſprach nicht zu Ende. Es war doch wie ein Erwachen der „Venus" in ihr; ein faſt kindliches Lächeln ſchwebte über ihr Geſicht. Nach einem leiſen Murmeln, das er nicht verſtand, begann ſie kaum hörbar das Mozartſche Menuett aus dem „Don Juan" zu ſingen und bewegte zart die Glieder dazu. Es war eine verhaltene, gewiſſermaßen verſchämte Anmut der Bewegungen, daß Dalbergs Augen nur hinſtarrten, bis ſie ſich feuchteten. Um ihre Lippen ſchimmerte eine ernſte Heiterkeit, man konnte es kaum Lächeln nennen. Man konnte es auch kaum ein Tanzen nennen. Aber es war ein Schweben und Sich-regen, das für eine Frau in dieſen Jahren, in dieſem Hauskleid, unter dem Apfelbaum, ein rührend holdes Wunder war.

„Nun?" ſagte ſie, wie aus einem Traum erwachend, als ſie wieder ſtillſtand. „War ich ſehr thöricht? Muß ich mich nun ſchämen?"

„Sie — — Sie waren wieder zweiundzwanzig Jahre alt," gab er nur zur Antwort.

„Und Sie wieder zwölf?"

„Ja — ſo zwölf wie noch nie!"

„O!" ſtieß ſie heraus.

Er nahm ihre Hand und küßte ſie. Dann verneigte er ſich tief, mit abgezogenem und geſenktem Hut, wie um ihr zu danken. Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er tiefer in den Garten hinein.

* * *

„Was habt ihr hier miteinander gemacht?“ fragte Kernſtock, der, die ausgerauchte Pfeife in der Hand, von ſeinem Ruheplatz herübergeſchritten kam. „Ich hab' dich ja förmlich tanzen ſehn.“

Frau Karoline nickte ernſthaft. „Etwas Menuett.“

„Weil's der Herr Profeſſor wünſchte?“

Sie mußte inwendig lächeln: bei dieſem Ton ſeiner guten Stimme fielen ihr alte Zeiten ein, in denen ihr noch junger, hitzköpfiger Leutnant auf ihre vielgefeierte Anmut ſchmerzhaft eiferſüchtig wurde. Damals hätte ſie ihn nicht allemal damit necken können; es war zuweilen blutiger Ernſt. Jetzt konnte ſie's ...

„Ja,“ ſagte ſie drollig kokett, „weil mein guter Profeſſor es wünſchte.“

„D e i n Profeſſor?“

„Nun ja, mein Anbeter von damals. — Und es war auch gut, daß ich ihm den Gefallen that; denn die Liebeserklärung, die er damals noch nicht vorzubringen wußte, hat er mir nun h e u t gemacht.“

„Linchen!“

„Thomaschen?“

„Du machſt manchmal Späße, die — —“

Ihre Augen, die ſo ſpitzbübiſch lachen konnten, wenn ſie wollten, ſahen ihn eine Weile ſchweigend an. Aus dem Schelmenblick ward dann allmählich der kluge, überlegene; endlich der fürſtliche, der Junoblick. „O du guter, dummer Mann!“ ſagte ſie darauf, aber mit ihrer ſüßeſten Stimme.

„Na, na!“ erwiderte er aufbegehrend, jedoch etwas kleinlaut.

„Du biſt und bleibſt doch ein dummer Mann!“ fuhr ſie fort, mit derſelben ſtreichelnden Stimme.

„Linchen —?“

Sie that, als ginge ſie fort; nach zwei Schritten kam ſie aber zurück und ſtellte ſich vor ihn hin; ſie war beinahe größer als er. Wie wenn ſie ihn tröſten wollte, ſagte ſie weich: „Aber ich *wollt'* ja einen dummen. Darum nahm ich dich!“ Sie küßte ihn auf den faſt ſchon kahlen Scheitel und ging.

* * *

Dalberg ſchlenderte bis zum Ende des Gartens, in die fernſte Ecke; ihm war wunderbar gemiſcht zu Mut. Er fühlte ſich lächerlich jung und beinah verliebt, wie damals; zugleich rührte ſich der Denker und ſchüttelte über dieſen „Thunichtgut“ den Kopf, ſtaunte in dieſen Abgrund hinein. Wer hat mich doch einmal „Don Quixote“ genannt? dachte er, ein ſchon halbzerfreſſenes Blatt vom nächſten Buſch reißend. Mir ſcheint wahrhaftig, es iſt etwas dran. Alſo aufgepaßt! Selbſtkritik! — Sie iſt eine herrliche Frau, gut. Kernſtock ſagt es ſelbſt. Aber was nützt dir das? Ja, wenn ich ſie wieder zweiundzwanzigjährig machen könnte; und wenn ich ſie dann in mich verliebt machen könnte; und wenn ich ſie von ihrem Mann trennen könnte. Vielleicht iſt das eine ſo unmöglich wie das andere. Jedenfalls iſt das *erſte* unmöglich. Alſo —! Mach, daß du aus dieſem Unſinn herauskommſt. Oder marſchier reſolut auf die Töchter los! Sie ſind ja doch aus ihrem Blut. Jede

hat doch etwas von ihr! Die von ihr das meiſte hat — —

Ja, aber welche denn? Da war er alſo doch beim Wählen — beim Parisurteil. Er lachte vor Mißvergnügen auf. Er zerbiß das Blatt und ging raſcher weiter.

So war er in den letzten Winkel gekommen; hier ſtand auf einer natürlichen Erhöhung eine Ausſichtsbank, die auf die Kette der Berge ſah. Er wollte eben zwiſchen den Büſchen hervortreten, als ihn eine angenehme Stimme aus ſeinem Brüten weckte und ihm ein liebliches Bild in die Augen fiel. Auguſte ſaß auf der Bank, ein Häufchen von Dorfkindern um ſie her; ein paar neben ihr, die andern an ihre Kniee geſchmiegt, eines auf der Erde. Nicht laut, aber klar, betonend, wie für Kinderverſtand, erzählte ſie etwas; die Kleinen hörten andächtig zu. Es ſchien eine ernſte Geſchichte zu ſein; er verſtand nicht jedes Wort, das Gebüſch, das ihn faſt verdeckte, fing manches auf. Die Silben perlten ihr aber wohltönend und weich von den Lippen. Die hat am meiſten von Frau Karolinens Stimme! fuhr ihm durch den Kopf.

„So, und nun iſt die Geſchichte aus!“ ſagte Auguſte nach einer Weile. „Und nun geht die kleine Bande nach Haus!“

„Ach nein, noch was! noch was!“ fing ſogleich eines der Dirnchen an, dem die andern folgten. Das Bübchen auf der Erde ſprang auf; es begann ein allgemeines Schmeicheln, Drücken und Bedrängen. Auguſte blieb aber feſt; „geht nicht!“ ſagte ſie be-

ſtimmt, wenn auch mütterlich. „Ich hab' nun was andres zu thun. Morgen wollen wir ſehn, wer mir's am beſten wiedererzählt. Morgen mittag ſind wir wieder auf dieſem Platz!"

Das kleine Volk ging auseinander. Durch ein kleines Pförtchen in der Hecke ſtoben ſie hinaus; Dalberg ſah noch immer unbemerkt zu. Endlich kam Auguſte, ein Buch in der Hand, in dem ſie wohl hatte leſen wollen. Sie trat ihm entgegen und ſchlug die geſenkten braunen Augen verwundert auf.

„Sie hier?" fragte ſie.

„Ich war ſo frei," erwiderte er.

„Sie haben doch nicht gehorcht, Herr Profeſſor?"

Er lächelte: „Durchaus nicht; nur zugehört. Es war mir ſo ein rührender und reizender Anblick, Sie mit dieſen Kindern. Wie das an Ihnen hing; Augen, Händchen, alles!" Er lächelte wieder. „So hängen die Studenten nicht an uns. — Wär' wohl auch zu viel!"

„Es war auch keine Philoſophie, was ich vortrug," entgegnete das Mädchen. „Ueberhaupt nichts Lehrhaftes; ich unterrichte ja die Kinder nicht. Ich erzähl' ihnen nur zuweilen Märchen und Geſchichten; ſo heut."

„Und die Kleinen waren glücklich; das ſah man!" — Sie gingen nebeneinander hin, dem Hauſe zu. Dalberg betrachtete Auguſte von der Seite. Auch ihr Gang gefiel ihm; er hatte etwas eigentümlich Ernſthaftes, war aber doch jugendlich. „Sie haben aber auch die rechte Stimme fürs Erzählen," ſetzte er hin-

zu. „Das thut ſo viel. Das trifft ſo ſicher in das kleine Herz.“

„Unſre Mutter erzählte uns gern, und ſo ſchön,“ erwiderte Auguſte. „Und dann gefiel mir das ſo ſehr, als ich von der Königin von Rumänien las: wie ſie auf der Inſel Sylt, am Meer, den Inſelkindern Märchen erzählte. Eine Königin! Das iſt Poeſie!“

„Nun, eben eine poetiſche Königin. — Uebrigens, Poetin ſind Sie ja auch; ſo hör' ich wenigſtens —“

„Wer hat Ihnen das geſagt?“

„Handegg.“

„Ach, was weiß denn der! — Ich mache wohl einmal Gelegenheitsverſe; weiter nichts. Ich hab' einmal ein ſatiriſches Gedicht auf ihn gemacht; das hat ihm imponiert. Seitdem ſpricht er von meiner ‚ſcharfen Feder‘, auch von meiner ‚gefährlichen‘ oder ‚blutigen Muſe‘, und thut, als fürchte er ſich vor mir. Ja, Spottverſe kann ich wohl machen; ſonſt nichts!“

Ihre klugen, ſtrahlenden Augen lächelten ihn an. Die iſt doch allerliebſt! dachte Dalberg. Sie hat wohl auch am meiſten der Mutter Blick!

Er ging mit wachſendem Vergnügen weiter; hörte mit Vergnügen, wie der Kies im Gartenweg unter ihren elaſtiſchen Schritten knirſchte. „Ich werde mich alſo nun auch vor Ihren Spottverſen fürchten,“ ſagte er gemütlich.

„Warum denn? Sie haben mir ja nichts gethan. Erſt wenn Sie mir was thäten — dann wehe Ihnen!

OXFORD INSTITUTION

Dann würden Sie merken, daß ich von Chriemhild abſtamme, die ‚lancraeche‘ war!“

„Langrächend, Sie?“ Dalberg lächelte. „Dazu iſt Ihre Stimme zu weich, zu gut.“

„Aber die Bruſt von Erz!“

„Guſti!“ rief jetzt eine helle Stimme. Sie hatten ſich dem Haus genähert; hinter ein paar großen Bäumen hervor kam Erna gelaufen. „Guſti! Der Schulrat iſt da!“

Auguſte ſtand ſtill. „Ach, Unſinn —“

„Mach, daß du ins Haus kommſt! Der Schulrat iſt da!“

Auguſte ward einige Augenblicke blaß; dann flog ſie eine Röte an. „Das — das iſt eine Fopperei! Er hat ja erſt geſchrieben, ob er —“

„Nun iſt er aber plötzlich da. Weil er doch vorbeireiſt, ſagt er. — Da ſteht ſie wie Lots Weib. Komm und gieb ihm die Patſchhand und ſag guten Tag!“

Auguſte fing an zu laufen. Dann beſann ſie ſich aber und ging ehrbar, geſetzt, wie ein weiblicher Oberlehrer ins Haus. Erna ging ihr nach.

O ja, ſie hat viel von ihr! dachte Dalberg, der Auguſten nachſah, bis ſie in der Thür verſchwand. Mehr als die beiden andern, deucht mir! — Sie hat die Intelligenz der Mutter. Das Feine; das Innerlichſte. Kopf und auch Herz; ja, auch das Herz iſt offenbar gut. — Ach Gott, wie viel andres fehlt! — — Das iſt nicht zu ändern. Muß ertragen werden. Dafür ſind wir Profeſſor der Philoſophie!

— — Was will dieſer Schulrat? — Nun, man wird ja ſehn. Wird ja ſehn. Sie gefällt mir jedenfalls viel, viel beſſer, als ich für möglich hielt. Wie ſie da mit den Kindern ſaß . . .

Er mochte noch nicht ins Haus zurück. Ein plötzlicher, wohliger Gedanke durchfuhr ihn: ſich auf einen der Apfelbaumäſte zu ſetzen, auf denen Karoline ſo oft geſeſſen und geträumt hatte, und dort ſein Schickſal weiter zu denken. Er nickte vor ſich hin; das that ſeiner armen Seele gut. „Kehrt gemacht!“ ſprach er leiſe in die Luft und ging wieder in den Garten hinein.

* * *

Erna ſtand im Salon, nicht weit von der Thür zum Gartenzimmer: dort hatte Auguſte den Schulrat gefunden, dort ſaßen oder ſtanden ſie nun und redeten. Was und wie redeten ſie wohl? Erna war ſo neugierig, wie je ein Weib. Ach, daß man nicht horchen ſoll! dachte ſie und horchte; aber nur ein wenig. Es nützte auch nicht: ſie verſtand faſt nichts.

Doktor Joſeph Lang kam aus dem Speiſezimmer, wo er vorhin zu Ernas Erheiterung aus einem komiſchen Buch vorgeleſen hatte; Erna trat geſchwind von der Thür zurück. Joſeph war aber doch zu klug. „Ach, laſſen Sie doch dieſen Schulrat,“ ſagte er, „und die neue Oberlehrerin. Die ſind ja alle beide meſchugge!“

„Wie können Sie ſo von meiner Schweſter reden?“ verſetzte Erna, mit einem ſtreng zurechtweiſenden Blick.

„Seit Sie Doktor ohne cum laude geworden ſind, werden Sie furchtbar übermütig!“

„Ich meinte nur: die ſind offenbar verliebt. Er in ſie — und ſie in ihn.“

„Ach, was wiſſen Sie von weiblichen Gefühlen. Das iſt ſchnurrſam, wie ihr jungen Männer immer — — Ha! ich muß noch etwas Toilette machen. Auf Wiederſehn bei Tiſch!“

„Ach, bleiben Sie doch noch,“ ſagte Joſeph und trat ihr in den Weg. War er nun heut beſonders heftig verliebt, oder hatte ſie einen beſonders guten Tag: ſie kam ihm ſchauderhaft reizend vor. Ihm war, als hätte er hundert Arme, die ſich nach ihr ausſtreckten. „Soll ich Ihnen noch vorleſen, Fräulein Erna?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Das Buch iſt doch zu ſplienig.“

„Oder — wollen wir uns auf dem Tennisplatz üben? Neulich wünſchten Sie.“

„Dazu iſt es zu ſpät, mein Herr. Es wird bald gegeſſen.“

„Oder tanzen wir einmal herum?“

„Wir allein, ohne Muſik? Das iſt mord!“

Sie ſtand aber in ihrem weißen Kleid gar ſo liebreizend da; die zierliche Jungmädchengeſtalt, mit dem lichtblonden Kopf und den luſtig leuchtenden Augen drin, die ihn förmlich zu locken ſchienen. Nur einmal mit ihr durchs Zimmer ſauſen, dachte er, einen Arm um ſie! Er trat vor ſie hin, mit einem inſtändig bittenden Blick. „Sagten Sie nicht vorhin:

es ist hundbar kalt? Zur Erwärmung, Fräulein Erna. Einen kleinen Walzer!"

„Was dieser Herr immer für Wünsche hat. — Also meinetwegen!"

Er nahm sie in den Arm; „ich singe dazu," sagte er. Aber dieses kalte „meinetwegen" hatte ihn gereizt; ihm kam ein trotziges, verrücktes Gefühl, zu dem das andre Gefühl der Sehnsucht in ihm lachte. Dieses Kind! Er hatte sie schon als kleines Kind gekannt. Und sie zog nun die süßen Mundwinkel so prinzeßlich herablassend hinunter: „Also meinetwegen . . ."

Plötzlich neigte er seinen Kopf gegen den ihren und berührte ihr blondes Haar, beim Ohr, mit seinen Lippen.

Erna fuhr zuerst erschrocken zusammen; dann riß sie sich von ihm los. „Ah!" rief sie, außer sich. „Das ist unerhört!"

„Ach nein," erwiderte er sanft, Kopf und Schultern etwas senkend, über seine Unthat selber erschrocken. „Glauben Sie das nicht. Ist schon oft geschehn."

„Es ist unverschämt!"

„Das schon eher," antwortete er zerknirscht.

„Was denken Sie eigentlich von sich und von mir? Hab' ich Sie zu solchen Frechheiten ermutigt, wie? — Jetzt schüttelt er den Kopf. — Das Kopfschütteln, das nützt hier nichts. Auf die Kniee nieder! Das bitten Sie mir auf den Knieen ab!"

„Aber Fräulein Erna!"

„Was? Sie weigern sich?"

„Wegen ſo einer Kinderei ... Was bedeutet denn das zwiſchen Ihnen und mir! Wenn man ſo viele Jahre — ſchon als Kinder —“

„Sie wollen wohl noch immer eins ſein! — Oder Sie haben mir vielleicht nur beweiſen wollen, daß Sie trotz der Pflanzennahrung doch Courage haben. Mich hier am Ohr — — Das iſt rieſig! — Auf die Kniee, ſag' ich! Demütig abbitten!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Fräulein Erna, bedenken Sie. Ein Doktor der Philoſophie!“

„Beinah durchgeraſſelt! — Auch das ‚meſchugge‘ von vorhin ſollen Sie abbitten; das war ungehörig. Eh Sie nicht das alles gethan haben, ſprech' ich kein Wort mehr mit Ihnen! — Dazu lächeln Sie? — Herr Doktor Joſeph Lang, Vegetarier, ich zähl' eins, zwei, drei; wenn Sie dann nicht auf den Knieen liegen, ſo geh' ich aus dieſer Thür!“

„Daran kann ich Sie nicht hindern,“ entgegnete er verſtockt; „Sie ſind hier zu Hauſe.“

„Eins, zwei, drei!“

Joſeph rührte ſich nicht. Das Wort von der Pflanzennahrung und der Courage hatte ſeine Kniee ſteif gemacht. Er trotzte, wie wohl zuweilen Mars der Venus trotzte.

Venus ſah ihn nicht mehr an; ſie rauſchte aus der Thür.

* * *

Mittlerweile waren Auguſte und der Schulrat in eifrigem Geſpräch aus dem Gartenzimmer ins Freie getreten; ebenſo eifrig weiterſprechend wandelten ſie

durch den Garten hin, ohne daß ſie ſahen, wie und wo. Regierungsrat Neubauer, der Schulrat, ſommerlich dunkelgrau gekleidet, mit einem unternehmenden Schlapphut bedeckt, bewegte den rechten Arm nach ſeiner Gewohnheit lebhaft hin und her; den Kopf etwas vorgeneigt, die vergeiſtigten Augen durch die Brille blitzend, ſprach er warm, faſt feurig, beredt, in wohlfließenden Sätzen, oder hörte ſeiner jungen Mitwandrerin andächtig zu. „Laſſen Sie mich jetzt noch einmal auf meine erſte Rede zurückkommen, mein verehrtes Fräulein," ſagte er, als ſie den Raſenplatz bei dem großen Apfelbaum erreicht hatten, und blieb ſtehn; „auf das Ueberraſchende, Wunderliche, daß ich erſt ſchreibe: darf ich kommen? und dann plötzlich da bin! Es muß, es muß Sie befremdet haben —"

„Nein," unterbrach ihn Auguſte raſch. „Glauben Sie mir doch, Herr Regierungsrat. Was ein Mann wie Sie thut, kann mich nie befremden. Bitte, für ſo klein oder kleinlich halten Sie mich nicht!"

„Es giebt eben — im Menſchenleben Augenblicke," fuhr Neubauer fort, der noch reden wollte; „da entſcheidet der Impuls — er geht mit einem durch, wenn Sie wollen — nein, Sie ſchütteln ſo lieb und herzlich den Kopf. Er ging alſo nicht mit mir durch; — aber ich mit ihm. Eine — eine Ungeduld, verſtehen Sie, die ich ſonſt nicht kenne. Denn — bedenken Sie nur eins —"

„Ich brauche da gar nichts zu bedenken, Herr Regierungsrat," fiel ſie ihm wieder ins Wort. „Wenn

wir lieber das andre zu Ende führen wollten — unſer Geſpräch über die Dichter im deutſchen Oſten —"

Es war noch zu früh: Neubauers Herz hatte noch durch die Blume zu ſprechen. „Bedenken Sie nur eins!" fing er wieder an. „Wenn zum Beiſpiel ein Botaniker, der die Pflanzen ſeiner Heimat ſo ziemlich kennt, auf einem Spaziergang plötzlich eine Blume erblickt, die er noch nie geſehen hat, die ihm ſo — ſo fremd vorkommt wie aus einem tropiſch geſegneten Land — wird er ſich dann nicht ſagen: Halt! Bleib ſtehn! Bück dich nieder! Die darf dir nicht entgehn! Sehn Sie, ſo ungefähr, das wollt' ich nur ſagen, traten Sie neulich in meinen Weg. Lerneifrige und ehrgeizige junge Damen hatt' ich ſchon manche erlebt, das können Sie wohl denken. Aber — ja, wie ſoll ich das ſagen — ſchmeicheln will ich ja nicht. Aber ſo ein rein idealiſtiſches Weſen — ſo jugendlich fröhlich bei der Wiſſenſchaft — dem die Lernfreude ſo auf den Augen ſtrahlte — das hatt' ich noch nicht geſehn! So nicht!"

„Herr Regierungsrat," ſtammelte Auguſte, von ſo viel Anerkennung aus ſolchem Mund wie betäubt. „Sie beſchämen mich —"

„Niemand auf der Welt kann Sie beſchämen! — Und ſowie Sie von Berlin abgereiſt waren, ſtand der Entſchluß in mir feſt: ja, die muß ich wiederſehn! In ihrem Zuhauſe, in ihrer Luft, in all ihrer Menſchlichkeit. Und dann — — na ja, und ſo bin ich hier!"

„Und wie freu' ich mich, Herr Regierungsrat. Wie freuen ſich die Meinen." Auguſtens Augen ſtrahlten

ihn an. „Was für ſchöne Geſpräche werden wir haben, wenn Sie eine Weile bleiben mögen. Das fühlte ich ja gleich vorhin, als Sie mir ſo freundlich — — Darf ich Ihnen meinen Gedanken zu Ende ſprechen?"

„Ich bitte ſehr!" erwiderte er, hob den rechten Arm und ſah ihr durch die Brille herzlich lächelnd in das ſchön erregte, rotwangige Geſicht.

„Da ſtehn ein paar Stühle unter dem großen Apfelbaum. Da ſitzen wir ſo oft. Kann ich Ihnen dort —?"

„Wie Sie befehlen, mein verehrtes Fräulein!"

Sie gingen über den Raſen, unter den Apfelbaum; ſie ſetzte ſich, er dann auch. Holla! dachte Dalberg, der nicht hoch über ihnen auf einem der wagerechten Aeſte ſaß, von Laub und Zweigen bedeckt. Wollen ſie hier ihre Gedanken austauſchen? Wo bleiben dann meine eigenen? — Da ſitzen ſie ſchon. War's denn möglich, daß ſie mich nicht ſahen? — O ja, bei ſolchen Ohrenmenſchen iſt alles möglich. Sie hören nur. Schau, wie ſie ihn hört! — Auguſte! — Er wird doch nicht von Liebe —? Dann huſt' ich!

„Das war damals, in Berlin, meine Meinung;" ſo beendete Neubauer eben ſeine Rede. „Bitte, nun ſprechen Sie!"

„Es iſt ja vielleicht nur eine ſpintiſierende Grille, Herr Regierungsrat," fing Auguſte an. „Ich denke aber ſo: es wäre doch intereſſant, herauszubringen, wo unſre öſtlichen Dichter ihre eigentliche Stammwurzel haben; denn öſtlich von der Elbe iſt ja alles

deutſche Land Kolonie und alles deutſche Volk iſt eingewandert. Aus allen deutſchen Gegenden her, nicht wahr —"

„Allerdings. Das kann man wohl ſagen. Wenn auch zumeiſt die Nachbarn kamen: Niederſachſen, Thüringer."

„Aber die andern doch auch! Franken — Schwaben —"

„Gewiß!"

„Da beſchäftigt mich nun gern die Frage: ſollte man nicht aus der Eigenart dieſer Dichter und Künſtler, aus ihrem ganzen Sein und Schaffen noch erkennen können, von wo ihre Vorfahren kamen und wes Stammes ſie eigentlich ſind? Richard Wagner zum Beiſpiel, der ‚Sachſe', der Dichterkomponiſt! Dieſe zähe Energie, dieſer grübelnde, träumende, bohrende Eigenwille — ſollte das nicht ein richtiger ‚Schwabekopf' ſein?"

Neubauer lächelte. „Nun ja," ſagte er nach kurzem Schweigen. „Warum nicht? — Wir haben nur keinen Beweis."

„Vielleicht kann man Beweiſe finden, denk' ich, wenn man nur erſt die Frage geſtellt hat! Das wollte ich neulich in Berlin noch ſagen; kam nur nicht mehr dazu. Zum Beiſpiel, wenn man Familientraditionen entdeckte, oder alte Aufzeichnungen, die in die alte Heimat zurückführen. So könnte man am Ende jedem Stamm den Anteil an der deutſchen Dichtung geben, der ihm in Wahrheit gebührt!"

Auguſte! Auguſte! dachte Dalberg im Apfelbaum,

mit einem leichten geiſtigen Schauder. Biſt du ſo gelehrt? Trägſt du ſo blaue Strümpfe? — Und dabei lächelt ſie doch ſo lieb. — Schulrat! Was ſagſt du dazu?

Neubauer ſprach ſchon; „hm!“ begann er zögernd. „Der Gedanke hat etwas Beſtechendes, das geb' ich ja zu. Die Vergangenheit wird aber oft ſo weit zurückliegen, die Urquelle ſo fern ſein —“

„Verzeihen Sie,“ fiel ihm das Mädchen ins Wort. „Das entmutigt mich nicht: wie viel Verſchüttetes wird gerade jetzt wieder ausgegraben? Wie viel ſcheinbar Verlorenes findet man doch noch auf? — Ich hab' mich jetzt mit den neueſten oſtelbiſchen Dichtern beſchäftigt, Herr Regierungsrat. Da iſt dieſe Johanna Ambroſius, die Oſtpreußin. Nach Oſtpreußen ſind vertriebene Salzburger Proteſtanten gezogen; wenn Johanna eine Urenkelin von denen wäre? Bei ihren Gedichten war mir zuweilen, als hörte ich das Salzburger Blut heraus! Dieſe Miſchung von Leidenſchaft und Lieblichkeit ... Wie denken Sie darüber, Herr Regierungsrat?“

Die heiraten? dachte Dalberg, mehr und mehr beſtürzt. Da ſitzen ſie unter dem Baum — er iſt hergereiſt, um ſie wiederzuſehn — Liebe! ſollt' man denken. Und ſie reden von den oſtelbiſchen Dichtern ...

„Ich bin da leider nicht kompetent, mein verehrtes Fräulein,“ erwiderte Neubauer, indem er ſeinen Hut neben ſich auf den Raſen ſtellte. „Mit dieſer Volksdichterin hab' ich mich noch wenig befaßt.“

„Aber Hermann Sudermann, der Oſtpreuße — — was meinen Sie, Herr Regierungsrat?“

„Hab' mich mit der Frage noch nicht beſchäftigt —“

„Sudermann muß ein Franke ſein! Das empfind' ich oft. Ich fühl's faſt im Stil. Aus fränkiſchem Ritterblut!“

Nein, nein, nein! dachte Dalberg, auf ſeinem Aſt beinahe hörbar rutſchend. Auguſte, nimm 'nen andern! — Die hätte am meiſten von der Mutter, dacht' ich. Nein, am wenigſten. Nein, Minerva, leb' wohl! Dir geb' ich den Apfel nicht!

Neubauer nahm eben Auguſtens Hand, er ſprach verbindlich beiſtimmende Worte, er lächelte ihr zu. In dieſem Augenblick erſchienen zwei Geſtalten, die Dalberg aus dem Baum erlöſten: Giſela und Erna kamen vom Hauſe her, Arm in Arm. „Zum Eſſen! Zum Eſſen!“ rief Giſela mit ihrer kraftvollen, tiefen, etwas harten Stimme. Erna blies auf einer Kindertrompete.

„O!“ ſagte Neubauer und ſprang auf. „Ich ſollte noch etwas Toilette machen!“ Er nahm ſeinen Hut und eilte mit großen Schritten dem Hauſe zu, vor den Mädchen her.

Ernas neugierige Augen hatten geſehn, daß des Schulrats und Auguſtens Hände ſich vereinigt hatten. „Nun?“ ſagte ſie, als ſie näher kam, mit einem mutwilligen Frageblick.

„Was nun?“ fragte Auguſte zurück.

„Wie ſteht's?“

„Wir ſind einig!“ antwortete Auguſte, von träumeriſcher Freude ſtrahlend.

Giſela trat hinzu. „Einig? Schon?“

„Ich gratuliere!“ rief Erna.

Jetzt verſtand Auguſte erſt, was die beiden meinten. „Ach, ihr ſeid — verrückt! — Ich ſprach von dem Thema, über das wir geſprochen und geſtritten hatten. — Ihr bleibt ewig Kinder!“

Sie wies ſie mit einer unwilligen Gebärde von ſich und ging auch dem Hauſe zu.

Dalberg, Giſela und Erna ſchauten ihr in ungefähr gleichen Gefühlen nach. Nein, dachte Erna, Joſeph Lang hat recht, ſie iſt doch meſchugge!

* * *

Es ging am nächſten Tag auf den Abend zu, einen langen, hellen Juniabend; das Gartenhäuschen beim Raſenplatz, mit Laubgewinden geſchmückt, mit weit offener Thür, legte ſeine letzte Gala an. Eine ſchöne farbige Thüringer Decke lag ſchon auf dem Tiſch, auf dem zwei mächtige Bowlen ſtanden, mit einer edlen Miſchung gefüllt. Jetzt galt es noch, die Bowlen zu bekränzen; das hatte die wirtſchaftliche Giſela übernommen, und mit Dalbergs Hilfe ſchleppte ſie eben die Kränze herein, die man in der Hausveranda mit vereinter Mühe gewunden hatte. „Sie ſind der liebenswürdigſte von der ganzen Geſellſchaft,“ ſagte Giſela huldvoll dankbar und nahm ihm den einen Kranz vom Arm. „Uebrigens, daß Profeſſoren liebenswürdig ſind, hab' ich ſchon gewußt; aber daß

ſie auch ſo geſchickt ſein können wie Sie, das hatt' ich eigentlich nicht gedacht!"

„Wir Profeſſoren überraſchen gern durch das Unerwartete," verſetzte Dalberg heiter.

„Darf ich dann Ihre unerwartete Geſchicklichkeit noch weiter in Anſpruch nehmen?"

„Bitte ſehr; dazu bin ich ja hier. Dero Sklave!"

Giſela ſchaute ihn mit den großen blauen Junoaugen an; es war nicht zu ſehn, ob ſie ſich mehr über dieſen Sklaven, oder überhaupt über einen Sklaven freute. „Alſo dann, bitte, übernehmen Sie eine Bowle; ich die andere. Zunächſt bekränzen wir ſie. Machen Sie mir nur alles nach!"

Was für große Bewegungen ſie hat! dachte Dalberg, während ſie hantierte. Sie probierte, verwarf, fing von neuem an. Er folgte ihr mit den Augen, weil er ihr's nachmachen ſollte; es that aber auch ſeinen Augen wohl. Es war alles ſo reſolut an ihr. „So," ſagte ſie endlich, „jetzt geht's. So wird's am hübſcheſten. Jetzt, Herr Sklave, vorwärts!"

Dalberg mußte lachen. Dieſes Kommando klang ſo ſelbſtverſtändlich; als hätte ſie ihn wirklich auf dem Sklavenmarkt gekauft. Und es ſtand ihr gut! — Er fühlte förmlich, zu ſeiner pſychologiſchen Ergötzung, wie ihm der Dienereifer in die Glieder fuhr. Er that, was er konnte. Während Giſela ihr eigenes Werk vollendete, ſah ſie ihm mit mütterlich kritiſchen Augen zu. Ein billigendes Nicken war dann ſein Lohn. Er fühlte — und mußte wieder innerlich lachen — wie er ſich daran freute.

„So, nun probieren wir!“ kommandierte jetzt die tiefe Stimme.

„Was denn probieren, mein Fräulein?“

„Das da in der Bowle.“

„Das hat ja Ihr Vater schon —“

„Ach, der Herr Papa! Der hat keine Zunge. Mutter läßt ihm nur das Vergnügen, weil er glaubt, daß er eine hat. Wir probieren aber immer nach; Mutter oder ich. Darum steht hier ja auch alles, was man etwa noch braucht. Haben Sie 'ne Zunge, Herr Sklave?“

Dalberg lächelte: „Ich bitte Sie! Ein Professor! — Ein Mann ohne Bowlenzunge hält sich kein Jahr auf einer deutschen Universität.“

„Also — wollen sehn!“

Sie schöpfte aus einer Bowle in ein Probeglas. „Bitte, Sie zuerst! — Mit Andacht!“

Dalberg trank und schmeckte. „Die Bowle ist tadellos,“ erklärte er dann.

„Sollte um eine Schwebung weniger süß sein,“ entgegnete Gisela, nachdem sie auch probiert hatte.

„Ist tadellos,“ wiederholte er.

Ihre Augen blitzten ihn drollig an: „Sklave, schweigen Sie! — Ach, Sie haben ja gar nicht mit der rechten Andacht probiert. Warum guckten Sie mich dabei beständig an?“

„Weil ich, als Professor des Sybaritentums, zwei Genüsse vereinigen, Zunge und Auge zugleich glücklich machen wollte. Sie sahen so — höchst ansprechend junonisch aus, während ich probierte.“

„Ah! Sind Sie auch Professor der Schmeichelei?"

„Ach nein, mein Fräulein. Darin kaum Student."

„Das hoff' ich!"

Sie nippte noch einmal an dem Probeglas, zog die Brauen ein wenig zusammen, wie zum tiefsten Ernst, und schmeckte. Ei, wie steht dir das gut! dachte er. Nein, die ist mir lieber als Minerva! Die ist w e i t mehr der Mutter Kind! — Die schönen blauen Augen. Das Fürstliche. Wie allerliebst hat sie eben kommandiert! — Und die Prachtfigur. Die Gesundheit. Und das Wirtschaftliche. Die wird eine Hausfrau! — Wenn denn schon gewählt sein soll — Juno Gisela!

Gisela hatte in die Luft gesehn, jetzt erwiderte sie seinen Blick. Der ihre war so frauenklug: er merkte, daß sie sah, was er fühlte. Ein flüchtiges, kaum zu erfassendes Lächeln, offenbar ein Lächeln der Befriedigung, flog über ihr Gesicht.

Es schien, als wollte sie auch gleich ihre Macht versuchen. „Ach, sagen Sie, Herr Professor," fing sie wie völlig harmlos an; „mir fällt eben ein — — Die Bowle ist um ein Atom zu süß; aber ich glaube, das lassen wir. — Mir fällt eben ein: Sie sagten vorhin ‚junonisch'. Und gestern hört' ich zufällig, wie Sie halblaut mit Handegg sprachen; ‚Paris' sagte er, und ‚Juno'. Und Sie lächelten. Und das verband sich eben in meinem Kopf. Und — hängt denn das wirklich zusammen?"

Dalberg schüttelte den Kopf; was konnte er anders thun, als leugnen. „Nein; warum denken Sie? Das ist doch höchstens ein Zufall."

„Der reine Zufall?“

„Natürlich. — Daß Sie etwas Junoniſches haben — ſehr zu Ihrem Vorteil — das hat man Ihnen doch gewiß ſchon oft geſagt.“

Er wird ja mächtig galant! dachte Giſela. Iſt das Eis im Schmelzen? — Uebrigens, ſeien Sie nur ruhig, Herr Profeſſor: da iſt doch ein Zuſammenhang, und dahinterkommen will ich doch!

Auguſte trat in die Thür, mit Erna; Handegg hinter ihnen. Auguſte trug ein helles, aber hohes Kleid; die jüngeren Schweſtern hatten freie Schultern; auch das erhöhte Giſelas Reiz. Die Männer waren, nach Vorſchrift, in ihren Sommeranzügen, nicht im Frack; ſie hatten jeder ein paar Röschen im Knopfloch, die Damen waren mit kleinen Sträußen geſchmückt. „Na?“ fragte Erna. „Iſt die Bowle fein? gelungen?“

Auguſte ſtand ſchweigend da und betrachtete die beiden Probierer. Wie ſehr ſie auch „Minerva“ war, ſie hatte doch auf den erſten Blick geſehn, daß der Profeſſor für Giſela andre Augen als früher hatte. Und ſeine Lippen waren ja förmlich verliebt . . . Erna ſah's nun auch.

„Die Bowle iſt ſo, ſo,“ antwortete Giſela.

Dalberg ſetzte heiter hinzu: „Wir denken aber: la, la!“

So denkt er wohl eben überhaupt! dachte Auguſte.

Seine Wangen glühen ja ordentlich! dachte Erna.

Dalberg, in aufgeregt glücklicher Laune, ſtellte ſich als Sklaven vor; die „Gebieterin“ hörte es lächelnd an. Jetzt ward doch auch Handegg eiferſüchtig; wie in nervöſer Unruhe ging er durch das Häuschen. „Wir ſollten melden: das Feſt beginnt. Man verſammelt ſich zur Polonaiſe!“

„Nun ja, das konnten Sie ja alſo einfach melden,“ erwiderte Giſela übermütig. „Bitte, ſtehn Sie einen Augenblick ſtill. Ja, er hat kein Halstuch. Ich hab' nun hoffentlich für immer geſiegt!“

„Sie geſiegt?“ — Handegg trat aufgebracht vor ſie hin. „Weil ich aus Ritterlichkeit, aus Galanterie — — Ach bitte, Fräulein Giſela, überheben Sie ſich doch nicht!“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich freue mich nur, daß Sie jetzt ein ſo ſchöner, geſunder, tadelloſer Anblick ſind. Sie entzücken mich. Alſo treten wir zur Polonaiſe an!“

Sie zogen zum Tanzplatz hinaus, zum kurzgeſchnittenen Raſen unter dem Apfelbaum. Dort hatte ſich indeſſen die Geſellſchaft verſammelt; nicht viele, außer den Hausgenoſſen ein Dutzend und ein halbes, Nachbarn und Verwandte, ältere und junge. Kernſtock führte eine ältere Dame, der Schulrat eine jüngere; ein Oheim ging mit Auguſte, Joſeph mit einer eben aufgeblühten Couſine des Hauſes; zu Erna trat ein Vetter. Dalberg ließ Giſela dem leiſe brummenden Handegg und ſuchte ſeine Dame, die Hausfrau, auf. Karoline ſtand unter dem Apfelbaum, in einem lichten Seidenkleid, die Bruſt mit einem Sträußchen ge-

ſchmückt. Hinter ihr ſaßen die drei Muſikanten. Sie begrüßte ihn mit einem herzlichen Lächeln.

„Entſchuldigen Sie freundlich mein ſpätes Kommen," fing er an; ſie fiel ihm aber ſogleich ins Wort: „Ich weiß ja, Sie waren noch verhindert, lieber Herr Profeſſor. Heut haben Sie meine ganze Bewunderung: wie haben Sie ſich nützlich gemacht!"

„Bitte," ſagte er, „ſpotten Sie nicht. Nur ein bißchen guter Wille. In ſo einem Haus — für Sie —"

Die Muſik fiel ein, der große Rundgang begann. Hinter Kernſtock und ſeiner Dame ging Dalberg mit Frau Karoline; von derſelben Stelle weg, wo ſie geſtern mittag im Menuettſchritt geſchwebt hatte. Sie zogen in einem weiten Bogen um den Tanzplatz herum; dann über einen zweiten Raſenplatz jenſeit des Hauptwegs, der für das Croquetſpiel hergerichtet war; hier ſchlängelten ſie ſich „mit Grazie", wie Kernſtock von ſich behauptete, zwiſchen den ins Erdreich geſteckten eiſernen Bogen durch. Grazie! dachte Dalberg. Die Grazie geht neben mir! Er ſah ſie zuweilen von der Seite an, ihm ward immer wunderlicher. O wenn du wüßteſt, Mutter Kernſtock, fuhr ihm durch den Kopf, wie ich mich abmühe, an mir arbeite, um dein Schwiegerſohn zu werden. Wie ich dich in deinen Töchtern ſuche. Die dreizehnte Arbeit des Herkules!

„Und Sie werden heut doch fleißig tanzen?" ſagte Frau Karoline, während ſie den Rundgang fortſetzten.

„Ach, ich bin ſonſt kein Tänzer," erwiderte Dal-

berg; „war's auf unſern Bällen nie ſo recht von Herzen. Unſre langweiligen Tänze, bei denen meiſt weder Spaß noch Schönheit iſt; und die heißen Säle! Aber ſo wie heut — da geht's. Auf dem kurzen Raſen, unterm blauen Himmel!"

„Sehn Sie, Herr Profeſſor, das freut mich: ſo hab' ich auch von je gedacht. Unter alten Lindenbäumen! Oder einfach im Gras, — im Mondſchein; ja, wenn Mondſchein war, bin ich als junges Ding oft hinausgelaufen, ganz allein, hab' mich auf der Wieſe bei unſerm Haus gedreht. Ach, wenn einem die Luft durch die Haare wehte — und der goldne Mond herunterlachte — und die Glieder ſich ſo ſelig ſchwangen . . ."

Sie machte nur noch eine Bewegung mit der Hand und ſchwieg. Dalberg ſchwieg dann auch. Ihm war, als ſäh' er die kleine Bacchantin auf der mondhellen Wieſe. Die ging nun im ſeidenen Kleid neben ihm her, als Mutter von drei großen Töchtern; in ihrer Stimme, ihrem Gang, ihren Augen war aber noch die ganze Eva . . . Ach, das nützt ja alles nichts! ſeufzte er inwendig. Vor 'ner Viertelſtunde dacht' ich: Giſela! Jetzt ſeh' ich wieder nur, was der fehlt. Bei der Mutter Juno ſchwingen immer noch ein paar andre ſeeliſche Obertöne mit! — Na, und was wär' aus Paris geworden, wenn die drei Göttinnen, die ſein Urteil wollten, eine gemeinſame Mutter gehabt hätten, ſo wie dieſe Karoline? Dann war's aus mit Paris!

* * *

Die Polonaiſe hatte ſich aufgelöſt, der erſte Walzer begonnen. „Alſo Sie tanzen auch nicht gern?" fragte der Regierungsrat Neubauer, der mit Auguſte den eigentlichen Tanzplatz verlaſſen hatte und wenige Schritte vom Gartenhäuschen ſtand.

„Nicht mehr gern," erwiderte ſie.

Neubauer lächelte. „Es ſcheint, die neun Muſen vertragen ſich nicht gut. — Allerdings, beim Profeſſor Dalberg halten ſie ja recht gut zuſammen, wie es ſcheint. Er tanzt flott drauf los."

Ach, dieſer Dalberg! dachte Auguſte. Er ſchwärmiert wohl auch flott drauf los! Geſtern — wie ſah er mich geſtern mittag an. Und „Sie haben aber auch die rechte Stimme"; und „ſie iſt ſo weich, ſo gut"; und dabei war ſeine eigne Stimme ſo weich und ſo gut. Wie wenn er mir ſagen wollte — — Und heut' der „Sklave" von Giſela. Pfui! Was für Männer!

Neubauer deutete auf das laubgeſchmückte Gartenhäuschen und den Tiſch mit den bekränzten Bowlen drin. „So trinken wir vielleicht ein Glas? Ihr Vater — ein Prachtmenſch — hat uns ja vorhin verkündigt, daß die Bowle jeden erwartet, der Luſt drauf hat. Nun? Hätten Sie Luſt?"

Auguſte nickte; ſie traten ein. Das Häuschen war leer. Sie hörten die Muſik von draußen und ſahen ſich allein. Neubauer füllte ein Glas. Eh' er es aber ſeiner Dame hinreichte, überfiel ihn ein tiefes, ſchweres Atmen. „Fräulein Auguſte!" ſagte er dann.

Zum erstenmal sprach er ihren Namen. Sie errötete.

„Da wir hier so ganz — — Darf ich eine Frage stellen? Heute nach Tisch, in der Geißblattlaube, als wir von Ihrer Zukunft sprachen — da gewann ich den Mut, auch von mir zu reden; von — meinen Gefühlen, mein' ich. Bei Ihrem Verstand, Ihrem Geist — — Sie müssen mich verstanden haben. Es kann nicht anders sein. Sie erwiderten aber nichts darauf ... Sie sprachen von — — ich weiß nicht mehr. Und dann kamen andere. Nun ist aber mein Herz so voll ... Und wir sind wieder allein!"

Ja, ja, Auguste war ausgewichen; damals schwankte ihre Seele noch. Frau Professorin wäre sie wohl gern geworden. Die Blüte der Menschheit! dachte sie. — Aber einen Schmetterling zum Mann — o Gott, nein! Lieber tot!

Sie sah den Schulrat flüchtig an, dann mit weichem Blick vor sich hin. „Ach ja, ich verstand Sie wohl," murmelte sie leise. „Und ich fühlte mich so hochgeehrt; denn ich hab' eine so hohe Meinung von Ihnen — — und mehr. Mir ging aber durch den Kopf: wozu hab' ich dann studiert? Ich will lehren, bilden, wirken. Ich will mir mein Leben selber schaffen!"

„Fräulein Auguste!" Neubauer hielt noch immer das volle Glas in der Hand; es schwankte ein wenig und einige Tropfen flossen über; das störte ihn aber nicht. „Ist es wirklich nur das? Dann verzag' ich nicht. Warum sollten wir nicht mit vereinten

Kräften wirken, für dasſelbe Ziel? Entweder jeder für ſich — Sie als hohe Lehrkraft, ich in meinem Amt — oder wir zuſammen, eine große Schule leitend? Was könnte beſſer und ſchöner ſein? Was wünſchen oder wollen Sie mehr?"

„Wenn das werden könnte —"

„Es wird! Sind wir nur erſt einig, ſo wird's! — Sie ſagten eben: ‚und mehr'. An dieſen zwei Worten hängt's, Fräulein Auguſte. Was bedeutet dieſes ‚und mehr'? Bedeutet es wirklich das ganze Mehr, das für das Lebensglück nötig iſt? wonach ſich mein Herz unausſprechlich ſehnt? Oder war es nur ſo ein Wort?"

Wie wunderbar, daß er nicht alles verſchüttet, da die Hand ſo zittert! dachte Auguſte. Sie fühlte aber in dieſem Zittern, wie ſehr er ſie liebte. Es war ihr, als käme eine Wärme von ihm, die ihr durch alle Glieder ging. Ja, ſie war ihm gut. Ja, ein idealer Bund der Seelen! Ein ſchönes, edles Zuſammenwirken! — Sie lächelte ihn herzlich an und ſchüttelte den Kopf.

„Was ſoll dieſes Kopfſchütteln ſagen, Fräulein Auguſte?"

„Es war nicht nur ſo ein Wort. Es war — mehr, viel mehr. — Es iſt alles drin."

„Auguſte!" — —

Er hob eben die Arme, um ſie an ſeine Bruſt zu ziehen; und nun wäre das Glas Bowle verloren geweſen; aber Handegg und Giſela traten in dieſem Augenblick ein. Sie hatten offenbar getanzt, Han-

degg keuchte und wehte mit dem Taſchentuch gegen ſein Geſicht. Giſela kam gleichmütig majeſtätiſch, als wäre ſie nur einmal über den Raſen gegangen.

Verwünſchte Störung! zürnte Neubauer innerlich; doch zugleich lächelte etwas in ihm vor Glück. Schnell gefaßt hielt er Auguſten das gerettete Glas hin: „Bitte, trinken Sie!“ als hätte er es eben gefüllt.

Auguſte nickte heimlich und trank. Als ſie es halb geleert hatte, gab ſie's ihm zurück. Er drehte es ſo weit herum, daß ſeine Lippen dieſelbe Stelle berührten, wo ihr Mund geruht hatte; dann trank er den Reſt. So war's doch eine Art von Kuß. Ihr war nicht entgangen, was er that, ſie lächelte ihm zu.

Langſam, träumeriſch, den Kopf etwas geſenkt, traten ſie dann ins Freie hinaus.

„Was haben die?“ fragte Handegg, als ſie draußen waren.

Giſela antwortete nicht. Sie ſah durch die Thür, zum Apfelbaum; dort ſaß Dalberg neben ihrer Mutter und ſprach in ſie hinein, als ginge ihn ſonſt die Welt nichts an. Was iſt denn das für ein Menſch? dachte ſie. Foppt er uns? Oder was? Vorhin der „Sklave“, hier bei der Bowle; und machte Augen, als würd' er in einer Viertelſtunde ſagen: werden Sie meine Profeſſorin! Jetzt ſchwenkt er mich einmal herum, aber wie ein elegiſcher Stock. Und ſetzt ſich zur Mutter. Ich red' auf ihn, er hört es nicht. — Sind die Philoſophen alle ſo? Dann zum Teufel mit der Philoſophie!

Sie wandte ſich zu Handegg. „Nu?“ ſagte ſie

mit etwas rauher Stimme, die ſich geſchwind wieder ſänftigte. „Sie hatten ja Durſt? Und Sie trinken nicht?“

Handegg hatte nur Durſt geheuchelt, um hier mit ihr allein zu ſein; denn es war eine große, beſchämende Schwäche über ihn gekommen. Er nahm den Schöpflöffel und ein Glas; der rechte Arm hing dann aber träge nieder, ſeine blaßgrauen Augen ſeufzten Giſela an. Ja, man konnte es ein Seufzen nennen. Giſela, die Arme kreuzend, betrachtete ihn von oben bis unten und las ihn wie ein Buch. Sie ſah, was ſie in dieſen Tagen ſchon mehrmals hatte wachſen ſehn: daß er übervoll war von Giſela-Gefühlen. Was dieſer arme Selbſtherrſcher ſeit Jahren in ſich angeſammelt hatte, faſt ohne es zu wiſſen, das ſchlug nun wie eine Flamme zum Dach hinaus; und den Wind machte die Eiferſucht.

„Mir war eigentlich nicht ums Trinken,“ begann er mit einem neuen Heucheln; ſein rundliches, gutes Geſicht verfinſterte ſich in künſtlicher Erbitterung. „Ja, Fräulein Giſela, ich bin erbittert; jetzt nicht über Ihre Koketterie mit Dalberg, denn darüber lach' ich. Der wiſcht Ihnen auch doch davon! Aber über Ihre beſtändigen Herrſchergelüſte; die ſind — unausſtehlich. Darüber wollt' ich mich doch einmal gegen Sie ausſprechen. Sie vergeſſen, daß ich zur Freiheit geboren bin! Sie herrſchen auch vor den andern an mir herum. Sehn Sie, wohin ſoll das führen? Das kann ja nur — kann ja nur zur Entzweiung führen. Und — Fräulein Giſela — — bei Gott —!“

„Was meinen Sie mit dieſem ‚bei Gott‘?“ fragte Giſela ruhig, mit ſanftem Lächeln.

„Ach, was ſoll ich da meinen. Wie kann ich mich denn mit Ihnen entzweien? Das iſt ja unmöglich. Ich kann ja nicht mehr ohne Sie — — Bei allem, was mir durch den Kopf geht, frag' ich ja in Gedanken Sie. So jetzt, was ich eigentlich thun ſoll, da dieſes Greuel, die Schulze, fort iſt . . . Dann müſſen Sie mich aber auch nicht empören, reizen! meine Gefühle kränken! Ich bin auch ein Menſch!“

„Aber Handegg, Handeggchen,“ erwiderte Giſela gemütlich, „wodurch kränk' ich Sie? Es iſt ja alles nur zu Ihrem Beſten —“

„Ja, das ſagen Sie! Das iſt Ihr empörendes Lieblingswort!“

„Wir ſind alte Freunde. Wenn die ſich nicht von Zeit zu Zeit die Wahrheit geigen, dann ſind ſie keine Freunde mehr. Und was thu' ich andres? — Wer will Ihnen denn Ihre Freiheit nehmen? Ich doch ſicher nicht. Einen unfreien, unſelbſtändigen Mann könnt' ich doch nicht gern haben —“

„Haben Sie mich gern?“

„Ach, ſo fragt man nicht. Sehn Sie, guter Handegg, Sie haben ſich ſo viel Altjunggeſellenhaftes angewöhnt; Sie, ein noch ſo junger Mann! Wie alt ſind Sie denn?“

„Fünfunddreißig,“ antwortete er.

„Schämen Sie ſich geſchwind ein bißchen. Beinah' noch ein Jüngling! Sie leben zu ſtill, zu thatenlos; daran liegt's. Sie ſollten — — Aber nun

geig' ich ſchon wieder zu lange; das halten Sie nicht aus!"

„Doch; von Ihnen halt' ich alles aus. Auf der Welt nur von Ihnen. Ach, Sie wiſſen ja gar nicht — — Giſela!"

„Fräulein Giſela," berichtigte ſie ſanft.

„Alſo Fräulein Giſela. ‚Sie ſollten'. Was ſollte ich?"

„Sie ſollten wieder wirken, ſchaffen! und wenn Sie auch dabei etwas magrer würden; wär' auch kein Unglück. Warum kleben Sie ſich hier ſchon feſt? Nach Afrika wollen Sie nicht mehr —"

„Nein, das hab' ich ſatt!"

„Aber Südamerika! wo Ihr Bruder iſt. Der thut was, der kauft und baut und macht was; der gefällt mir. Wenn Sie ſich zum Beiſpiel mit dem —"

„Ach, Fräulein Giſela!" fiel er ihr ins Wort. Er hatte Glas und Schöpflöffel wieder weggeſtellt, er nahm ihre Hände, ohne es zu wiſſen. „Allein geh' ich nicht wieder fort. Wenn nicht jemand mit mir geht —"

„Wer denn?"

„Wer denn? Sie!"

„Handegg!"

„Giſela Handegg! Wenn die mitkäme —"

„Was reden Sie da?"

Sie wollte ihm die Hände entziehen; er, als Herrſchernatur, hielt ſie aber feſt. „Ich red', wie ich muß; es will heraus! Ich ſeh' ja ein, daß ich nicht ohne

Sie leben kann; ich liebe Sie entsetzlich. Ich hab's nicht glauben wollen, aber es ist so! Gisela!"

„Es ist so? Nicht bloß so wegen der Einsamkeit? weil Frau Schulze fort ist?"

„Ach Gott, nein. Reden Sie nicht so! Ich hab' ja lange gekämpft gegen Sie. Denn herrschsüchtig sind Sie! Die Juno — da hat er recht — die Juno dieses Hauses sind Sie —"

„Was ist das?" rief Gisela aus. „Schon wieder dieses Wort. Warum Juno? Und wer hat recht?"

Handegg ward blutrot. Er schnippte mit den Fingern. „Ach, das — das warf ich nur so hin. Liebste Gisela —"

„Bitte! Wer hat recht? — Wenn Sie mir jetzt ausweichen, oder mich belügen, dann giebt's für Sie keine Gisela mehr. Von wem sprechen Sie? Wer hat recht?"

„Gisela! Ich bitte Sie —!"

„Ein freier Mann ist vor allem ein wahrhafter Mann. Ich verachte Sie, wenn Sie mir nicht die Wahrheit sagen. Gestern sprachen Sie zum Professor Dalberg von ‚Juno' und von ‚Paris'. Galt das mir? Heraus damit! Sonst sehn Sie mich heut zum letztenmal!"

„Großer Gott, was für ein Wort," seufzte Handegg, seine runden Finger durcheinanderwindend. „Also, wenn Sie schon so viel wissen — dann ist's ja eigentlich schon heraus. Ja, Professor Dalberg ... Es war nur so ein Spaß! Er kannte ja Ihre Mutter —"

„Das weiß ich —"

„Und verehrte ſie. Und lernte nun ihre drei Töchter kennen. Aber jede war ihm nur ein Stück von der Mutter — verſtehn Sie — und er wollte die ganze. Und wir kamen auf das Urteil des Paris, ich weiß nicht mehr, wie; und er nannte Sie Juno, und Ihre Schweſter Auguſte Minerva — und die Kleine Venus . . ."

„Das iſt ja alles ganz gut," ſagte Giſela, da Handegg nun verlegen ſchwieg. „Iſt ja förmlich geiſtreich. Aber dahinter ſteckt noch was. Ich ſeh' es Ihnen ja an. Er hat gegen uns drei irgendwie — — Ich haſſe und verachte Sie, wenn Sie mir nicht alles ſagen! Handegg!"

„Ach Gott — nur ein Spaß. Dalberg warf das ſo hin! ‚Die kann man nicht einzeln heiraten' — ſo ſcherzte er . . ."

„Einzeln nicht? Wie denn?"

„Wie denn? Im Vierteldutzend —"

„Ah! — Ah!"

Handegg erſchrak nun doch über ſeine Juno; ſo hatte er ſich's nicht gedacht. Sie wird drüber lachen, hatte er gedacht; — nun, ſie lachte auch; aber wie! Es klang mehr wie ein Kanonenſchuß als wie Heiterkeit. Aus ihren großen Augen fuhren Blitze; die Hände waren zu Fäuſten geballt. Sie war ſchön, vielleicht ſchöner als je; über Handegg kam aber ein niederträchtiges, demütigendes Gefühl: er fürchtete ſich faſt. Hätt' ich nur das Maul gehalten! dachte er. Aber entſchuldige, Dalberg. Was ſollt' ich machen?

„Alſo nur im Vierteldutzend," wiederholte ſie; jetzt ſchien ſie ſchon etwas ruhiger. „Ah, mein lieber Profeſſor, das wird gerächt! Da ſollen Sie ſich wundern! — Dazu brauch' ich Guſtel!"

Sie wandte ſich zur Thür.

„Halt!" rief Handegg erſchrocken. „Giſela! Teuerſte Giſela! Wo wollen Sie hin?"

„Zu Guſtel!"

„Laufen Sie mir ſo fort? Wir waren ja doch eben — auf der Reiſe nach Südamerika —"

„Die wird auch gemacht," ſagte ſie raſch, mit plötzlichem Entſchluß; als hätte auch da die „Rache" geholfen. Ein etwas wildes Lächeln ſuchte ihn zu tröſten. „Seien Sie ruhig, Handegg: wenn Sie wollen, ſo geh' ich mit! — Ich hab' ja ſchon manchmal an ſo was gedacht; nur daß Sie ſo ein Hageſtolz — — Aber nein, jetzt nicht anrühren. Erſt die Rache!"

„Ich beſchwöre Sie —"

„Ich Sie auch: nur ruhig. Es wird nur Spaß gegen Spaß! Er ſoll ſelber mitlachen. Aber —!"

Sie drohte dem unſichtbaren Feind mit der Fauſt. Sie warf dem Freund noch ein Lächeln zu. Darauf war ſie auch ſchon aus der Thür.

* * *

Die Sonne ſank hinter den Gebüſchen, der lange Tag ging nun doch zu Ende; es begann die lange Dämmerung. Dalberg tanzte mit Erna; er tanzte im Scherz vom Raſen weg und in das Garten-

häuschen hinein, wo die Bowle schon so lange winkte. Ernas kleine, feine Ohren hatten sich gerötet, wie das bei Blonden so leicht geschieht; sonst waren aber all ihre Reize lebendig, wie durch das Tanzen durchsonnt und voll aufgeblüht. Sie nahm das Glas, das Dalberg ihr füllte, dankte mit einem jungleuchtenden Blick und leerte es auf einen Zug. „Wenn man im Freien tanzt," sagte sie, „dann kann man so ruhig trinken; da thut's nichts. Nein, was ist so 'ne Bowle gut!"

„Sie tanzen ja wunderbar," versetzte Dalberg, indem er auch für sich aus der Bowle schöpfte. „Das hab' ich in Deutschland noch kaum erlebt; so — so — — das haben Sie von der Mutter geerbt!"

Erna lächelte. „Die Leute sagen's. — Bitte, noch ein Glas!" Sie sah den Doktor Joseph kommen, den sie seit gestern „kalt gestellt" hatte, mit dem sie nur vor den Leuten sprach und nur einen Pflichttanz getanzt hatte; nun wollte sie sich ihm so recht lebensglücklich zeigen. Darum lächelte sie auch dem Professor gar so herzlich zu. Darum war sie in seinem Arm so selig feurig dahingeschwebt. Denn jede junge Venus hat Zeiten, wo ihr das Wehthun wohlthut . . .

„Uebrigens, wir sprechen nur von meinem Tanzen," sprach sie mit ihrer heitersten Stimme weiter (und ihr war doch eigentlich schlecht zu Mut), während Joseph eintrat. „Aber wenn man einen Tänzer hat wie Sie, Herr Professor . . . Man fliegt ja nur so. Verzeihen Sie: das hatt' ich Ihnen nicht zugetraut!"

Dalberg verneigte ſich. O du Kokette! dachte Joſeph, an dem dieſen ganzen Abend eine grimmige, düſtere Verzweiflung nagte; er ging aber (ſo glaubte er) wie ein urfröhlicher Fant herum. Jetzt erzwang er ein etwas geringſchätziges Lächeln, um ſich in das Geſpräch zu miſchen. „Ich weiß nicht — unſer Tanzen —!“ warf er nur ſo hin. „Wir tanzen ſo gebildet — ſo leblos. Nur das Volk verſteht's! Da hab' ich zum Beiſpiel in Steiermark, bei Volksfeſten, im Freien, die echten Steirer geſehn —“

„Ja, in Steiermark ſind die echten Steirer,“ fiel ihm Erna ins Wort; wobei ſie keine Miene verzog.

Joſeph verzog das ganze Geſicht; „ich meinte die echten ſteiriſchen Tänze,“ erwiderte er. „Da ſangen ſie beim Tanzen, noch ganz wie in alten Zeiten. Sangen miteinander und gegeneinander; und dabei drehten ſich die Mädels um ſich ſelbſt herum — und die kühnen Tanzfiguren der Burſche — das war lauter Leben. Poeſie. Ach Gott, unſer Tanzen —!“

„Sie können ja beim Tanzen ſingen, wenn Sie wollen,“ entgegnete Erna trocken und ſchlürfte an ihrem zweiten Glas.

Schnippiſch iſt das Mädel! dachte Dalberg, der ſie über ſein Glas weg betrachtete; aber mit Grazie! — Seine Wangen brannten; er hatte ſich auf dem Tanzboden toll geraſt, ſich in eine verzweifelte Verrücktheit hineingeraſt. Wieder ſo nach Hauſe fahren, wie er gekommen war? Wenn Minerva und Juno nicht ſtandhielten, war nicht noch Venus da? —

Im Dahinwalzen mit Erna, dieſe geborene Bacchantin im Arm, hatte er in einer Art von Rauſch gedacht: kannſt du's nicht in Gottes Namen wie Paris machen? Hatte der nicht recht? Und iſt dieſe kleine Venus nicht doch am meiſten ihrer Mutter Kind? — Wenn ich ihr nicht zu alt wär' — und wenn ſie nicht ſchon an dem jungen Doktor hängt ...

Jetzt ſtand ſie da, ſo anmutig genußvoll ſchlürfend. Und den jungen Doktor verſpottete ſie. Und eine reizende Blume, das war ſie ...

Aber Dalberg ſchüttelte doch den Kopf. Nein, nein, dachte er. Ich hab' gekämpft wie ein Held. Es geht nicht. Zu einer dritten Vernarrung langt es nicht! — Ich behalt' den Apfel!

Er wandte ſich ab, trat in die Thür und trank aus.

„Fräulein Erna!" ſagte Joſeph leiſe.

Erna ſah den Doktor verwundert an. „Mit wem reden Sie? — Ich hab' Sie noch nicht auf den Knieen geſehn. Oder irr' ich mich?"

„Nein, Sie irren ſich nicht. Ich möcht' Ihnen aber etwas ſagen, das Sie intereſſieren wird."

„Mich intereſſieren? Da täuſchen Sie ſich wohl."

„Nein, ich täuſch' mich nicht! — Da Sie mein ‚Niederbrechen' fürchten, wegen der Pflanzennahrung — ich eſſ' ja heimlich Fleiſch, Fräulein Erna. Hab' vor dem Examen, und immer — jeden zweiten Tag —"

„Nein!" Erna ſtarrte den Uebelthäter mit lachenden Augen an. „Nein! Das iſt gelungen!"

Sie erſchrak über ihre laute Stimme; jetzt ſah

ſie aber, daß Dalberg zu ihrem Vater und einer Tante hinausgetreten war und die drei eifrig miteinander ſprachen. „Alſo ſo ein Heuchler ſind Sie?“ flüſterte ſie, mit wieder ſtrengem Geſicht.

„Ich mußte; mein Alter nahm's furchtbar ſchwer! — Jetzt ſieht er's doch auch ſchon anders an, es bekommt ihm nicht; und ich bin mittlerweile Doktor geworden, werd' ihm mit Männerſtolz vor Königsthronen gegenübertreten. Alſo fürchten Sie kein Niederbrechen! — Sagen Sie mir nur eins, ich beſchwöre Sie —“

„Knieen thun Sie wohl nicht gern, Herr Doktor?“

„Sagen Sie mir nur eins: ſind Sie dieſem Profeſſor gut?“

„Ob Sie gerne knieen, hab' ich Sie gefragt.“

„Fräulein Erna! Ich will ja knieen; will Ihnen auf den Knieen ſagen, was ich Ihnen ſchon ſo oft geſagt habe, was Sie aber immer nicht hören wollten —“

„Ihre ſogenannte Liebe!“

„Meine wahre, aufrichtige, brennendheiße Liebe!“ flüſterte er empört. „Sie wiſſen auch, daß ſie ſo iſt. Sie wiſſen es ſo gut wie ich. Aber Sie haben ſich angewöhnt, ſie mir wegzuſpotten —“

„Angewöhnt?“ unterbrach ſie ihn. „Ich hab' einfach nicht gewollt, daß Sie zu mir von Liebe reden. Denn zu einem ernſthaften Verhältnis, fürs Leben, hab' ich mich noch zu jung gefühlt; und zum bloßen Tändeln zu alt.“

„O Gott! So vernünftig?“

„Beſſer als ſo unvernünftig, wie Sie in dieſen Tagen!“

„Die Liebe macht nicht beſonders verſtändig, Fräulein Erna. O, ich hoffte ſo, wenn ich als junger Doktor käme — — Aber Sie goſſen gleich einen Eimer voll Hohn und Spott über mich aus! Na, da wurd' ich trotzig und —“

„Und dann unverſchämt!“

„Unverſchämt? Ein biſſel verrückt!“

„Ein biſſel ſehr!“

„Wie Sie wollen. Ja. Ein alter Geheimer Rat bin ich ja noch nicht! — Da fängt alſo eben die Muſik einen neuen Walzer an. Fräulein Erna! Sie ſollen mich auf den Knieen ſehen, ſobald es ſich ſchickt; das gelob' ich Ihnen. Wollen Sie nun dieſen Walzer mit mir tanzen?“

Sie ſah ihn ungewiß an und ſchwieg noch.

„Und wollen Sie mir geloben —“

„Was noch?“ fiel ſie ihm ins Wort.

„Daß Sie mir's ſagen wollen, ſobald Sie ſich alt genug fühlen zu einem ernſten Verhältnis, fürs Leben?“

„Ach, Sie ſind — ſplienig,“ antwortete ſie, ein plötzliches, geheimnisvolles Lächeln unterdrückend. „Den Walzer will ich mit Ihnen tanzen, ſonſt nichts!“

Sie trat mit ihm in den Garten hinaus. Sobald ſie auf den Raſen kamen, ſchloſſen ſie ſich den Tanzenden an; die Dämmerung ſank weich und abendkühl herab. Ein paarmal ſchwebten ſie wie die andern

um den Platz herum; dann schaute Joseph ihr rätselhaft in die hellen Augen, wie fragend — sie verstand ihn nicht — und schwenkte sie langsam vom Tanzplatz hinweg. Er walzte mit ihr über den Weg und auf den andern Rasenfleck, auf dem man zuweilen Croquet spielte.

„Herr Doktor, was machen Sie?“ fragte Erna, der sonderbar zu Mut wurde und die ihre süße Beklemmung wegzulachen suchte. „Sie führen mich ja in die Fußangeln hinein.“

„In die kleinen eisernen Bogen, meinen Sie? Zwischen denen tanzen wir durch. Ich — — ich möcht' singen, Fräulein Erna.“

„Wie die echten Steirer?“

„Ja.“

„Na, so singen Sie. Mir ist's recht!“

„Singen Sie mit?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Schnaderhüpfel, Fräulein Erna! Wie die im Gebirg. Ich frag' Sie was, in Versen. Und Sie — Sie geben Antwort . . .“

„Auch in Versen?“ fragte Erna und blieb stehn; sie tanzten eben nur langsam, sich wiegend, wie im halben Traum.

„Ja.“

„Ich kann ja nicht!“

„Ach, so ein Schnaderhüpfel, das kommt von selbst. Wissen Sie, wie ich Ihnen neulich so an fünfzig Stück vorgelesen hab'; sie gefielen Ihnen so gut. Zum Beispiel —“

„Warum wollen Sie das jetzt?“ unterbrach ſie ihn; ihr ſonſt ſo leichter Atem ging ſchwer.

„Warum denn nicht? Mir iſt ſo. Fräulein Erna! Seien Sie gut. Zum Beiſpiel, als Vorbild, wie wir's machen ſollten —“

„Ich kann ja nicht!“

„Sie können's ſchon. — Das alte bekannte Schnaderhüpfel:

Und a biſſele Lieb'
Und a biſſele Treu
Und a biſſele Falſchheit
Iſt allweil dabei!“

Sie nickte und lächelte. „Ja; das iſt gediegen. Aber —“

Joſeph führte ſie wieder im leiſe zitternden Arm, tanzte langſam weiter. „Jetzt ſag' ich Ihnen eins von mir; das wird aber nicht ſo gut! — Fräulein Erna ...

Und ich halt's nicht mehr aus,
Und ich frag' dich ganz ſchroff:
Sitzt denn er dir im Herzen,
Der Herr Philoſoph?“

Erna tanzte eine Weile weiter, ohne aufzublicken. „So ſchlecht kann ich's auch noch,“ gab ſie dann zur Antwort, ſcheinbar nur im Spaß. „Aber bitte, ein paar Augenblicke ſtill ſtehn; im Tanzen bring' ich's doch nicht zuſammen.“

Joſeph hielt an. Er atmete jetzt ſchwerer als ſie.

„O Gott, es wird furchtbar dumm!“ hauchte ſie dann. „So, jetzt weiter tanzen!“

Er gehorchte. Mit halbgeſchloſſenen Augen fing ſie an, halb ſingend wie vorhin er:

„Und er kann mir geſtohl'n werd'n,
Und ich ſag' dir nur:
Wenn ſo 'n Alter mich Junge wollt',
Das fänd' ich ur!"

„Erna!" flüſterte Joſeph und lachte vor Freude auf. Er ſah in ihr Geſicht, ſie hatte die Augen nun ganz geſchloſſen; ſo verrieten ſie aber mehr, als ſo lange ſie offen waren. Er faßte ſich geſchwind ein Herz, fand auch raſch ſeine Worte:

„Ach, es liebt dich auch keiner ſo,
Wie ich lieben kann;
Und ſei doch nur — und thu's doch —
Und nimm mich zum Mann!"

„Ach!" ſagte ſie leiſe; weiter nichts. Sie öffnete die Augen wieder; nun ſchien auch ein Traum in ihr zu vergehn, Erinnerungen zu erwachen. Sie ſchaute ihn an und an ihm hinunter; ſie lächelte; ſie ſann. Dann ſprach ſie, mit einem mutwillig ſüßen Blick:

„Ich könnt' dich wohl nehmen,
Doch im Stehn thu' ich's nie;
Erſt ſag' doch — und zeig' doch —
Wo haſt deine Knie'?"

Sie waren wieder an den großen Weg gekommen, aber zwiſchen dichte Gebüſche. Sie konnten den Tanzplatz nicht ſehn. Joſeph kniete nieder. „O Erna!" ſagte er zu ihr empor. Das Glück lachte ihm um Aug'

und Mund. „Ich bereue sehr, daß ich Sie gestern aufs Haar geküßt hab' —"

„Endlich hat er's heraus!" sagte sie zufrieden.

„Und nicht auf den Mund!"

„O Sie Schlimmer! Das ist —"

„Mord!" setzte er hinzu.

„O, Sie sind doch wirklich ..."

Sie sprach nicht zu Ende. Er schaute sie jetzt gar so liebevoll bittend an. Langsam neigte sie ihm ihr Gesicht entgegen; es stand nichts mehr als Verzeihung drauf, und alles, aus dem die Verzeihung kam. Sein Kopf hob sich, und ihre Lippen fanden sich zusammen.

„Erna!" rief nun aber Giselas Stimme, nicht weit von ihnen, hinterm Busch. „Wo bleibt denn diese Erna?"

„Erna!" rief auch Auguste, aus derselben Gegend.

Joseph stand auf. „Ja, ich will!" flüsterte Erna geschwind. „Ich will Sie! Dich! Dich!" Dann lief sie davon.

* * *

Aus der Dämmerung war Nacht geworden; helle, blaue Sommernacht, in die der wachsende Mond hineinlugte, aber doch Nacht. Vater Kernstock hatte die „große Pause" des Tanzfestes ausgerufen; die Hausmädchen zündeten die vielen Dutzende von bunten Papierlaternen an, die am großen Apfelbaum, rund um den Tanzplatz und beim Häuschen hingen. Die Gesellschaft erging sich plaudernd oder träumend in

den Gartenwegen; nur Dalberg blieb mit Frau Karoline, die zu ihm getreten war, auf dem Rasen zurück. Zu seiner Verwunderung kamen die Mägde und der Diener mit Stühlen aller Art, die sie aus dem Gartenhäuschen und von andern Plätzen herbeitrugen, und stellten sie in Reihen auf dem Tanzplatz auf, alle gegen das Häuschen gekehrt. „Was wird denn das?" fragte er. „Wird denn nicht mehr getanzt?"

„O doch," versetzte Frau Karoline. „Dies bedeutet nur ein kleines Intermezzo; auf Verlangen meiner Töchter eingeschoben, von ihnen improvisiert. — Sagen Sie, Herr Professor!" Mit einem reizenden, mütterlichen Lächeln befragte sie sein erstauntes Gesicht. „Was haben Sie meinen Töchtern gethan?"

„Ich? Ihren Töchtern?"

„Ja. Die sind vor einer Weile zu mir gekommen — alle drei auf einmal — und haben mir zunächst einige Ereignisse anvertraut, die — mich nicht ganz überrascht haben; und dann haben sie mir angekündigt, daß sie Ihnen zur ‚Strafe' oder ‚Vergeltung' für irgend was einen kleinen Streich spielen wollen, eine kleine Scene aufführen; so ungefähr sagten sie. Ich könnt' mich natürlich darauf verlassen, daß es nur ein ganz harmloser, fideler Scherz sei; ‚tadellos', wie Erna sagte. Weiter weiß ich noch nichts. Sie unheimlicher Herr Professor, was haben Sie denn gemacht?"

Dalberg, ebenso heiter wie sie zurücklächelnd, zuckte die Achseln. „Ich verstehe nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Dann wird's ja ein Rätsel! — Da klingelt der Doktor Joseph schon mit der großen Glocke; hören Sie: Anfang! Anfang! ruft er. Es scheint, der spielt mit; vor 'ner halben Stunde oder so holten sie ihn. Und Sie wissen nichts?"

„Kein Wort!"

Die Gäste sammelten sich wieder; alles setzte sich. Dalberg, in wunderndem Nachdenken, wollte zur letzten Stuhlreihe gehn; Kernstock hielt ihn aber mit einer seiner gemütlichen Handgebärden zurück. „Bester Herr Professor, für Sie ist ein besonderer Sessel gestellt; sehn Sie hier: ganz allein, vor uns Alten. Es liegt ein großer Zettel drauf: ‚Herrn Professor Dalbergs Stuhl'. Man hat mich gebeten, Ihnen das zu sagen. — Ja, das sieht meinen Mädels ähnlich! Die haben gern so Possen im Kopf!"

Dalberg lächelte, zuckte wieder die Achseln und setzte sich. Er hatte nur gesehn, daß in der Gesellschaft hinter ihm die drei Töchter und noch andre fehlten. Ueber der Thür des Gartenhäuschens erschien jetzt zu seiner Ueberraschung, an Bindfäden auf die Laubgewinde gezogen, ein ganzer Bogen weißen Papiers, auf dem mit mächtigen Buchstaben geschrieben stand: „Das Urteil über Paris, oder der Göttinnen Rache." Gleich darauf öffnete sich die Thür des Häuschens, die geschlossen war; Doktor Joseph Lang trat hervor, wie bisher gekleidet, nur trug er einen viereckigen Zettel auf der Brust, der angab, was er vorstellen sollte. „Merkur, der Götterbote" stand darauf. Er deutete noch mit dem Zeigefinger

hin, um jedes Ueberſehen unmöglich zu machen. Dann kam er auf die Geſellſchaft zu.

„Denken Sie, meine verehrten Damen und Herren,“ fing er mit gutgeſpielter ernſter Wichtigkeit an, „was ſich zugetragen hat und was ich vermelden ſoll; denn ich bin der Götterbote. Drei der hervorragendſten Göttinnen des Olymps — da oben, ſehn Sie, ungefähr wo der Halbmond ſteht — haben in Erfahrung gebracht, denn die Göttinnen erfahren ja alles, daß einer der hier anweſenden Sterblichen in einer mutwilligen Stunde ein Wort über ſie geſprochen hat, das ihnen wie eine Auflehnung gegen ihre olympiſche Hoheit erſcheint. Was für ein Wort das iſt, würd' ich Ihnen gerne ſagen, denn ich bin bekanntlich ſchwatzhaft, aber es iſt mir verboten; und damit ich es ganz gewiß nicht ſage, hat man mir das Wort gar nicht mitgeteilt. Von den drei erlauchten Göttinnen, Juno, Minerva und Venus, hat nun aber Minerva bekanntlich vor allen ſo viel Klugheit und Weisheit und Kunſt, daß es gar nicht zu ſagen iſt; und ſie hat in ihrer edlen Aufwallung einen Stift genommen und Verſe niedergeſchrieben, in denen die drei Göttinnen dieſem unglücklichen Sterblichen ſagen werden, was er alles durch ſeine Kühnheit verſcherzt hat, was ſie in ihrer göttlichen Huld für ihn gethan haben würden, wenn er nicht ſo geweſen wäre! Ich darf natürlich nicht verraten, was ſie ſagen werden, denn ſie wollen in einem unſichtbaren Luftballon ſelber kommen; aber ſo viel möcht' ich denn doch ausſchwatzen: Juno will ihm ſagen —“

„Merkurius!“ rief eine drohende, kräftige Stimme aus dem Gartenhäuschen, deſſen Thür nun wieder offen ſtand; Giſelas Stimme war nicht zu verkennen.

Joſeph knickte zuſammen. Sich langſam wieder aufrichtend, ängſtlich, ſpitzbübiſch, flüſterte er jetzt nur: „Und Minerva will ihm ſagen —“

„Merkurius!“ rief eine zweite Stimme.

Joſeph bückte ſich tief. Dann lief er davon. Er verſchwand hinter dem Häuschen. Aus deſſen Thür traten Giſela, Auguſte und Erna feierlich und langſam hervor; gleich dem Merkur ſonſt unverändert, nur war auch bei ihnen dafür geſorgt, daß man erfuhr, was ſie ſein ſollten. Jede trug einen Zettel auf der Bruſt; „Juno“, „Minerva“, „Venus“ ſtand darauf geſchrieben. Sie gingen bis zu Dalbergs Platz; Giſela ſtellte ſich vor ihn hin, ſie maß ihn mit einem drollig vernichtenden Blick. Dann verſäumte ſie aber nicht, verſtohlen in ihre gewölbte rechte Hand zu ſehn, in der ſie ein kleines Blatt verſteckt hatte, auf dem ihre Verſe ſtanden, denn auf ihr Gedächtnis verließ ſie ſich nicht. Mit tönender Herrſcherſtimme fing ſie an:

„Ich hätt' dich zum Kaiſer von China gemacht
(Wenigſtens wärſt dir ſo vorgekommen);
Da hätt'ſt du komponiert in Kaiſerpracht
(Wenigſtens hätt'ſt du dir's vorgenommen);
Berühmt wär' geworden (Gott weiß, wo)
Dein Lied ‚Die Wacht am Hoangho'!“

Auguſte trat vor Dalberg hin; auch ihr Blick war tödlich. Sie brauchte nicht in die Hand zu lugen, ſie wußte, was ſie gedichtet hatte:

„Ich hätt' dich geſetzt auf den Künſtlerthron
(Umſchwärmt von all den Frauchen):
Beethoven und Mozart in einer Perſon
(Nicht wahr, das könnt'ſt du brauchen);
Und Richard Wagner noch dazu —
Und jetzt, mein Sohn, was biſt denn du?"

Nun trat auch Erna vor den Miſſethäter; ihr half auch ein Blättchen:

„Ich hätt' dir den ſchönſten Zeitvertreib
(Und ohne den kannſt ja nicht leben),
Ich hätt' dir das allerſchönſte Weib
(Nach Mephiſtos Rezept) gegeben;
Nun aber, nun bleibſt du troſtlos ledig —
Zeus ſei dir armem Menſchlein gnädig!"

Die Göttinnen traten ein paar Schritte zurück. Eine kurze Weile war noch alles ſtill; die Verſammlung wußte offenbar nicht recht, was ſie denken ſollte. „Ich verſteh' die Geſchichte nicht," murmelte endlich Kernſtock hinter Dalberg, neben Karoline. „Aber dieſe Mädels — ſchneidig haben ſie's gemacht!"

„Bravo! Bravo!" rief nun Dalberg und lachte ſo herzlich, wie er irgend konnte. Dieſer Schurke von Handegg hat mich verraten! dachte er, während er lachte. „Bravo!" rief er dann wieder und klatſchte.

Nun klatſchte es auch vom Häuschen her; aus der Thür waren Neubauer und Handegg hervorgekommen, Joſeph von der Seite. Die eigentliche Ueberraſchung folgte jetzt: dieſe drei Männer (Joſeph ohne den Zettel) traten zu den drei Göttinnen, die einander wirklich Wort gehalten hatten: Geſtändnis

der „Verplemperung“ in der ersten Viertelstunde! Auch die Eltern wußten schon ... Neubauer, etwas bleich, mit erregt glücklichem Lächeln, nahm „Minervas“ Hand; Gisela hielt die ihre Handegg entgegen; Joseph und Erna legten ihre Hände zusammen. So schritten die drei Paare an Dalberg vorbei (verzeih! sagte Handeggs zerknirschter Blick) und auf Vater und Mutter Kernstock zu. Neubauer, aus dem etwas Feierliches heraus wollte, kniete mit seiner Auguste nieder, lächelnd, zwischen Scherz und Ernst. Darauf thaten es die andern auch.

Kernstock geriet in Gefahr, vor Rührung, Freude und neuer Verwunderung aufzuschluchzen. Er nahm sich aber gewaltig zusammen; mit militärischer Festigkeit stand er auf. „Meine lieben Verwandten und Freunde,“ sagte er mit unversehrter, schlicht fröhlicher Stimme, „es hat sich nämlich heute etwas ereignet, das in diesem Haus — ach, was sag' ich! — das vielleicht in dieser Gegend noch nicht vorgekommen ist. Meine drei Töchter, ja, alle drei! haben sich an einem Abend verlobt. Das werden wir nachher mit Champagner feiern; denn ein solcher Tag —“

Ein mächtiger Tusch fiel ihm in die Rede, den unter dem Apfelbaum, auf ein etwas zu frühes Zeichen Handeggs, die drei Musikanten bliesen. Die Gesellschaft war schon aufgestanden, alles drängte sich herzu, allgemeines Glückwünschen begann. Ueberraschung, Staunen, Lachen, Rufen — es ward ein lautes Durcheinander von Freude.

Dalberg, von alledem doch etwas betäubt, etwas

GERMAN SEMINAR LIBRARY INSTITUTE

wirr im Kopf, hielt all den Verlobten — sechs! — seine Hände hin; sagte Klares und Unklares, wie es ihm auf die Lippen kam. Er hatte das dumpfe Gefühl: diese drei Verlobungen an einem Abend — da hab' ich wohl mitgewirkt!

Er umarmte seinen alten Handegg, um ihm zu vergeben. Endlich sah er sich vor Frau Karoline stehn, deren Augen ihm schon eine Weile nachgegangen waren, die wieder mütterlich gegen ihn lächelte. So konnte nur Karoline lächeln. Sie standen in diesem Augenblick fast allein. Die andern schwirrten hin und her.

„Na, und Sie?" sagte ihre herzliche, mitfühlende, gedämpfte Stimme, in förmlich streichelnder Heiterkeit. „Was Sie hier suchten, das war leider nicht da. Was fangen Sie nun an, wenn ich fragen darf?"

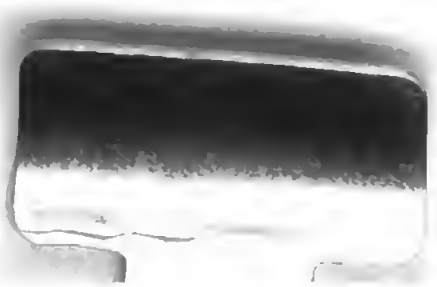
Er sah sie an und zuckte weich die Achseln; es lag alles drin. „Ich suche Sie weiter," antwortete er.

73743851

Schriften von Adolf Wilbrandt

aus dem Verlage der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. Geh. M. 2.50. Eleg. geb. M. 3.50.
Meister Amor. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Novellen aus der Heimat. 2. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Hermann Ifinger. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.
Der Dornenweg. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Die Osterinsel. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.
Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Vater Robinson. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Der Sänger. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Feuerblumen. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Franz. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50. Eleg. geb. M. 4.50.
Das lebende Bild und andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.
Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel in vier Aufzügen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—. Eleg. geb. 3.—.
Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung. 8. Auflage. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Geh. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.
Hairan. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Geh. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.
Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften. Geh. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.
Neue Gedichte. Geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.
Beethoven. Dichtung. Eleg. kart. mit Goldschnitt M. 1.50.

Digitized by Google